Lit. El.
Ss
d. 9. 0
192 VII
4

J. J. Engels

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Kleine Schriften.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Matthaei del:

Blaschke sc.

Kleine Schriften

von

J. J. Engel.

Berlin, 1802.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Lobrede

auf den König.

Gehalten den 24. Januar 1781.

Meine Herren!

Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist; so ist es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabner. An jenem kann noch immer sein Witz oder sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredtsamkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selbst erwecken. Aber wo die Vortreflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannigfaltig, und unbegrenzt sind; wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben so außerordentlichen Kraft der Beredtsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll: da muß der Muth auch des kühnsten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und thut vielleicht seinem eigenen Unrecht: jenem, weil er ihn weni-

ger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist, und diesem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ichs erst sagen, wie sehr dieß der Fall bey dem Lobredner eines Königes sey, welcher die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volks ist, das ihn als seinen zweyten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, die Europa in Erstaunen setzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortreflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offner, immer wachsamer, alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit; nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Eintracht und Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in seinem Reich ist: die höchste in der Verbindung mögliche Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist, wie ein Blick auf das Ganze

der Natur, wo sich jeder einzelne Theil in der Vorstellung verdunkelt: alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Mahlers davon fassen und darstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung gesegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieser Weg nicht die beredte Erzählung seiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines ganzen Charakters wäre, wie er sich durch das Unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausgebildet, und unter so unzählig mannigfaltigen Umständen, in so verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortreflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bey jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden, Vorzuge bey diesem Einzigen findet? Freylich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußersten Linien, treten; aber zu dem vollen, redenden und beseelten, Gemälde fehlen die Farben, oder wenn diese Farben der Sprache selbst

nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeicheley höret, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinns, der keinen ergründet, der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade Alles ist, was er soll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortreflicher Diener glänzte und der nur weise genug war, sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königes, keine, auch nicht die glenzendsten, Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannigfaltigen, soviel andere Talente in sich schliessenden eines Monarchen unterscheidet: der wird der großen Könige, groß im echten Sinne des Wortes, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen. Er wird, schon eh' er sucht, ihrer nur äußerst wenig zu finden hoffen: Denn wie sehr er auch seine Forderungen mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag; so ist und bleibt das Ideal eines Königes das höchste denkbare aller menschlichen Ideale: und wenn, nach

dem allgemeinen Gesetz der Natur, das Vortreflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint; wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchste zu seyn, was Menschen seyn können, beydes die Kräfte und den Entschluß hat!

Schon der speculative Denker, soviel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriff eines Staats zusammendrängen, abschneidet, und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Plänen vergißt, die auf dem Blatte zu zeichnen und zu berechnen, so leicht, und in der Wirklichkeit darzustellen, so schwer sind; schon der Philosoph, sag ich, ob er gleich nur über so vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommenen glücklichen Staate eine seiner Genievollsten Arbeiten ist. Der Philosoph auf dem Throne, — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete thätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloß heißen, sondern seyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müssigste Glied, hervorragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will: welch eine weit größere Masse von Ideen muß er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er schaffen,

oder wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das besondre dieses wirklichen Staats, von dieser eigenthümlichen Lage, diesem Maaß innrer Kräfte, dieser Verwicklung äußerer Verhältnisse, diesem Charakter des Volks, diesen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, diesem Grad der Cultur, diesen vorhandenen Hülfsmitteln. Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade, zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde und doch auch keine ermangle? wie jedes durch jedes unterstützen, die zahllosen Räder der großen Maschine in einander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Disciplin, die Staatsökonomie, jedes für sich und jedes in der Verbindung, auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht, in das eigene zu verweben? wie bey Bündnissen und Freundschaften das Ansehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? alle diese so verwickelten, so unzählig viel befassenden, Aufgaben zu lösen und glücklich zu lösen: Was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muß es seyn, der sich bis zu der Höhe, wo die Uibersicht möglich ist, emporschwingen und mit dem

Blick des Adlers den gunzen weiten Kreis überschauen soll!

Aber dieses Ideal nur innerhalb der Seele schaffen, ist nicht genug; der Monarch soll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben; soll es, bey dem steten Fluß und Wechsel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und aber tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreiffen und nutzen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen oder sie niederkämpfen; soll beydes die fähigsten und die redlichsten Diener wählen, sie weder durch Vertrauen läßig, noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorhersehungsgabe, welche Geistesgegenwart, welche Vereinigung aller der nahmenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist, deren Mangel so oft die weisesten Maaßregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern lassen! Nicht bloß den allgemeinen Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die praktischen Fertigkeiten aller seiner Diener, des Kriegs

und des Friedens, muß der vereinigt besitzen, der sich in der That als aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehn, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groß schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs ist, so ist die zweyte an seinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geist ist ein gebohrner thätiger Geist, dem Muße bald unerträglich und Wollust eckelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahren, Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schweren, das Angenehmere dem Nothwendigern, vorzieht, die nicht dem schmeichelhaften liebkosenden Locken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergetzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Kriegs oder des sichern Friedens, wecken; die nicht das eine Mahl aus Eckel und Uiberdruß weit vor dem Ziel ermattet, noch das andre Mahl im hitzigen, leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt.

Der untergeordnete Diener, in seinem engern Kreise von weit gleichförmigern Geschäften, denen er sich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner, lee-

rer, reizloser Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er so viel als möglich von sich abwälzt: und ein König? Er, dessen Kreis von Geschäften gegen jeden andern so grenzenlos ist; wie viele, selbst der nothwendigern, umumgänglichern, muß er mit aller seiner Neigung streitend, wie peinlich alle die mechanischen, geistlosen in eckler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Versäumniß gleichwohl gefährlich wäre; die alle gethan, und von Ihm, dem großen Genievollen Geiste gethan seyn wollen, der hier über seiner Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Thätigkeit selbst an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben: jedes Herz hat seine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmahl erkrankt, den tödtlichsten giftigsten Uibeln, so ist der große kraftvolle Geist den schrecklichsten verderblichsten Leidenschaften unterworfen: Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerspenstige Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, außer der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eigenen Innern erschallt, noch die gebiethende, warnende, strafende Stimme des Obern; er hat für seine Trägheit einen Sporn, für seine Leidenschaft einen Zügel: aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation, selbst keinem Gesetz unterwürfig, der Richter Aller, von keinem andern gerichtet: was hat er, das ihn in

Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigene Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen seines Busens? Und doch ists um seine echte Größe gethan; verloren ist der Ruhm, den er durch seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben so unumschränkt gibt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt; wenn er für seine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Beßten seines Volkes und seines Throns hat; wenn er nicht zu den seltnen, vortrefflichen, Geistern gehört, bey denen Erkenntniß des Beßten Wille und Wille That ist.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt so gerne, von ihrem Ursprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit, an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich seyn würde. Fordre die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umstände, den Krieg, und fordere sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfen des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichsten Kräften seines Geistes freyes Spiel geben, für die er sich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit widerstrebendem Herzen aufgeben soll: welche Uibel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Ansprengen wirft große Hindernisse zu Bo-

den. Soll der beßte edelste Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, so muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig seyn, ohne Leidenschaft, Leidenschaftähnlich zu handeln: er muß eine Seele voll Feuer und dieß Feuer in seiner Macht haben; nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weise ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, sondern auch überall, wo es ausbrechen soll, es hinzugebiethen. Die allgemeine Liebe des Beßten seines Volkes, und der edle große Ehrgeiz, durchaus den Beyfall der Weisesten, vor allen aber seiner selbst zu haben, muß die reine, herrschende und mächtige, Flamme seines Busens seyn, an der sich jeder einzelne Vorsatz entzünde, die jede seiner Thaten befeure. — —

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten; den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen edlen Geist, der bey innrer Vortrefflichkeit auch die äußern Anlässe sich zu bilden und zu entwickeln fand; den wird vor allen das unsrige durch das Beyspiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die einzige seiner würdige Lobrede ist. Seine Thaten, sowohl des Kriegs als des Friedens, sein öffentlicher und sein besondrer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister, zeugt; so mag das

Reich von dem Geiſte zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo iſt zu unſern Zeiten das Reich, das an abſichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder feſter Verbindung der Theile, dem unſrigen vorſtünde? Oder vielmehr: Wo iſt das Reich, das, als Syſtem mit Syſtem, mit dem unſrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundnen, auf die höchſte durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte; ſo iſts der unſrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majeſtät des Throns ſo innig mit der aufmerkſamſten Sorge für die Unterthanen zuſammenhing, in welchem beyder Erhaltung und Wohl ſo vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht ſo richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, ſchnellen, ausdaurenden Wirkſamkeit die ganze öffentliche Haushaltung ſo unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch ſo mannigfaltige Canäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, ſo tief gegründet, Alles ſo ganz nur ein Räſonnement war; ſo iſts der unſrige. Wenn je ein Staat unverträglich ſcheinende Eigenſchaften in Harmonie ſtimmte, die rauhen Künſte des Kriegs mit den ſanften Künſten des Friedens verſöhnte, und gleich ſehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geiſtesfreyheit, als der äußern Sicherheit durch Macht und durch Bündniſſe wahrnahm; ſo iſts der

unsrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uibel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie, waren; so ists der unsrige. — Nur der Unverstand meistert, und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uibeln verräth, die er mit beßrer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte: die Klugheit, mit tiefern Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbiethung, weil sie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nähmliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offnern entgegenleuchtet.

Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäßer, durch so weise Mittel so wohl erreichter Absicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blicke gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läßt uns schon die Vernunft errathen: daß so ein System nur Werk eines einzigen Geistes seyn konnte: und wer war er, dieser kühne, Genievolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittlern Ansehen zu einem Grade der Macht und des Einflusses erhoben, daß einst halb Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder vor Ei-

fersucht? — sich die Hände both, es zu zertrümmern und zu zerreissen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sichrer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen und, ohne Furcht der Beschämung, laut vor der Welt, von seinem Falle und ihrem Triumphe sprachen; da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergrößrung entdeckte: Er allein wars, der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall vorwaltete, und in jeder auch der mißlichsten Lage Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherrn, aus seiner Seele die Verweser des Staats, ihre Entwürfe, und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der: zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewundrung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geist von seiner Größe und seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkohr.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige mit dem Geist und den Einsichten des Feldherrn, des Staatsmanns,

manns, des Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Ers nicht selbst, der mit aller Uiberredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß? Wars nicht sein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? Wars nicht sein eigener Muth, der sein unüberwindliches Heer befeuerte? seine eigene Kriegskunst, die aller Orten den zwey Mahl, drey Mahl, stärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen schrecklichen Zeitpunct, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß römischer Muth hätte zagen und römische Standhaftigkeit wanken können: wars nicht seine eigene Entschlossenheit, Tapferkeit, Geistesgegenwart, unerschütterte Festigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was sag ich nur vor dem Untergange? — vor der mindesten Einbuße einer Hütte oder einer Erdscholle an den äussersten Gränzen rettete? Wars nicht seine eigene haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen zu Städten, erbauete? das Heer verstärkte? die Zeughäuser anfüllte? die Schatz-

kammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannigfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchsten Punct Gerichtete in der Thätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft und Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke ahndet. Aber bald, bey mehrseitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbiethet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müsse; — und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandne oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthanen innerhalb den Grenzen zu erhalten; wie sollte man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwellende Strom die Aernte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter, Adel fordre werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahndeten Leidenschaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte,

zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Teutschland, gerathe Freyheit und Recht Bundesverwandter Fürsten, in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Grenzen glaubten; diese reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte, über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn sah und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer noch stolzern siegreichen Macht entgegenging, sie angriff, vernichtete, alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte: diese erstaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt sie anders, als den entschiedensten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte, vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie sehr seine

Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege geeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche — Friedliebende Weise, der, weil er Alles ist, was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meisten streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müssigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegrischen Geistes? Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen Geräuschvollen lärmenden Ergetzungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe, spricht und ihr so gerne, für Feinheit und Geschliffenheit, ein wenig Schwäche vergibt; jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Gesanges, vor Allen den Preis gab; wie sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauren, oder mehr ihm Glück wün-

schen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verläugnung kosteten? Bedauren werden wir ihn mit der ersten Empfindung, aber Glück werden wir ihm nach der Uiberlegung wünschen: daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses, die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heers, aber in der That noch bewundernswürdiger ist der stille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und einmahl beschlossen konnten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anziehn: aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Unterthanen erwiedern, und nie von dem einmahl gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihrer Geringfügigkeit mühsamen und ihrer Einerleyheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und kennte noch dieser Monarch nicht Arbei-

ten von ganz andrer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstigt von den Musen, sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern und immer gefährlichern Reizen widerstehen, um freywillig auch die kleinsten reizlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweist einen Adel und eine Größe, die, wenn sie nicht eben so sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabner, als selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr, ist. — —

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe zwischen ihm und dem Volk. Wenn schon Größe an sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt; mit welcher Kraft muß erst Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens, feyert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag; feyern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nur noch jüngst, durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten sorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir feyern, diesen Tag, und was nennen wir feyern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn, und den erschlafften Kräften, durch Ergetzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele, zu ihrer Erleuch-

tung und Vervollkommung, in sie selbst kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feyern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unsers Berufs werden wir, selbst in der Größe des Königs, finden! Dem erleuchteten weisen Weltbürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Zwecke lauter Güte, so wie seine Mittel lauter Weisheit, sind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geist: er ist ihm auch eine belebende Kraft für das Herz; ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderstehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in seinen eignen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so brennenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, daß er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegenbild Gottes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und da sein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil ist: daß er durch Tugend, gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wesen, ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so, wie diese Erkenntniß den Weltbürger; sollte nicht eben so den edeldenkenden Bürger des Staats der stolze Gedanke rühren: daß die Absicht, der er sich widmet, mag sie Aufklärung und Sittenbeßrung des Volks, oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger seyn, in den Plan seines wohlthätigen, großen, erhabnen

Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigne königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren: daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufs mit einem so erhabnen Geiste zu Einem Werke verbindet und in einem höhern Sinne des Worts sein Gesellschafter und Freund wird, als manche — die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehn und die Vergnügungen seiner Tafel theilen? Lassen Sie uns trachten, theure Jünglinge, das wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ohngeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist: Gott nachahmen; so ist es, bey einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, so wie er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punct der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bey vorzüglichern Kräften groß sind; so sind wirs überall, auf dem Thron, im Pallast, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit ist unendlich; aber im Grunde und im Wesen ist es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet.

Uiber

die Schönheit des Einfachen.

Geschrieben 1776.

Das Gespräch, das Sokrates mit dem Sophisten Hippias über die Schönheit hält,*) entscheidet nichts in der Sache selbst, aber den Punct, worauf es ankommt, bestimmt es ganz richtig.

Wir könnten sagen, heißt es, daß bloß dasjenige schön sey, was wir durch die Sinne des Gesichts und Gehörs erkennen. Aber Geruch und Geschmack und Gefühl geben doch auch Vergnügen, haben doch auch ihre angenehmen Gegenstände; und warum befassen wir denn nicht alles unter dem einzigen Begriff des Angenehmen? Warum machen wir aus dem Schönen eine eigne Untergattung, die wir dem bloß Angenehmen entgegensetzen? — Liegt etwa die Schönheit des Sichtbaren bloß darinn, daß es gesehn wird? Nein! denn so könnte das, was gehört wird, nicht schön seyn. Liegt die Schönheit dessen, was dem Ohre angenehm ist, bloß darinn, daß es gehört wird? Auch nicht! denn so wäre wieder das nicht schön, was wir sehen. Oder entspringt etwa das Schöne allererst aus der Ver-

*) Beym Platon im ersten Gespräche: Hippias.

einigung beyder Sinne? Wiederum nicht! denn Gesicht sowohl als Gehör haben jedes seine Schönheit für sich, ohne von einander abhängig zu seyn. — Worinn liegt also das Gemeinschaftliche, das sich bey jedem dieser beyden Sinne, aber auch nur bey ihnen, nicht bey den andern findet? —

Für die zusammengesetzten Empfindungen hat man diese Frage bereits beantwortet, aber noch nicht für die einfachen. Man hat gezeigt, warum Figur, Colorit, Musik, aber noch nicht, warum auch einzelne Farben und Töne schön sind. Gleichwohl fängt der Unterschied, den der feinere Sprachgebrauch unter den Sinnen macht, schon bey ihren einfachsten Empfindungen an. Die Eindrücke des Geruchs, Geschmacks und Gefühls nennt man nur gut oder angenehm; die einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs nennt man auch schön. Man spricht von der schönen Farbe eines Gewandes, dem schönen Roth einer Rose, dem schönen Schlag einer Nachtigall, dem schönen Ton einer Flöte. Wenn also der Sprachgebrauch nicht Unrecht hat, so muß schon in den einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs etwas Allgemeines und Eigenthümliches liegen, wodurch sie sich von den Eindrücken der übrigen Sinne unterscheiden; und damit kommt dann die Frage wieder: Worinn besteht dieses Allgemeine und Eigenthümliche?

Bey Geruch, Geschmack und Gefühl liegt die

Ursache, warum uns die Eindrücke so oder andres rühren, im Körper. Die Seele ergetzt sich über eine vortheilhaft scheinende oder beunruhigt sich über eine nachtheilig scheinende Veränderung des Nervengewebes. — Sollte bey Farben und Tönen die Ursache, warum sie uns angenehm oder widrig sind, nicht auch körperlich seyn?

Das Grüne, sagt man, ist für die Nerven des Auges stärkend und heilsam, und so findet sichs in der That. Wenn ein Auge nur überall Licht vertragen kann, so ist ein sanftes Grün die ihm zuträglichste Farbe. Das zu helle Roth des Scharlachs ist dem kränkelnden Auge schmerzhaft, und selbst dem stärksten, wenn es in zu hellem Lichte gesehn wird, empfindlich. Man mache diesen Fall allgemein, und die Ursache des Gefallens und Mißfallens liegt bey den Farben so gut im Körper wie bey Geruch und Geschmack. — Eben also mit den Tönen: denn einige verstimmen gleichsam die Nerven; andre geben ihnen einen Grad der Spannung, der für sie wohlthätig ist. Man weiß, daß einst Leibnitz den Aerzten eine größere Aufmerksamkeit auf die Wirkung der Töne empfahl.

Schwächer ist freylich Lust und Unlust bey Gesicht und Gehör, als bey den übrigen Sinnen. Aber sollte denn Schönheit nur einen geringern Grad der Sinnenlust bezeichnen? — Wir würden dann nicht das Schöne dem bloß Angeneh-

men entgegensetzen; wir würden uns nicht etwas Anders und etwas Höhers darunter denken.

Oder sollte vielleicht ein Unterschied in dem Gesetze liegen, nach welchem Lust und Unlust erfolgt? Ich denke: eben so wenig! Denn überall ist der gewisse und feste, aber mittlere, gemäßigte Eindruck der angenehme. Was auf irgend eine Art das Werkzeug zu heftig angreift, das mißfällt; was es zu matt und zu weichlich angreift, ein zu ungewisses, ohnmächtiges Bestreben, auf die Nerven zu wirken, äussert, das mißfällt auch. Dem Geschmack ist das Strenge und das Schale, dem Geruch das Heftige und das Fäulichte, dem Gefühl das Starre und das Nachgiebige widrig; und eben so dem Gesicht das zu Glühende und das Fahle, dem Ohr die betäubende Pfeife und das dumpfe Murmeln eines Cicerokopfs. —

Burke, um dieß hier beyläufig zu sagen, sucht die Ursache alles positiven Vergnügens in dem Erschlaffen *). Die einzige Bemerkung widerlegt ihn, die für alle Sinne wahr ist: daß von den mittlern Eindrücken, wo das Maximum des Angenehmen und Schönen ist, sich die Empfindung des Vergnügens und so auch die Benennung: Angenehm und Schön, viel weiter

*) Philos. Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. S. 251. der deutschen Uebersetzung.

nach oben gegen die stärkern Eindrücke, als nach unten gegen die schwächern erstreckt. Nach oben hin nehmlich ist die erste Grenzscheidung zwischen dem angenehmen Schönen und dem auch angenehmen Erhabnen: nach unten hin die andere zwischen dem allein angenehmen Schönen und dem nie angenehmen Eckelhaften. Wo also das Eckelhafte eintritt, da hört das Vergnügen sehr frühe auf; wo das Erhabene eintritt, da währet das Vergnügen noch lange fort. — Das Schöne verliert sich in das Erhabene, und erst bey den sehr merklichen Graden der Erschütterung wird man inne, daß die Grenze ist überschritten worden. — Es ist doch schön! sagt man vom Scharlach, gerade als ob man sichs ungern gestünde, daß man für stärkere Eindrücke zu schwach ist, und also mit Vergnügen die Kraft bemerkte, sie zu ertragen.

In dem körperlichen Eindrucke scheint nach dem, was wir hier ausgemacht, der gesuchte Unterschied nicht gegründet zu seyn: sollt er mehr in der Vorstellung liegen, welche die Seele erhält? Denn irgendwo muß doch ein Unterschied seyn, wenn der Sprachgebrauch Grund haben soll, und den hat er fast immer.

Home unterscheidet die feinern und die gröbern Sinne so: Bey diesen, sagt er, wird die Seele die Berührung des körperlichen Werkzeuges gewahr und denkt sich die Empfindung selbst in dem Werkzeuge; bey jenen hingegen nicht. Der Ge-

euch scheint ihm einige Schwierigkeit zu machen, aber er thut, als ob er ihm keine machte, und entlehnt eben von ihm sein erstes Beyspiel. Wir müssen doch sehen, ob dieser Unterschied hier anwendbar ist?

Zuerst würde dann folgen: daß wenigstens für Bonnets belebte Statue der Geruch eine schöne Empfindung wäre. Denn ich behaupte: so lange diese Statue keine andern Sinne geübt, so würde sie die Berührung des sinnlichen Werkzeuges nicht inne werden und sich auch die Empfindung nicht im Werkzeuge denken. — Doch diese Anmerkung trift noch den rechten Punkt nicht; ich hätte sie sparen können.

Aber zweytens gibt es für das Ohr Empfindungen, die unstreitig angenehm sind, bey denen die Seele die Berührung des Werkzeugs eben so wenig gewahr wird, und die gleichwohl kein Mensch schön nennt. Nicht leicht ist ein Dichter, der nicht von dem angenehmen Flüstern des Zephyrs, von dem sanften Murmeln der Quelle, von dem lieblichen Rauschen des Bachs sollte gesungen haben. Aber noch niemand hat sich leicht des Ausdruckes bedienet: ein schönes Flüstern, ein schönes Murmeln, ein schönes Rauschen. — Und insoferne bestimmt Sokrates den Begriff des Schönen, nicht völlig richtig, wenn er alles das Angenehme schön nennt, was uns durch Gesicht und Gehör kommt.

Die-

Dieser Unterschied, den der Sprachgebrauch macht, scheint uns indessen Licht zu versprechen. Wie, wenn wir ihm nachgingen und durch ihn die Aufgabe zu lösen suchten? —

So wie in allen Erscheinungen der Natur, so gibt es unstreitig auch im Rauschen, und andern hem ähnlichen Eindrücken, Verschiedenheiten. Gleichwohl fiel es noch niemanden ein, mannigfaltige Eindrücke dieser Art so zu verbinden und abzuändern, daß etwas der Harmonie und Melodie Aehnliches entstünde. Die Eindrücke sind hier jeder für sich, angenehm; aus dem wahrgenommenen Verhältnisse derselben, aus dem Uibergange von einem zum andern quillt kein Vergnügen. — Mit andern Worten: es gibt hier keine Einheit im Mannigfaltigen, keine Schönheit des Zusammengesetzten.

Hingegen mit den Tönen, und so auch mit den Farben, ist es ein anderes. Für jene ist die Kunst der Musik bereits erfunden; für diese hat sie erfänden werden sollen: und wenn es noch keine Melodie der Farben gibt, so gibt es doch, in jedem schönen Gemälde, eine gewisse Harmonie derselben. Harmonie unter Farben aber will in Absicht auf Schönheit mehr sagen, als Harmonie unter Tönen. Ein einzelner Accord ist eigentlich nur als einfache Empfindung schön; denn bey dem Sinn des Gehörs, der bloß abgeleitete Eigenschaften gewahr wird, fallen, eben wie bey Ge-

ruch und Geschmack, alle gleichzeitigen Eindrücke in einander, ohne daß sich das Mannigfaltige darin unterscheiden liesse. Beym Gesicht hingegen, das die abgeleitete Eigenschaft der Farbe nie anders, als in der ursprünglichen der Figur erkennt, fallen bey jener wie bey dieser die Theile aus einander, und das Mannigfaltige wird nicht bloß Schlußweise oder durch Auflösung, es wird unmittelbar durch den Sinn selbst unterschieden.

Aus mehrern Tönen und Farben also kann durch schickliche Verbindung Schönheit hervorkommen; sie sind die Elemente der Schönheit, wie die Realitäten der Vollkommenheit. Eben darum nehmen sie Theil an der Benennung, ob sie gleich an sich, als bloß einfache Empfindungen, noch nicht schön sind.

Diese Auflösung scheint richtig; aber nun entwickelt sich eben aus ihr eine andere Frage, ohne deren Beantwortung keine Befriedigung ist. Wie kommt es nähmlich, daß nur Farben und Töne fähig sind, Elemente des Schönen zu werden? — Was unterscheidet sie, als solche, von den einfachen Empfindungen, aus deren Verbindung keine Schönheit entsteht? — Oder, da wir nun eine Empfindung des Gehörs kennen, die den Empfindungen der gröbern Sinne gleich gilt: was unterscheidet das bloße Geräusch, das man nur angenehm nennt, von dem musikalischen Ton, den man schön nennt?

Ein leicht zu bemerkender Unterschied zwischen beyden ist der: daß ein fortwährendes Geräusch uns weit später, als ein ausgehaltener Ton zur Last fällt. An das Ufer eines Baches wirft man sich Stundenlang hin; aber ein Schall, ein Laut, und am meisten ein Ton, der nicht aufhört oder immer hartnäckig wiederkömmt, wird sehr früh unerträglich. — Die Seele, die überhaupt einen Eckel an allen zu einförmigen Vorstellungen hat, muß also die Vorstellung des Tons am allereinförmigsten finden; das heißt: es muß hier in dem Mannigfaltigen, welches noch immer auch die einfachste Empfindung enthält, weniger Verschiedenheit geben, oder: der Ton muß eine unvermischtere, reinere, einfachere, und eben darum auch bestimmtere, abgemeßnere Vorstellung seyn, als das bloße Geräusch.

Bey dem Gesange und der Rede kann man diesen Unterschied, der in der Wirkung Statt findet, auch in der Ursache bemerken. Wer bloß spricht, also Schall hervorbringt, der läßt das Organ in seinem gewöhnlichen schlaffern und schwankendern Zustande; wer singt, spannt es an und gibt ihm, bey jeder Veränderung des Tons, eine ganz abgemeßne, durchaus bestimmte Bildung.

Was aber diese Bestimmtheit und Abgemessenheit zur Hervorbringung der musikalischen Schönheit wirke? sieht man von selbst. Alle Harmonie, und so auch alle Melodie, gründet sich auf

die Wahrnehmung bestimmter Verhältnisse; aber unmöglich könnten die Verhältnisse bestimmt seyn, wenn es die Glieder nicht wären. — Man lasse Mehrere in einander reden, und es entstehet nichts, als ein dumpfes Geräusch, das weder wohlklingt noch mißlingt: man lasse sie in einander singen, und es entsteht entweder der prächtige Wohllaut eines Hendelschen und Graunischen Chors, oder ein wildes wüstes Geheul, vor dem ein jeder davonläuft.

Verbindet man Rede mit Gesang oder Musik, so entsteht abermahls weder Harmonie noch Disharmonie. — In einer neuerlich versuchten Gattung von Schauspielen *), die zwischen Oper und Drama mitten inne fällt, spricht zuweilen der Schauspieler mitten in die Musik: zuweilen fällt die Musik mitten in die Declamation ein. — Feine Ohren wollten hier Mißklang bemerken; noch feinere waren bloß unzufrieden, daß sich nicht Alles zu Einem Wohlklang vereinigte: von eigentlichem Uibelklang wußten sie nichts. Jene schienen für wirkliche Empfindung zu nehmen, was bloß Folgerung aus dem falschen Grundsatze war: daß Alles, was nicht harmonire, disharmonire. Aber der bloße Schall ist nur insoferne widrig, als er die Aufmerksamkeit stört: eigentlich harmoniren kann er so wenig als dishar-

*) Den sogenannten Monodramen, Duodramen, Melodramen.

moniren: denn er selbst ist viel zu wenig bestimmt, um ein bestimmtes Verhältniß zu geben.

Diesen Fall mit den Tönen allgemein gemacht, würde ich sagen: Jede einfache Empfindung, die Element der Schönheit werden soll, muß eine so bestimmte abgemeßne Vorstellung seyn, daß, wenn eine andre eben so bestimmte und abgemeßne dazu kommt, ein sichres und faßliches Verhältniß der einen zur andern entstehe. Durch ihre Abgemessenheit und Bestimmtheit wird jede einzelne Empfindung fähig, Glied einer Reihe zu werden, in welcher die Seele durch lauter sichre Verhältnisse von einer zur andern fortschreitet, und eben diese Fähigkeit charakterisirt sie, als Element der Schönheit.

Die Anwendung hievon auf die Farben ist leicht, und, obgleich die Theorie derselben noch einigermaßen streitig ist, unbedenklich. Euler, wie man weiß, verwirft die Neutonische Erklärungsart und leitet die Entstehung und Verschiedenheit der Farben aus eben den Gründen her, aus welchen die Entstehung und Verschiedenheit der Töne erklärt wird. — Man halte diese Theorie für annehmungswürdiger, weil sie mehr Simplicität in die Natur bringt, oder für gleich unzureichend, weil sie doch nur anders das Phänomen übersetzt, nicht erklärt: es ist für uns genug, daß die Farben nicht bloß einzeln gefallen, daß wir sie vergleichen und Mißhelligkeit oder Uibereinstimmung

unter ihnen gewahr werden; daß wir bestimmte Verhältnisse derselben allgemein anerkennen, und daß schon Versuche, diese Verhältnisse festzusetzen, gemacht sind. — Ja, wären auch noch keine gemacht, so empfindet doch das Ohr die Verhältnisse der Töne, auch ohne daß man an ihre Berechnung denkt, und das Auge würde die Verhältnisse der Farben schätzen, auch ohne daß die Theorie sie entwickelte.

Nunmehro zu dem Punkte zurück, von dem mir ausgingen: warum ist der Geschmack einer Frucht oder der Geruch einer Blume nicht schön? Warum würde es jeden befremden, wenn man mit Burke *), das Süße die Schönheit für den Geschmack, oder nach der Analogie dieses Ausdrucks, das Balsamische die Schönheit für den Geruch nennte? — Weil die Empfindungen dieser gröbern Sinne nicht die Bestimmtheit, nicht die Abgemessenheit haben, daß aus ihrer Verbindung Schönheit hervorkommen könnte. Nicht deßwegen fehlt diesen Empfindungen die Schönheit, weil sie nicht mannigfaltig genug sind, sondern aus dem ganz entgegengesetzten Grunde, weil sie nicht einfach genug sind. — Warum entlehnen aber die feinern Sinne für die ihnen eigenthümlichen Empfindungen Ausdrücke von gröbern Sinnen? Warum sind Farben sanft und Töne süß? Weil sich diese Ausdrücke nur auf den gemilderten körperlichen Eindruck, auf die angenehme Erschütterung des Werk-

*) Am angef. Orte S, 261.

zeuges beziehen und diese Erschütterung allen Sinnen gemein ist.

Angnehm also für den sinnlichen Eindruck und völlig abgemessen und bestimmt in der Vorstellung; das sind die Bedingungen, ohne welche diese Empfindungen nicht schön seyn können. Bey Farben und Tönen finden sich diese Bedingungen unzertrennt bey einander: so daß mit der Bestimmtheit zugleich die Anmuth, und mit der Anmuth zugleich die Bestimmtheit wächst und abnimmt. Immer sind die mittlern Töne zugleich die lieblichsten für das Ohr und die bestimmtesten in der Vorstellung: je tiefer oder je höher sie werden, desto weniger schmeicheln sie dem Sinne und desto schwerer wird ihre Stimmung. Auch für das Auge sind die zu hohen blendenden und die zu tiefen schwärzlichten Farben zugleich die am wenigsten angenehmen und die am wenigsten bestimmten. —

Aber bis jetzt war bloß von Farben und von Tönen die Rede: Gibt es nicht noch andre Schönheit, die aus andern Elementen entspringen? Und wenn es deren gibt; werden die Merkmahle allgemein seyn, die wir hier für die Elemente des Schönen gefunden haben?

Die erste Frage beantwortet sich leicht; denn die Hauptschönheit für das Gesicht und die einzige für das Gefühl entspringt aus ganz andern Ele-

menten, die auch nicht in dem Sinne einfach sind, wie Farben und Töne: aus Linien nähmlich oder aus Flächen. Wenn diese Linien, bleibend und fest, zusammenhängende Umrisse bilden, so haben wir die Schönheit der Gestalt oder Figur; wenn sie eben jetzt erst entstehen und wieder verschwinden, wie in einer anschwellenden und wiederherabsinkenden Welle, so haben wir die Schönheit der Bewegung. Mit Locken zu reden, geben uns die Linien die Schönheit ursprünglicher; Farben und Töne die Schönheit abgeleiteter Eigenschaften.

Was die zweyte Frage betrifft; so erhellt sogleich, daß auch Linien eine bestimmte Vorstellung geben müssen, da nichts der genauesten Berechnung so fähig ist, als sie. Es bleibt also nur das zu untersuchen: ob auch ihre Empfindung körperlich angenehm seyn kann?

In der Bewegung ist zweyerley zu unterscheiden: Geschwindigkeit nähmlich und Richtung. Ein zu hoher Grad der Geschwindigkeit ist körperlich unangenehm; das zu heftig erschütterte Auge schließt sich, und im Gehirn entsteht Schwindel. Es ist ein Eindruck, der nach der Seite des Erhabnen hin ausschweift; so wie das zu langsam Kriechende ein widriger Eindruck ist, nach der Seite des Eckelhaften hin. — Ich folgere, weil das Extremum körperlich unangenehm ist, daß der mittlere Eindruck körperlich angenehm seyn muß.

Die Frage von der Richtung reducirt sich auf die von der Figur. Allzujähling abändernde Linien und Flächen, „Körper, sagt Burke *), die uneben und eckigt sind, verletzen die Werkzeuge des Gefühls, und errregen eine Art von schmerzhafter Empfindung, die aus der gewaltsamen Spannung oder Zusammenziehung der muskulösen Fiebern entsteht.“ — Beynahe das Nähmliche sagt er von dem Gesicht; denn er glaubt, daß die Schärfe der Ecken in den Sehnerven eine Art von gewaltsamer, krampfhafter Bewegung verursache **). — In Ansehung des Gefühls hat er sichtbar Recht; in Ansehung des Gesichts scheint er sich ein wenig zu stark auszudrucken; indessen ist doch immer Wahres in dieser Behauptung. Allein um gründlich hierüber zu urtheilen, müßte man vorher die Ursache des Wohlgefallens an der Continuität der Eindrücke untersuchen, die eben das Hauptmerkmahl der Schönheit ist.

Vorläufig indeß läßt sich das Vergnügen, welches die Betrachtung einer schönen Figur der Seele gewährt, als ein reineres, von körperlicher Wollust unvermischtes Vergnügen betrachten. Es kommt mit dieser Wollust durchaus zu keinem Bewußtseyn; das ganze Vergnügen, das hier genossen wird, scheint immer seinen Sitz in der erken-

*) Am angef. Orte S. 253.
**) Ebendas. S. 262.

nenden und vergleichenden Seele zu haben. Dieß ist sogar auch der Fall mit dem äußersten entgegenstehenden Mißvergnügen an den eckigtsten und verwickeltsten Umrissen; denn wie krank auch das Auge und wie empfindlich es auch gegen die geringste zu lebhafte Farbe seyn mag, so weiß es doch von keinem Schmerz, wenn man ihm eckigte Körper, und von keiner Erleichterung, wenn man ihm Körper von sanftern Umrissen vorhält. Es darf nur überall Licht vertragen können, so öffnet es sich eben so willig für den Würfel, als für die Kugel, und verschließt sich vor dem egyptischen Obelisk so wenig, als vor der korinthischen Säule.

Uiber

die musikalische Malerey.

An den

Königl. Kapellmeister

Herrn Reichardt.

Geschrieben 1780.

Liebster Freund!

So viel ich sehe, wird die Untersuchung die Sie mir aufgegeben, auf folgende vier Fragen hinauslaufen:

Erstlich: Was heißt Malen?

Zweytens, Was für Mittel hat die Musik zum Malen?

Drittens: Was ist sie durch diese Mittel im Stande zu malen?

Viertens: Was soll sie malen und was soll sie nicht malen?

Die Beantwortung dieser Fragen, wenn man sie völlig gründlich geben will, führt hier und da in sehr feine, fast spitzfindige Untersuchungen: Ich will diesen Spitzfindigkeiten ausweichen, nur das, was mir unumgänglich nöthig scheint, voranschicken, und zum Praktischen eilen.

Malen heißt! Einen Gegenstand, nicht durch bloß willkürliche verabredete Zeichen für den Verstand andeuten, sondern ihn durch natürliche Zeichen vor die sinnliche Empfindung bringen. Das Wort: Löwe erweckt bloß eine Vorstellung in mei-

nem Verstande; das Gemälde eines Löwen stellt mir das sichtbare Phänomen wirklich vor die Augen. Das Wort: Brüllen hat bereits etwas Malerisches; der Bendaische Ausdruck in der Ariadne ist die vollständigere Malerey des Brüllens.

In der Poesie zwar wird das Wort noch etwas anders gebraucht. Ein Dichter heißt um so mehr ein Maler;

Erstlich: Je mehr er mit seinen Vorstellungen ins Besondere, ins Individuelle geht; je mehr er ihnen durch nähere Bestimmung Sinnlichkeit und Lebhaftigkeit gibt. Die Sprache liefert ihm meistens nur allgemeine Notionen für den Verstand, die erst der Zuhörer oder Leser in Bilder der Einbildung verwandeln muß; der Dichter kommt, durch nähere Bestimmung jener Notionen, der Einbildung zu Hülfe, und erweckt sie, sich die Bilder aus einem bestimmtern Gesichtspuncte, mit einer vorzüglichen Kraft und Deutlichkeit, zu denken.

Zweytens: Je mehr er das Mechanische, Klang der Wörter und Fall des Sylbenmaßes, mit dem innern Sinn der Rede in Uibereinstimmung bringt. Anders: Je mehr er Aehnlichkeit mit dem vorzustellenden Gegenstande selbst, in die sinnliche Empfindung der Zeichen legt, die diesen Gegenstand andeuten. Oder noch anders: Je mehr er seine bloß willkürlichen Zeichen den natürlichen nähert.

In der Musik fällt der erste Verstand des Worts: Malerey weg, und nur der zweyte bleibt. Die Töne der Musik sind keine willkürlichen Zeichen; denn

es ist nichts, was man sich dabey denken wollte, verabredet; sie thun ihre Wirkung nicht durch etwas, das durch sie angedeutet würde, sondern durch sich selbst, als solche und solche Eindrücke auf unser Gehör: Der Tonsetzer hat nichts Allgemeines zu individualisiren; er hat keine Notionen des Verstandes dadurch, daß er sie specieller machte, zu verschönern. Allein er kann durch seine Töne, als durch natürliche Zeichen, Vorstellungen anderer verwandten Gegenstände erwecken; kann uns durch sie diese Gegenstände, wie der Maler die seinigen durch Farben, andeuten wollen: Und dann muß er thun, was der Dichter, als Maler in der zweyten Bedeutung, that; er muß seine Töne so nachahmend machen, und ihnen mit dem Gegenstande selbst so viel Aehnlichkeit geben, als möglich.

Diese Malerey nun ist entweder vollständig oder unvollständig. Jene bringt uns das ganze Phänomen vor die Empfindung; diese nur einzelne Theile oder Eigenschaften desselben.

Die vollständige Malerey findet sichtbar nur da Statt, wo der Gegenstand selbst hörbar ist, und sich mit abgemessenem Ton und Rhythmus verträgt.

Was die unvollständige Malerey betrifft; so kann.

Erstlich der Gegenstand ein aus Eindrücken verschiedener Sinne zusammengesetztes Phänomen seyn, wo Hörbares mit Sichtbarem u. s. w. vermischt ist. Der Tonkünstler erweckt in der Phantasie die Vorstellung des Ganzen, indem er das Hörbare nachahmt. So malt er eine Schlacht, ein Gewitter, einen Orcan.

Zweytens kann zwar der Gegenstand ganz und gar nichts Hörbares enthalten; aber er trifft mit den hörbaren Tönen in gewissen allgemeinen Eigenschaften zusammen, die der Phantasie einen leichten Uibergang von diesen auf jenen verschaffen.

Es gibt nähmlich Aehnlichkeiten, nicht bloß zwischen Gegenständen einerley Sinnes, sondern auch verschiedner Sinne. Langsamkeit und Geschwindigkeit z. B. finden sich eben sowohl in einer Folge von Tönen, als in einer Folge von sichtbaren Eindrücken. Ich will alle dergleichen Aehnlichkeiten transcendentelle Aehnlichkeiten nennen.

Solche transcendentelle Aehnlichkeiten nun spürt der Tonsetzer auf, und malt den schnellen Lauf einer Atalante, den freylich nur Mimik vollständig nachahmen kann, durch die geschwinde Folge seiner Töne wenigstens unvollständig. Kann er damit die Nachahmung des Keuchens vereinigen; so hat er zugleich den hörbaren Theil des Phänomens dargestellt; er hat zwiefach gemalt.

Hierdurch nun werden die Gegenstände, die der Tonsetzer malen kann, schon gar sehr vervielfältigt. Viele Gegenstände der andern, besonders des an Begriffen ergiebigsten äußern Sinnes, des Gesichts, fallen durch ihre transcendentellen Aehnlichkeiten mit den Tönen, unter die musikalische Nachahmung.

Zugleich erklärt sichs aber, wenigstens schon zum Theil: Warum die musikalische Nachahmung insgemein nur so unbestimmt, warum es, ohne Hülfe der Worte, so schwer ist, den malenden

Tonsetzer zu verstehen. Die Nachahmung geschieht fast immer nur unvollständig, nur Theilweise, nur nach allgemeinen Eigenschaften; es mag nun äußerer sinnlicher Gegenstand, oder innere Empfindung nachgeahmt werden. Denn die Empfindung wird gleichfalls nur allgemein nachgeahmt; individualisirt kann sie nur durch bestimmte Vorstellung des sie erweckenden Gegenstandes werden. Bald ein mehreres hiervon.

Die sämmtlichen transcendentellen Aehnlichkeiten, welche zu dieser Nachahmung dienen, hier anzuführen, wäre eben so überflüssig, als es unmöglich wäre. Die Natur geht hier so sehr ins Feine, daß kaum die spitzfindigste Untersuchung ihr nachgrübeln kann. Doch haben diejenigen, welche dem Ursprung der Sprachen nachgeforscht, unter andern eine berühmte Secte alter Weltweisen *), schon manche, auch für diese Theorie brauchbare, Idee geliefert.

Eben diese alte Weltweisen erinnern mich, daß es noch ein andres wichtiges Mittel zu unsrer unvollständigen Malerey gibt, Nähmlich der Tonsetzer malt noch.

Drittens: indem er weder einen Theil, noch eine Eigenschaft des Gegenstandes selbst, sondern den Eindruck nachahmt, den dieser Gegenstand auf die Seele zu machen pflegt. Durch dieses Mit-

*) Die Stoiker. S. Tiedemanns System der Stoischen Philos. Th. I. S. 147. ff.

tel erhält die musikalische Nachahmung ihren weitesten Umfang. Denn nun brauchts an dem Gegenstande selbst auch jener Eigenschaften nicht mehr, die ich transcendentelle Aehnlichkeiten nannte. Auch sogar die Farbe wird malbar. Denn der Eindruck einer sanften Farbe hat etwas Aehnliches mit dem Eindruck eines sanften Tons auf die Seele.

Um einzusehen, wie diese Eindrücke, oder überhaupt alle innern Empfindungen der Seele gemalt werden können, und warum diese Malerey der Musik am beßten gelinge? ferner: warum doch auch diese Malerey noch immer unvollständig bleibe? müssen wir zuvor unsre obige zweyte Frage beantworten: was für Mittel hat die Musik zum Malen?

Ich setze hierher, was ich weiß und so gut, als ichs weiß. Dem Meister in der Kunst kommt es zu, meine irrigen Ideen zu verbessern und meine mangelhaften zu ergänzen. — Die Mittel zur musikalischen Malerey sind also, meiner Kenntniß nach,

Erstlich: Die Wahl der Tonart. Wir haben harte und weiche.

Zweytens: Die Wahl des Tons, aus welchem das Stück gehen soll. Jede der zwölf Dur- und Molltonleitern unterscheidet sich von den übrigen durch verschiedene eigene Intervalle, und bekommt dadurch einen eigenen Charakter. C dur und As dur gehn in ihrem Charakter am meisten von einander ab, weil die Fortschreitungen ihrer Tonleitern am meisten verschieden sind; und ein charakteristisches Instrumentalstück aus C dur, in

As dur transponirt, würde fast unkenntlich werden. Das Nähmliche gilt von den Molltönen.

Drittens: Die Melodie. Es ist sehr wichtig, ob die Töne in engen oder in weiten, in leichten oder in schweren Verhältnissen fortschreiten, ob in einförmig langen, oder in kurzen, oder in vermischten Noten. Eben so: Ob die Vermischung nach sichtbarer Ordnung oder mit anscheinender Unregelmäßigkeit geschieht, ob die Verzierungen einfach, oder mannigfaltig und reich sind, u. s. w. Ich zweifle, ob sich alles, was hier in Betrachtung kommt, angeben läßt.

Viertens: Die Bewegung. Darunter ist begriffen: gleiche oder ungleiche, lange oder kurze Tactart; geschwinde oder langsame, einförmige oder abwechselnde und mannigfaltige Bewegung in verschiedenen Stimmen; gleiche oder ungleiche, oft auch gegen einander laufende Bewegung, u. s. w.

Fünftens: Der Rhythmus. Die Perioden und ihre Abschnitte sind entweder lang oder kurz, gleich oder ungleich.

Sechstens: Die Harmonie, die Zusammensetzung mit einander klingender Töne zu unmittelbarem oder mittelbarem Wohlklange. Hier kommt in Betrachtung: Die Art der Zusammensetzung einfacher oder mannigfaltiger, leichterer oder schwererer Verhältnisse; die Art der Fortschreitung dieser zusammengesetzten Verhältnisse, die in einer unendlichen Zahl von Ausweichungen geschehen kann; die Trägheit oder Schnelligkeit in den Ausweichungen; die Fülle oder Leere, Klarheit

oder Dunkelheit, Reinigkeit oder Unreinigkeit der Harmonie, die oft nur scheinbare Unreinigkeit ist, u. s. w.

Siebentens: Die Wahl der Stimme. Tiefe, hohe, Mittelstimme, solche und solche Mischung der Stimmen, thut jedes eine andere Wirkung.

Achtens: Die Wahl der Instrumente, nach ihren eigenen sehr verschiedenen Charakteren, und die Art der Vermischung der Instrumente.

Neuntens: Die Stärke und Schwäche, die Nüancirung derselben durch ihre verschiedenen Grade und die Art der Nüancirung.

Wie durch den Gebrauch dieser Mittel, so weit er reicht; der Tonsetzer die innern Empfindungen und Bewegungen der Seele malen könne, wird durch folgende Betrachtungen deutlich werden.

Zuerst: Alle leidenschaftlichen Vorstellungen der Seele sind mit gewissen entsprechenden Bewegungen im Nervensystem unzertrennlich verbunden, werden durch Wahrnehmung dieser Bewegungen unterhalten und verstärkt. Aber nicht allein entstehn im Körper diese entsprechenden Nervenerschütterungen, wenn vorher in der Seele die leidenschaftlichen Vorstellungen erweckt worden, sondern auch in der Seele entstehn die leidenschaftlichen Vorstellungen, wenn man vorher im Körper die verwandten Erschütterungen bewirkt. Die Einwirkung ist gegenseitig; eben der Weg, der aus der Seele in den Körper führt, führt zurück aus dem Körper in die Seele. Durch nichts aber werden

diese Erschütterungen so sicher, so mächtig, so mannigfaltig bewirkt, als durch Töne. Daher bedient sich auch die Natur vorzüglich der Töne, um die unwillkürliche Sympathie, die sich unter Thieren einerley Gattung findet, zu bewirken. Das Schreyen des leidenden Thiers setzt die Nerven des nicht leidenden in eine ähnliche Erschütterung, welche in der Seele des letztern die ähnliche Empfindung erweckt, die daher den Nahmen des Mitleidens führt. Das Nähmliche gilt von der Mitfreude.

Zweytens: Jede Art leidenschaftlicher Vorstellungen unterscheidet sich durch die Fülle, den Reichthum der mehrern darin vereinigten Vorstellungen; durch die größere Mannigfaltigkeit des Vielen, was in jeder verbunden ist; durch die größere oder geringere Uibereinstimmung dieses Mannigfaltigen, woraus eine größere oder geringere Schwierigkeit entsteht, die ganze Vorstellung zu fassen und zu durchdenken; durch die langsamere oder schnellere Folge der Vorstellungen auf einander; durch die engern oder weitern Schritte, da bald mehr bald weniger Zwischenvorstellungen übersprungen werden; durch die größere oder geringere Gleichförmigkeit des Fortgangs, da die einen immer langsam, die andern immer geschwinde in ihrem Fortgange sind, und wieder andre, äußerst unregelmäßig, bald ihren Lauf anhalten, bald mit größerer Geschwindigkeit wieder fortsetzen, u. s. w.

Um nur einige Beyspiele zu geben, so sind erhabne Vorstellungen von vielem schweren Inhalt; der Gang ist langsam: fröhliche Vorstellungen sind

von leichtem faßlichen Inhalt; der Gang ist munter, die Sprünge nicht groß: Angst arbeitet sich mit großer Geschwindigkeit, aber unterbrochen, durch eine Menge mißhelliger Ideen hindurch; Wehmuth schleicht mit langsamen und verweilenden Schritten durch Ideen fort, die in nahen Verbindungen stehen.

Aus diesen Bemerkungen erklärt sich

Erstlich: Wie die Musik die innern Empfindungen der Seelen mahlen, nachahmen könnte? Sie wählt Töne von so einer Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer gegebenen Empfindung ähnlich ist; wählt zu diesem Endzweck Instrument, Höhe und Tiefe der Töne. Wenn die Töne einer Franklinschen Harmonika einen Menschen von nur etwas empfindlichen Nerven unwiderstehlich zur Wehmuth hinreissen; so erweckt dagegen der Schall der Trompete und das Rollen der Pauken eben so unwiderstehlich zu freudig erhabnen Empfindungrn. Und wenn die höhern Töne für alle muntern, fröhlichern; die mittlern für alle weichern, sanftern Empfindungen schicklicher sind: So sind es die tiefen wieder für alle traurigen, schauervollen, lugübern. Daher ist Hasse in der Zeile:

Sacri orrori, ombre felici!

mit den drey ersten Wörtern immer weiter in die Tiefe gestiegen; das dritte hat er auf einmahl in die Höhe gelegt.

Aber noch unendlich besser mahlt die Musik die Empfindungen, indem sie in die Vorstellung von diesen entsprechenden Nervenerschütterungen und be-

sonders in die Folge derselben, durch eine weise Wahl des Tons, der Tonart, der Harmonie, Melodie, Taktart, Bewegung, alle die oben bemerkten Analogieen mit den Empfindungen bringt, der Harmonie mehr oder weniger Reichthum oder Armuth, Leichtigkeit oder Schwierigkeit gibt, die Melodie durch nähere oder entferntere Verhältnisse fortschreiten läßt, die Bewegung schneller oder langsamer, gleichförmiger oder ungleichförmiger macht, u. s. w.

Zweytens erklärt sich, warum der Musik die Mahlerey der Empfindungen am besten gelinge. Sie wirkt hier nehmlich mit allen ihren Kräften zusammengenommen; gebraucht hier mit eins alle ihre Mittel; concentrirt hier ihrer aller Wirkung. Dieses wird fast nie der Fall seyn, wenn sie nur die Gegenstände mahlt, welche Empfindung veranlassen. Die letztern kann sie fast immer nur durch einzelne, schwache, und entfernte Aehnlichkeiten, die erstern durch eine Menge sehr bestimmter Aehnlichkeiten andeuten.

Drittens erklärt sich, warum gleichwohl auch diese Mahlerey der Empfindungen noch unvollständig bleibe? Wie schon oben bemerkt worden, so wird die Empfindung nicht anders individualisirt, als durch bestimmte Vorstellung des sie erweckenden Gegenstandes. Darinn aber bleibt die Musik immer unendlich zurück. Sie kann, durch vereinigte Kraft aller ihrer Mittel, nur Klassen, Arten, wenn gleich schon untere, bestimmtere Arten von Empfindungen angeben: Das mehr Specielle, das Individuelle, was erst aus der besondern Beschaf-

fenheit und Beziehung des Gegenstandes erkannt werden muß, bleibt eben deswegen, weil sie diese besondere Beschaffenheit und Beziehung nicht zugleich andeuten kann, ebenmäßig unangedeutet.

Aus den beyden letztern Bemerkungen, die ich richtig und einleuchtend glaube, folgen nun sogleich die zwey Regeln;

Die erste: Daß der Musiker immer lieber Empfindungen, als Gegenstände von Empfindungen mahlen soll; immer lieber den Zustand, worinn die Seele und mit ihr der Körper durch Betrachtung einer gewissen Sache und Begebenheit versetzt wird, als diese Sache und Begebenheit selbst. Denn man soll mit jeder Kunst dasjenige am liebsten ausführen wollen, was man damit am besten, am vollkommensten ausführen kann. Besser also immer, daß man in einer Gewittersymphonie, dergleichen in verschiedenen Opern vorkömmt, mehr die innern Bewegungen der Seele bey einem Gewitter, als das Gewitter selbst mahle, welches diese Bewegungen veranlaßt. Wenn gleich in diesem Phänomen so viel Hörbares ist, so geräth doch das Erstere noch immer besser, als das Leztere. Die Hillerische Gewittersymphonie in der Jagd hat schon aus diesem Grunde einen ungezweifelten Vorzug vor der Philidorischen.

Es gibt aber noch einen andern, und wie ich glaube, wichtigern Grund dieser Regel. Denn da die Musik eigentlich für die Empfindung geschaffen ist; da bey ihr auf diesen Zweck alles hinwirkt: so kann es nicht fehlen, daß der Tonsezer, auch wenn

er bloß einen Gegenstand zu mahlen vorhat, nicht gewisse Empfindungen angebe, in welche sich die Seele einläßt und welche sie zu verfolgen wünscht. Nun aber wird sich fast immer finden, daß über dem Bestreben des Tonkünstlers, eine Sache oder Begebenheit nachzuahmen, die Seele auf eine widrige Art von Empfindung auf Empfindung verschlagen und in der ganzen Folge ihrer Vorstellungen irre gemacht wird.

Die zweyte Regel ist: daß der Tonsetzer keine solche Reihe von Empfindungen muß mahlen wollen, die von einer andern Reihe von Begebenheiten oder Betrachtungen abhängig, und deren Folge unbegreiflich oder gar widersinnig ist, so bald man nicht zugleich diese andere Reihe denkt, von welcher jene eben abhängt. Ich will mich näher erklären.

Setzen sie, daß das schönste accompagnirte Recitativ eines Hasse ohne die Singstimme, doch noch besser vielleicht, daß ein Bendaisches Duodram ohne die Rollen, bloß vom Orchester ausgeführt werde; was würden Sie in dem besten, mit dem feinsten Geschmack und der richtigsten Beurtheilung geschriebenen Stücke zu hören glauben? Ganz gewiß die wilden Phantasieen eines Fieberkranken. Warum das aber? Offenbar, weil die Folge von Ideen oder Begebenheiten, aus welcher allein die Folge der Empfindungen konnte begriffen werden, aus dem Ganzen weggenommen worden. Und wird es nicht das Nehmliche seyn, wenn sich ein Tonsetzer vornimmt, wie das Einige wirklich gethan haben, in die Vorbereitungssymphonie einer

Oper schon die ganze Folge von Empfindungen zu legen, welche während des Verlaufs der Handlung bey den Zuhörern rege gemacht werden? Mir wenigstens ist die von Manchen bewunderte Symphonie, womit Monsigny seinen Deserteur, so wie eine andere, womit er seine schöne Arsene eröffnet, immer nur sehr abgeschmackt vorgekommen.

Eine Symphonie, eine Sonate, ein jedes von keiner redenden oder mimischen Kunst unterstützes musikalisches Werk — sobald es mehr als bloß ein angenehmes Geräusch, ein liebliches Geschwirre von Tönen seyn soll — muß die Ausführung Einer Leidenschaft, die aber freylich in mannigfaltige Empfindungen ausbeugt, muß eine solche Reihe von Empfindungen enthalten, wie sie sich von selbst in einer ganz in Leidenschaft versenkten, von aussen ungestörten, in dem freyen Lauf ihrer Ideen ununterbrochenen Seele nach einander entwickeln. Wenn ich eine noch nicht bekannt gewordene Theorie von den verschiednen Ideenreihen und ihren Gesetzen hier voraussetzen dürfte; so würd ich sagen, daß die Ideenreihe keine andere als die lyrische seyn muß.

Ich komme zu dem, was Sie vorzüglich von mir erwarten: zur Bestimmung der Regeln für die Singkomposition. Hier muß ich vor allen Dingen die Stimme von der Begleitung unterscheiden. Zuerst von jener.

Alles, was ich hier zu sagen habe, beruht auf den Unterschied von Mahlerey und Ausdruck, den man zwar längst gemacht, aber wie ich fürchte, noch nicht ganz ins Licht gesetzt hat.

Eine bloße Idee des Verstandes ohne Beziehung auf unsre Begehrungskraft; die blosse kalte Vorstellung einer Sache, wie sie ist, ohne mitverbundene Vorstellung, ob sie gut oder böse sey? ob sie irgend einer der Neigungen unsrer Natur schmeichle oder zuwiederlaufe? ist kein ästhetischer für die schönen Künste schicklicher Gedanke; kein solcher, den der wahre Dichter schreiben, und am wenigsten, den er für die Musik schreiben wird. In jedem wahrhaftig poetischen, und noch mehr in jedem musikalischpoetischen, Gedanken muß also zweyerley können unterschieden werden: die Vorstellung des Gegenstandes, und die Vorstellung der Beziehung, welche dieser Gegenstand auf unser Begehrungsvermögen hat, da wir ihn schätzen oder verachten, lieben oder hassen, darüber zürnen, erschrecken, oder uns freuen, ergötzen, uns davor fürchten oder darnach sehnen, u. s. w.

Mit einem Worte: in jedem solchen Gedanken muß zweyerley können unterschieden werden: das Objektive und das Subjektive.

Um alle Verwirrung und Mißdeutung zuvorzukommen, erinnre ich: daß das, was ursprünglich Subjektives war, Objektives werden kann. Die Vorstellung einer Empfindung nehmlich, sey es eines Andern oder unsre eigne Empfindung, kann Ursache einer neuen Empfindung werden; manchmahl einer verschiednen, sogar entgegengesetzen Empfindung. Die Freude eines Andern kann mich zum Zorn reizen; es kann mich betrüben, in mir selbst

ein Wohlgefallen an etwas, das meine Vernunft nicht billigt, gewahr zu werden. In diesen Fällen ist die Freude und das Wohlgefallen das Objektive; der Zorn und die Betrübniß das Subjektive.

Nun heißt man Mahlen in der Singmusik: das Objektive darstellen; hingegen das Subjektive darstellen heißt man nicht mehr Mahlen, sondern Ausdrücken.

Im Grunde zwar fällt beydes unter unsern obigen Begriff von Mahlerey. Ausdruck könnte man erklären durch Mahlerey des Subjektiven, Mahlerey der Empfindung. Doch mögt ich nicht gerne sagen: Empfindung; eben weil das, was Empfindung ist, nicht immer das Subejektive ist, nehmlich die jetzt in der Seele herrschende Empfindung. — Subjektives, sagte ich oben, kann zu Objektivem werden; eben so, sage ich jetzt, kann Ausdruck zu Mahlerey werden. Nehmlich, wenn Empfindung Gegenstand einer Empfindung ist, und der Musiker drückt jene, den Gegenstand aus, nicht diese; so mahlt er. Oder wenn ein Gegenstand gewöhnlicher Weise eine solche und solche Empfindung, in dem jetzigen Fall aber eine verschiedene, vielleicht ganz entgegengesetzte wirkt, und der Tonsetzer hat jene für diese gegriffen, so hat er nicht ausgedrückt, sondern gemahlt.

Hiedurch uun hoffe ich ist die Regel völlig bestimmt und erklärt, die man dem Singkomponisten so oft wiederhohlt hat: Er soll ausdrücken, nicht mahlen.

Bewiesen braucht diese Regel kaum zu werden. Denn

Zuerst: Wenn das Objektive nicht an sich selbst Subjektives, wenn es äußre Sache oder Begebenheit ist; so würde nach einer der obigen Bemerkungen, der Singkomponist, der lieber mahlen als ausdrücken wollte, auf diejenige Wirkung arbeiten, die er am wenigsten erreichen kann. Und wenn auch das Objektive ursprünglich Subjektives ist; so wär es doch äußerst widersinnig, lieber die Empfindung mahlen zu wollen, die jetzt nicht die herrschende ist, als die, welcher jetzt die ganze Seele des Sängers einnehmen soll.

Zweytens: Was soll der Gesang anders seyn, als die lebhafteste, sinnlichste, leidenschaftlichste Rede? Und was sucht nun der Mensch in Leidenschaft vor allem andern mit der Rede? Was ist ihm das Wichtigere? Ganz gewiß nicht, die Natur des Gegenstandes bekannt zu machen, der ihn in Leidenschaft setzt, sondern sich dieser Leidenschaft selbst zu entschütten, sie mitzutheilen. Darauf arbeitet alles bey ihm, Ton der Stimme, Gesichtsmuskeln, Hände und Füße.

Also: nur Ausdruck erreicht den Zweck des Gesanges; Mahlerey zerstört ihn.

Wie aber, wenn zuweilen Mahlerey und Ausdruck zusammenfielen? Das will sagen: Wie, wenn zuweilen Mahlerey des Objektiven für Ausdruck des Subjektiven gelten; wenn wohl gar zuweilen der Ausdruck des Subjektiven ohne Mahlerey des Objektiven nicht geschehen könnte?

Dieses aber ist wirklich so oft der Fall, daß ich wünschte, man mögte obige Regel lieber anders fassen; man mögte, statt zu sagen: der Singkomponist soll nicht mahlen, sondern ausdrücken, lieber nur so sagen: Der Singkomponist soll sich hüten, wider den Ausdruck zu mahlen. Denn das er gemahlt hat, ist an sich noch kein Fehler; er kann es und darf es: nur dann wirds Fehler, wenn er das Unrechte, oder wenn er am unrechten Ort gemahlt hat.

Die Einsicht hierinn beruht auf einem Unterschied in unsren Empfindungen, der vielleicht noch zu wenig bemerkt worden. Ich weiß ihn, in der Geschwindigkeit, nicht besser anzugeben, als wenn ich sage: bey der einen Art von Empfindungen verschmiltzt, verliert sich das Subjektive ins Objektive; die Leidenschaft befriedigt sich nicht anders, als indem sie das Objekt so viel umfaßt, wie möglich; die ganze Seele demselben so viel nachbildet, als möglich: bey der andern Art von Empfindungen steht Subjektives und Objektives einander deutlich entgegen; die Leidenschaft befriediget sich dadurch, daß sie die Seele in eine der Natur des Objekts ganz entgegenstehende Fassung setzt. Da durch diesen Unterschied die Empfindungen anders abgetheilt werden, als sie es in irgend einer der bekannten Klassifikationen sind, so wage ich eine neue Benennung, um mich kürzer ausdrücken zu können. Jene Art von Empfindungen will ich die homogenen, diese die hetrogenen nennen.

Beyspiele werden alles deutlicher machen. — Bewunderung eines großen oder erhabenen Gegenstandes, ist eine homogene Empfindung. Das betrachtende Subjekt nimmt so viel, wie möglich, die Natur und Beschaffenheit des betrachteten Objekts an; die Stimme wird voll, die Brust erweitert sich, sagt Home, wenn man große Gegenstände denkt. Denkt man erhabene, so richtet man das Haupt empor, erhebt Stimme und Hände. Das Subjekt sucht sich auf alle Art dem Objekte nachzubilden.

Bey der Verehrung, der Anbethung ist das schon anders. Hier setzt sich das Subjekt dem Objekt entgegen; fühlt seine Schwäche, Niedrigkeit, Kleinheit, Unvollkommenheit im Verhältnisse gegen dieses Objekt: das Haupt beugt sich; Stimme und Hände sinken nieder.

Eben so und noch mehr mit der Furcht. Die Größe, die Stärke, die im Objekt wahrgenommen wird, ist gegen das Subjekt gerichtet; je größer, je stärker also jenes, desto nichtiger, desto schwächer dieses: je voller, erhabener, prächtiger die Mahlerey seyn würde; desto schwächer, gesunkner, kleinlauter ist der Ausdruck.

Daraus ergibt sich nun sogleich die Regel: bey homogenen Empfindungen ist Mahlerey Ausdruck; bey heterogenen zerstört Mahlerey den Ausdruck.

Aber darum darf nun doch der Tonkünstler, auch wo ihm wirklich die Mahlerey erlaubt ist, nicht ins Wilde hinein mahlen. Ich will die Kau-

telen, die bey dieser Regel zu merken sind, nur ohne Beweis hieherseßen, weil ich denke, daß sie sich aus dem Obigen selbst beweisen.

Erstlich: An dem zu mahlenden Objekt können sich mehrere musikalisch mahlbare Prädikate finden: Der Tonseßer muß Acht geben, daß er nur diejenigen fasse, die in der jedesmahligen Ideenreyhe von der Seele beachtet werden. An dem Begriffe Meer z. B. können, in der jeßigen Verbindung der Gedanken, vielleicht nur die Gefahren, die Tiefe, der weite Umfang in Betrachtung kommen: es wäre der offenbarste Fehler wider den Ausdruck, wenn man in diesem Fall das sanfte Schlagen der Wellen mahlte. Wenn ich mich von so vielen Jahren her recht erinnere; so ist Hasse in der schon oben angeführten Arie der S. Elena von diesem Fehler nicht frey geblieben. Die Dehnung, die er in den Zeilen:

Questo é il suol, per cui passai
Tanti regni e tanto mar

dem leßten Worte, nach italienischem Gebrauch, gegeben hat, drückt ein sanftes Wallen aus, woran hier die singende Elena unmöglich denken konnte. Ueberhaupt war hier diese Idee ganz und gar nicht zu mahlen. Aber es ist unglaublich, wie sehr, auch bey unsern Genievollsten Tonseßern, der italienische Singsang den Ausdruck zerstört hat.

Zweytens! Wenn an dem ganzen Begriffe nichts, als gerade so ein Prädikat, musikalisch mahl-

mahlbar ist, was in der jetzigen Ideenreihe nicht auf eine vorzügliche Art die Aufmerksamkeit reizt; so muß sich der Tonsetzer aller ausbildenden Mahlerey enthalten, und nur schlechtweg deklamiren.

Drittens: Aus der ganzen Reihe von Vorstellungen muß er urtheilen, wie wichtig jede einzelne sey; wie lange, mit welchem Grade von Interesse die Seele dabey verweile, und also, wenn der Fall eintritt, daß Mahlerey Ausdruck wird, wie tief er sich in die Mahlerey einlassen dürfe. Wenn er statt des Hauptbegriffs, auf den die ganze Seele sich hinrichtet, um den sich alle andern herumbauen und sich in ihm einigen, einen der Nebenbegriffe hascht, um ihn vorzüglich auszumahlen: so ist das völlig eben derselbe Fehler, als wenn er einen falschen Accent setzt; ja, weil die Mahlerey nicht so schnell, wie ein Ton vorüberschlüpft, ein noch unangenehmerer Fehler.

Viertens: der ärgste Verstoß wider den Ausdruck wäre, wenn der Tonsetzer nicht die Idee, sondern das Wort mahlte; wenn er vielleicht eine Vorstellung ausbildete, die in der Rede vermeint und aufgehoben wird; wenn er sich an das bloße Bild, an die Metapher hielte statt sich an die Sachen zu halten. — Doch vor Fehlern dieser Art sollte man gar nicht warnen; denn wer sie begehen kann, an dem ist alle Warnung verlohren.

Ich setze noch ein Paar Anmerkungen hinzu, um Einwürfen, die Sie mir etwa machen könnten, vorzubeugen.

Zuerst kann es kommen, daß auch bey heterogenen Empfindungen Mahlerey zufälliger Weise Ausdruck ist. Der Gegenstand der Verehrung z. B. sey die Demuth, die Sanftmuth, die Unterwürfigkeit eines Heiligen; der Gegenstand der Furcht sey die Unsicherheit der umgebenden Finsterniß, ein in dieser Finsterniß vernommenes tiefes, fernes, unterbrochenes Getöse; so kann der Tonsetzer fast keinen andern Ausdruck wählen, als womit er auch den Gegenstand mahlen würde.

Zweytens kann es kommen, daß die Mahlerey eines Nebenumstandes, der eigentlich nicht in der Ideenreihe sollte beachtet werden, entweder selbst zum Ausdruck hilft, oder ihn wenigstens doch nicht hindert. Hasse hat in dem mehrmahlen angeführten Oratorium bey der Arie:

Del Calvario già sorger le cime
Veggo altere di tempio sublime,
E i' gran Duci del Rè delle ffere
Pellegrini la tomba adorar

eine solche Mahlerey eines Nebenumstandes angebracht, die wenigstens mein Gefühl nicht beleidiget hat. Er mahlt die Ankunft der großen Heerführer durch einen prächtigen marschmäßigen Satz, der zu der freudig erhabnen Empfindung, welche durchs Ganze der Arie herrschen soll, gar nicht übel zu passen scheint. Dergleichen nur scheinbare Vernachläßigungen der Regeln begeht das Genie in allen Künsten, und die Kritik hat Unrecht, es darüber

in Anspruch zu nehmen. Aber gleich Unrecht hat man, wenn man deßwegen dem Genie erlaubt, sich über alle Regel hinauszusetzen. So lange das Genie wirklich Genie ist, bleibt es gewiß in der Regel, und scheint sie nur darum zu übertreten, weil die Regel noch nicht hinlänglich bestimmt und eingeschränkt war. — Wirklich herrscht noch so ziemlich in allen Künsten zwischen ihrer Theorie und ihren Werken das Verhältniß: daß man weniger die Theorie brauchen kann, um die Werke dadurch zu vervollkommnen, als die Werke, um die Theorie zu berichtigen.

Was ich von der Begleitung der Instrumente zu sagen habe, läuft hauptsächlich darauf hinaus: daß hier weit mehr Mahlerey, als in der Singstimme erlaubt ist. Daher haben auch die besten ausdruckvollsten Tonsetzer im Accompagnement ihrer Arien, und vorzüglich ihrer Recitative, nicht immer bloß den Ausdruck der Empfindung fortgesetzt, sondern oft auch durch Darstellung des veranlassenden Gegenstandes ihn zu unterstützen und zu heben gesucht. Graun hat in der bekannten Arie:

Wenn ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe, u. s. w.

prächtige Mahlerey des gefürchteten Richters in die Begleitung gelegt, und es ist kein Fehler; in der Singstimme hingegen ists offenbarer Fehler.

Indessen muß auch in der Begleitung die Mahlerey nur wesentliche, auf die Empfindung einfliessende, Prädikate des Objektes darstellen, und nicht so heterogen mit dem Ausdrucke seyn, daß sie, anstatt die Empfindung zu unterstützen, sie zerstöre. Dieses wäre z. B. der Fall, wenn eine ernsthafte Gedankenreyhe von einer komischen Mahlerey unterbrochen würde. Ein neuerer oder vielmehr erst seit einiger Zeit recht bekannt gewordener und sonst vortreflicher Tonsetzer hat hierin öfter gefehlt. Es thut die widrigste Wirkung von der Welt, wenn in einem durch und durch ernsthaften und selbst erhabnen Stücke das Schlagen des Herzens mit Pizzicato begleitet, oder das Zischen der Schlangen von den Violinen nachgeahmet wird.

Wenn es in einem Briefe an Sie nicht zu unschicklich wäre, so würd ich die herausgebrachten Regeln auch noch auf Deklamation und Pantomime anwenden. Denn in der That gelten sie für alle energischen Künste. Doch diese Anwendung macht sich auch von selbst, sobald man von diesen Künsten und den Mitteln, wodurch sie wirken, nur den geringsten Begriff hat.

Ich bin mit größter Hochachtung u. s. w.

Vorlesung

in der

Königlichen Akademie der Künste,

Gehalten 1786.

Die erste Absicht, zu welcher sich Menschen in Gesellschaft vereinigten, mag entweder Sicherheit, oder leichterer Erwerb der Nahrung, oder mag sonst gewesen seyn, welche sie wolle: — diese erste Absicht kann vielleicht immer die wichtigste, aber nie die einzige bleiben. Wie dem einzelnen Menschen alles durch seine Kräfte erreichbare Gute Zweck wird; so wird dem Staate alles Gute Zweck, was durch die Vereinigung der Kräfte Aller erreicht werden kann. Ein Monarch, dem der ganze Staat sich unterordnet, dem er die ganze Sorge für sein Bestes aufträgt, hat daher keinen eingeschränktern Wirkungskreis, als den Kreis aller der Vollkommenheiten, der Vorzüge, der Glückseligkeiten, die durch die mancherley Verknüpfungen und Richtungen der ihm anvertrauten Kräfte Aller bewirkt werden können.

So, wie ich hier ihn angebe, hat sich den Umfang seiner Pflichten der große Monarch gedacht, dessen Leben die Vorsehung bis in das späteste Alter nur darum zu verlängern scheint, damit er in jeder Absicht den Königen Muster werde. — Was hat dieser erhabne, umfassende, thätige Geist nicht alles in seinen Wirkungskreis gezogen! Welche Quelle des Guten hat er nicht zu öffnen, zu reinigen, mit neuen Zuflüssen zu bereichern gesuchet? Welche Art von Kräften, von Talenten, van Fähigkeiten hat er nicht seiner Aufmerksamkeit, seiner Ermunterung gewürdigt? Welcher Thä-

tigkeit für gemeines Beste hat er nicht Richtung und Regel gegeben, sobald sie, ihrer Natur nach, Richtung und Regel vertrug, und nicht das freyeste, uneingeschränkteste Spiel der Kraft auch das heilsamste zu ihrer Erhöhung und Veredlung war?

Einen neuen, unserer ganzen Verehrung würdigen Beweis von der allumfassenden Aufmerksamkeit dieses Königs gibt uns sein Entschluß, der Akademie der Künste neue Vorzüge, neuen Glanz zu verschaffen. In einem Alter, wo sonst die Liebe des Schönen mit Empfindung und Phantasie erkaltet, und die Beschäftigung mit dem Ernsthaften, bloß Nützlichen, der Seele die liebste wird; in diesem Alter wirft der gekrönte Greis noch einen der huldreichsten Blicke auf die zwar nie von Ihm vernachlässigten, immer geliebten, belohnten, aber noch nie so sehr ermunterten Künste. Unzufrieden, bloß die alten Vorrechte Seiner Akademie wieder geltend zu machen, verleiht er ihr neue; öffnet ihr reizende Aussichten zu immer größern Belohnungen für die Zukunft; gibt ihr unter den ersten und verdientesten Verwesern des Staats einen Mann zum Beschützer *), der gleich durch seine ersten Schritte zeigt, wie sehr er den Geist des Künstlers und die wirksamsten Mittel, seine Kräfte ins Spiel zu setzen, kenne. Durch ihn genießt das gebildete, durch ihn erwartet, das keinende Talent die erste und höchste Belohnung des Künstlers: Ehre. Im Gefolge mehrerer geschmackvoller Kenner vom ersten Range erscheint hier, nicht bloß

*) Den Staatsminister, Freyherrn von Heinitz.

als Zeuge, sondern selbst als Theilnehmer der Bemühungen des Künstlers, ein Fürst *), dessen Nahme den Verehrern der Mussen ewige heilig seyn muß, weil durch Ihn diesen Wohlthäterinnen der Menschheit einer der schönsten Tempel errichtet ward, und Er überall, wo Er hinkam, Merkmahle Seiner Liebe und Seiner Achtung für sie zurückließ.

Aber daß eben jetzt der König die Künste mehr, als sonst je, ermuntert, daß eben in dem höhern Alter, wo natürlicher Weise ihre Reize Ihn kälter finden mußten, die Verbreitung und Verfeinerung derselben Ihm Angelegenheit und mehr Angelegenheit wird, als in jenen glücklichen Jahren der reizbarern Sinne, der schnellern, feinern, wärmern Empfindung; muß uns nicht das auf den ersten Anblick sonderbar und befremdend scheinen? Oder sollte sich vielleicht auch hier das Durchdachte, das Planvolle zeigen, das die ganze Regierung dieses weisen, erhabenen Monarchen auszeichnet? — Wo man überall auf Absichten gearbeitet, der Absichten so viele erreicht sieht, da wird man am Ende gewohnt, ihrer zu suchen.

So wahr es ist, daß jede im Staat erreichbare Vollkommenheit dem Regenten Ziel des Bestrebens werden muß; so gibt es doch unter diesen Vollkommenheiten eine Ordnung — beydes des Rangs und der Folge. Schönheit hat nicht gleichen Werth mit Gesundheit und Kraft; aber gesetzt auch, daß sie ihn hätte; so ist doch jene nie

*) Der regierende Herzog von Curland.

ohne diese; und Sorge für Schönheit, wo noch Gesundheit und Fülle der Säfte mangelt, wäre verloren. — Wir sahen bisher den Monarchen, der mit dem Umfang Seiner Regentenpflichten auch so ganz ihre verhältnißmäßige Wichtigkeit kennt; wir sahen Ihn mit Verstärkung seiner Macht, mit Verbesserung der Gesetze, mit Beförderung der Industrie, mit Gründung sichernder Bündnisse beschäftigt; und wer wird zweifeln, daß diese Gegenstände die ersten, die wichtigsten sind, die den Künsten, welche für das Vergnügen arbeiten, auch schon darum mit Recht vorangehen, weil ohne sie diese Künste nothwendig kränkeln müßten? Wenn also eben jetzt der König auch den Künsten seine Aufmerksamkeit gönnt, auch sie so vorzüglich zu ermuntern anfängt; warum sollten wir nicht den frohen entzückenden Gedanken fassen, daß Er für jene Zwecke glaube genug gethan zu haben? daß Er sein grosses Werk, den Staat hinlänglich geordnet, gebildet, gesichert finde, um nun an Verfeinerung des Geschmacks, an die beste edelste Richtung eines Luxus zu denken, der immer Gefährte des Friedens unter einem gebildeten, wohlhabenden Volk ist? — Der König hat das wichtigste, das glorreichste Seiner Werke vollführt; Er hat mit dem Gleichgewichte Deutschlands die Ruhe seiner eignen Staaten gesichert; hat das Interesse mächtiger Fürsten an das Seinige unzertrennlich geknüpft; und nun winkt Er mit freundlichem huldreichem Blick auch den Künsten.

Doch dieß allein scheint noch nicht die Weisheit in dem Verfahren des Königes zu erschöpfen.

Wenn Er eben jetzt die Künstler, nicht mehr einzeln wie sonst; wenn Er sie als Glieder einer Akademie, als Gesellschaft von Lehrern ermuntert, die eine zahlreiche Jugend bilden, durch diese Bildung die Vervielfältigung von Kunstwerken befördern und feinen echten Geschmack von den schönen auch auf die nützlichen Künste hinüberleiten sollen; so sah Er vielleicht Sein Volk eben jetzt erst auf derjenigen Stufe der Kultur, wo eine Anstalt dieser Art allein nicht fruchtlos ist, oder wo sie doch allein ihre volle, sichere Wirkung thun kann. Der Gang der Natur ist langsam, und die Mühe ihn zu beschleunigen, kann immer nur in gewissem Maaße gelingen. Der Sinn für das Schöne entwickelt sich in dem einzelnen Menschen nur allmählig, wenn schon längst die äußern Sinne in voller Thätigkeit sind; noch weit allmähliger und also weit später entwickelt er sich bey einem Volke, besonders bey einem nördlichern Volke. Die schönen Künste, die in Griechenland einheimisch waren, und in Italien noch jetzt die blühendste ihrer Kolonien haben, sind für unsere Gegenden gleichsam fremde Gewächse; es hilft nichts, daß man Samen und Pflanzen zum allgemeinen Anbaue austheilt, so lange der Himmel noch zu rauh, und der Boden noch zu verwildert, zu kalt ist. Auf dieser und jener Anhöhe, die eine mildere Sonne wärmt, mögen sie unter sorgfältiger Wartung gedeihen; aber daß sie gemeine Früchte des Landes würden, das läßt sich eher nicht hoffen, als bis durch eine sorgfältige, weit verbreitete Kultur die Luft gelinder, und der Boden wärmer geworden. In dem halben Jahr-

hunderte, welches nun beynahe seit der Regierung des Königs verflossen ist; wie sehr hat der Geist der Nation sich erweitert! wie viel milder sind Denkungsart und Sitten, wie viel feiner und zärter ist der Sinn für das Schöne, wie viel ausgebreiteter der Geschmack an den Künsten geworden! Eben diesen Zeitpunkt scheint Er, Der so ungern fehlt trift, uur erwartet zu haben, um alle fähigen, und unter diesen, die großen, vortreflichen Männer, dir durch ihr Genie eine der vornehmsten Zierden Seines königlichen Sitzes sind, zur Vereinigung der Kräfte im Unterrichte der Jugend, zur Vervielfältigung der mancherley Werke des Geschmacks, zur immer weitern Forthildung eines schon so aufmerksamen, der feinern, edlern Vergnügungen schon fähigen Publikums, zu ermuntern.

Daß der scharfe, durchdringende Blick des Monarchen auch hier nicht fehl sah; daß er von der Verbreitung feinerer Kenntnisse und Empfindungen unter seinem Volke nicht zu vortheilhaft dachte: das beweist die allgemeine Theilnehmung an dem glücklichen Schicksale der Akademie, die allgemeine Freude über den neuerworbenen Glanz, über die erweiterten Vortheile derselben. Diese Freude kann bey Tausenden die Folge von tiefern Kenntnissen der Kunst und einem gebildetern feinern Geschmack seyn; aber lebhafter ist sie sicher bey keinem als eben bey dem, den Sie, gnädiger Protector der Akademie, und Sie, ruhmvolle Mitglieder derselben, durch die Erlaubniß, ein näherer Zeuge ihrer Bemühungen zu seyn, sich so huldreich und so gütig haben verpflichten wollen.

Rede

am

Geburtstage

des

Königs.

Gehalten den 25sten September 1786.

Meine Herren,

Die Vorsehung, die das Leben unsers unsterblichen Friederichs so groß und so herrlich gemacht hatte, hat Sein Ende nicht minder groß und herrlich gemacht. Noch hat kein König, dessen Nahmen uns die Geschichte aufhielt, eine schönere Laufbahn schöner vollendet, als Er. Wenn Gustav Adolph — einer der Wenigen, die ich neben Ihm aufzustellen wage — mitten auf seinem ruhmvollen Wege in die Arme des Sieges hinsinkt; wenn sein Vaterland laut um den Edelsten seiner Söhne, das unterdrückte Teutschland laut um seinen größmüthigen Retter jammert; wenn das Schicksal von Nationen, wenn die Wage Europens schwankt, weil ein Einziger fiel: — ist er schöner, dieser gepriesne, bewunderte Tod, als wenn Friederich, nach so viel Thaten der Unsterblichkeit in den Jahren der Kraft, noch als Greis Seine Feinde in Ehrfurcht, Seine Freunde in ungeschwächtem Vertrauen erhält? wenn Er im hohen Alter, und auch da noch, wo Ihn Mattigkeit niederdrückt,

und Schmerzen Ihn foltern, mit unermüdetem Eifer jede kleinste Pflicht Seines großen Amtes erfüllt? wenn Er nur einmahl, nur das letzte Mahl von Seinem langen Todesschlafe erwacht, ohne Seiner Geschäfte zu denken; und so endlich, an Kräften, aber nicht an Willen, erschöpft, mit ruhiger Seele und ruhigem Angesichte entschlummert?

Eben so schön, als dieser edle Tod war, ist die Trauer des allgemein gerührten, aber nicht wehklagenden Volks. — Jener Jammer, der um das Grab eines Vaters ertönt, der sein Haus in Zerrüttung, seine Waisen in Sorgen zurückläßt: wie unangenehm durchdringt er das Herz, und wie ein unsichrer zweydeutiger Beweis ist er von den Tugenden des Entseelten oder der Liebe seiner Verlaßnen! Aber wie ehrenvoll und zugleich wie rührend ist jene Thräne, die dem Auge von Kindern entzittert, deren ganzer Verlust nur ihr Herz, nicht ihren Wohlstand, ihr Glück trift! Wäre Friederich in jenem blutigen Kriege gefallen, den nur Er, mit Seinem Muthe, Seiner Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln, Seiner Standhaftigkeit der Seele, so ruhmvoll endigen konnte; so wäre unsre Klage lauter erschollen, unsre Thräne hätte voller geströmt; aber sie wäre gleich sehr die Zeugin unsrer eignen Noth, als die Lobrednerin Seiner Verdienste. gewesen. Unsre jetzige Trauer um Ihn ist reines Opfer der Ehrfurcht; unsre jetzige Thräne lautre unverdächtige Thräne kindlicher inniger Rührung; zwar gehaltner und sanfter, aber eben dadurch ehrenvoller und schöner. — Noch gegründeter

deter siegreicher Macht, nach aufgehäuftem Uiberflusse von Schätzen, nach festgestellter weiser Verfassung, nach gesichertem, tief in das Interesse Teutschlands verwebten, Frieden, stirbt der gekrönte unvergeßliche Greis, wie ein Vater unter dankbaren Kindern, die eben durch seine Güte, Thätigkeit, Weisheit, jeder nagenden Sorge für die Zukunft überhoben sind; die keinen Seufzer um sich selbst zu verlieren haben, alle nur Ihm, dem Stifter ihres Glücks, ihres Wohlstandes, widmen

Doch an dieser Sanftheit und Ruhe, an dieser schönen Mäßigung unsers nur dankbaren, nur zärtlichen Schmerzens, haben auch die Tugenden Friederich Wilhelms Antheil, und größern wichtigern Antheil, als ihn selbst die Verdienste Friedrichs haben. — Das Schicksal der Staaten ist veränderlich, wie das Schicksal der Menschen; und je stolzer die Höhe, die wir errungen, desto schwärzer zu unsern Füßen der Abgrund, desto jäher und zerschmetternder der Herabsturz. Hätten wir fürchten müssen, daß mit dem Monarchen, der unser Stolz war, auch Seine Königlichen Tugenden unsern Thron verlassen würden; so hätte selbst der Ruhm und der Wohlstand, den Er gegründet hatte, uns nur tiefer erschüttern, mehr unsre Wange mit Schrecken zeichnen, als unser Auge mit der Thräne der Rührung erfüllen müssen. Aber Dank sey der Vorsicht, die uns noch ferner durch unsre Regenten zu segnen verspricht, daß jene Aufmerksamkeit, die immer ein Volk auf seinen Thronfolger richtet, die auch wir auf den

unsrigen zu richten so mächtige Antriebe hatten, uns mit Hoffnungen, nicht mit Sorgen erfüllte; daß wir den Erben Friedrichs so achtungsvoll gegen jedes Verdienst, so empört gegen jede Handlung der Ungerechtigkeit, so begierig nach jeder Kenntniß, beydes der innern Verfassung und der äußern Verhältnisse; daß wir Ihn in dem letzten glorreichsten unsrer Feldzüge so freudigthätig, so musterhaftwachsam, so voll Muths in der Gefahr, so ganz nur Seiner Pflicht lebend, nur sie denkend und übend erblickten; daß wir neben der Güte und Wärme des Herzens, die im Charakter Friederich Wilhelms der erste Zug ist, auch die Mannheit, Festigkeit, Kraft entdeckten, durch die allein jene Güte aus der liebenswürdigsten der Schwachheiten zur erhabensten der Tugenden wird!

Wie sehr hat alle die Hoffnungen, die durch diese Eigenschaften der Thronerbe von Sich erweckte, der König bestätigt! Mit welcher Liebe, Bewunderung, Zuversicht hat der neue Monarch, seit der kurzen Zeit Seiner Regierung, die Seelen aller Unterthanen erfüllt! Ich wage es, die Gründe dieser Zuversicht zu entwickeln; wage es, die Erwartungen vorzulegen, zu denen der Monarch, durch den glorreichen Anfang Seiner Regierung, das Vaterland und das ganze Teutschland berechtigt. Wenn ich, weil ich es muß, in diese frohen Erwartungen noch immer Friederich, den Unvergeßlichen, mische: so fürcht' ich nicht, durch den Schmerz dieser Erinnerung die gerechte Freude dieses Tags zu entweihen: feinern, empfindli-

chern Seelen, weiß ich, ist Zusatz von einem so edlen Schmerz nur Würze, nicht Verbitterung ihrer Freude. — —

Es gibt Lagen und Augenblicke, in denen das Herz des Menschen sich aus seinen geheimsten Falten wickelt; wo durch zu schnellen Stoß alle seine Triebfedern in zu volle Bewegung kommen, als daß Vorsatz und Uiberlegung sie hemmen oder mäßigen könnte. Wie der Mensch in diesen Augenblicken sich zeigt, so ist er; oder es gilt durchaus kein Schluß vom Außren aufs Innre, von Wort und That auf Gesinnung. — So ein Augenblick, wenn sonst irgend ein andrer, ist der einer gewonnenen Krone. Wer, bey der Aussicht auf sie, mehr sich selbst, mehr den Glanz und die Vortheile der Hoheit, die Entfesselung seiner Begierden, die Befriedigung seines Ehrgeizes dachte; wie ganz anders wird er in dem prüfenden Augenblicke erscheinen, als der, dem mehr sein Volk, mehr die Würde des ersten und wichtigsten aller Aemter, mehr die unendliche Größe und Schwierigkeit seiner Pflicht vor der Seele schwebte. Wenn jener sich am Ziele seiner Einschränkung sieht, so sieht sich dieser am Ziel seiner Ruhe; wenn jener, bey seiner frohern Stimmung, von jener traurigen Idee, der Stöhrerin seines ersten Genusses, sich loswindet, so nimmt dieser, bey seiner ernsten feyerlichen Stimmung, sie willig auf; wenn bey jenem die Rührung der Natur nur Mine der Anständigkeit ist, so ist sie bey diesem wahres tiefes Gefühl seines erschütterten Herzens.

Friederich Wilhelm, in jener unver-

geßlichen Nacht, die dem Vaterlande seinen Beschützer, den Königen ihr Beyspiel, dem Jahrhunderte seinen Helden nahm; wie sehr bewies Er, daß Er der Edle war, der schon längst die Würde, Wichtigkeit, Erhabenheit seiner Bestimmung fühlte! — Ich erzähle sie nicht, die Geschichte dieser traurigen Nacht; Friedrichs letzte Stunden und die ersten Worte und Schritte Seines Thronerben waren zu wichtig, zu merkwürdig für uns, als daß nicht jeder nach ihnen geforscht hätte: ich erinnre nur an das Allen Bekannte: an die Thränen der Rührung, die beym Empfange der großen Nachricht, unaufgehalten und unverborgen, auf die Wange des neuen Monarchen flossen; an jeden Beweis Seines leidenden empfindlichen Herzens; an Sein ängstliches liebevolles Forschen nach dem letzten Kampfe des Königs; an Sein stillerhobnes dankendes Auge, da Er von dem sanften schmerzlosen Tode des großen Verblichnen hörte; an die Bezeugung innigen Danks gegen den unermüdeten Arzt, gegen die umgebenden bestürzten Getreuen, die über der Pflege des theuren Gebiethers schon längst des Schlafs und der Nahrung vergaßen; und mehr als an Alles — denn es öffnet uns den freysten rührendsten Blick in Sein Herz — an Sein Forschen nach dem Orte des Leichnams, an Sein langsames feyerliches Hinzutreten, an Sein gedankenvolles Verweilen vor dem großen belehrenden Anblick.

Dieser Anblick, den der leichtsinnigere Fürst würde geflohen, von dem er würde zurückgebebt

haben; was für Betrachtungen und Gefühle konnt' er in der Seele des neuen Königs wecken? Was für andre, als die erschütterndsten, aber auch heilsamsten von allen: als Betrachtungen, die jedes Volk seinem Fürsten von der Vorsehung erflehen sollte? — In dem Augenblick der Erhebung selbst ertrug nicht nur der neue Monarch, sondern wollt' Er, sucht' Er, durchdacht' Er den Anblick der Vergänglichkeit aller Hoheit, drückt' Er Sich freywillig die große Wahrheit ins Herz, die nur zu oft auf den Thronen vergessen wird: daß keine Erhabenheit und keine Größe auf Erden, auch nicht den Ersten der Könige, von dem Schicksale des letzten der Menschen rettet; daß es einen noch unendlich wichtigern Schritt gibt, als den vom Unterthan zum König, den letzten allentscheidenden Schritt vom König — zum Staub; daß unfehlbar die Stunde kommt, wo die furchtbare Wagschal der Geschichte, wo die unendlich furchtbarere Gottes die Könige wägt; wo nichts auf Erden von ihnen übrig bleibt, als der Ruhm ihrer Tugenden oder der Fluch ihrer Uibelthaten; nichts ihnen in die Ewigkeit nachfolgt, als das freudige Bewußtseyn der beglückten, oder das qualvolle vernichtende der gekränkten untertretenen Menschheit. —

Wie in diesem einzigen Zuge, wie in der ganzen Geschichte jener Nacht der König dem Menschenkenner erscheint, so erscheint Er jedem, auch dem gemeinsten Auge in der Geschichte aller nachfolgenden Tage. Noch ist das Gefühl Seiner Pflicht, verbunden mit dem lebendigsten Vorsatz, sie zu er-

füllen, keinen Augenblick aus Seiner Seele gewichen. — Wer die Fluth von Geschäften, wer die unsägliche Mannigfaltigkeit von Sorgen und Arbeiten kennt, die beym Antritt einer Regierung auf den neuen Monarchen zustürmen; wer das Heer von Leidenden, Bittenden, Anspruchvollen, Ehrgeizigen kennt, die alle den Augenblick nutzen, alle nach Hülfe, Vortheilen, Belohnungen, Blicken und Worten der Gnade streben: der sehe Friederich Wilhelm, den Geschäftigen, den Gütigen, wie Er alles Selbst, das Kleinste wie das Größte, das Unwichtigste wie das Wichtigste, verrichtet; wie Er die Angelegenheiten Seines Staats, Seines Heers, Seiner Kammern, Seiner Gerichtshöfe besorgt, und doch auch keinem, selbst nicht dem Zudringlichen und Beschwerlichen, den Trost oder die Freude königlichen Gehörs, königlicher Antwort versagt; er sehe Ihn mit dieser immer gleichen, immer ruhigen Heiterkeit, wie Er ohne Klage jedes Vergnügens, jeder Zerstreuung entbehrt und noch immer für Seine Arbeiten die Zeit dem Schlaf und der Tafel, nie für Schlaf und Tafel die Zeit den Arbeiten abbrach; er sehe Ihn, und er zweifle, wenn er es kann, an dem edelsten Willen, an der feurigsten Pflichtliebe, an der muthigsten Entschlossenheit dieses Königs, für dessen Gesundheit und Leben wir zittern, und dem nur Sein freudiger Eifer, Sein unaufhaltsamer Trieb die Kraft geben kann, die Ihn mitten in dem Wirbel von Geschäften aufrecht erhält.

Friedrich war es, der diese allumfassende, nichts verachtende, nichts versäumende Thätigkeit, durch die großen Wirkungen, die man von ihr erblickte, den Königen ehrwürdig machte; Er war es, der ihr eine Genauigkeit und Pünktlichkeit gab, die so sehr Ihm eigen ward, daß selbst seine Erhohlungen und Vergnügungen Tag und Stunde und Augenblick hatten: eine Pünktlichkeit, über die der Unwissende lächelt, und die der Weisere bald als unmögliche Bedingung zum Weiterkommen, zum Abkürzen und zum Vollenden, erkennt. — Wie ganz ist der Geist, der diesen großen unsterblichen Mann beseelte, der Geist Seines Nachfolgers geworden! Wie sehr hat Friedrich Wilhelm die Nothwendigkeit gefühlt, überall Selbst zu sehen, zu prüfen, zu handeln, und daß Er's könnte, Sich unverbrüchliche Gesetze der Ordnung zu geben! Wie zuversichtlich dürfen wir hoffen, daß diese Stärke der Seele, die bis jetzt in dem wildesten Drang der Geschäfte so unerschüttert aushielt, nimmer ermatten, uns immer mit ihren wohlthätigen Einflüssen zu segnen fortfahren werden! — Zu segnen, sag' ich: denn jener Geist der allwaltenden eigenen Wirksamkeit und der nichts versäumenden Ordnung; — er wird der Geist aller Diener; er wirkt vom Throne, wie von einem Mittelpunkt aus, durch den ganzen umgebenden Kreis: das große Beyspiel des Ersten im Staat macht ihn nicht nur zur Pflicht, auch, was mehr ist, zur Sitte, zum Ton; er gießt durch die Gewißheit, nicht unbemerkt zu bleiben, dem Edlen neuen Eifer ins Herz, spornt den Trä-

gen an, schreckt den Eigennützigen, den Unedeln zurück; und indem er so, durch regen Umtrieb, die Stockung in jeder Ader, in jeder Nerve hindert, wird er Quelle von Leben, Kraft, blühender Gesundheit des Staats.

Ich vergeß' es hier nicht, daß Thätigkeit, die keinen echten Grundsätzen folgt, oder die auch ewig in Grundsätzen schwankt, eher verderblich als wohlthätig seyn kann: aber so echt, wie die Grundsätze Friedrichs, sind die Friedrich Wilhelms, denn sie sind ihnen ähnlich; und so fest wie jene stehn diese, denn sie sind geprüft und durchdacht. Wären sie mehr als ähnlich, wären sie gleich in jeder Anwendung, jeder Bestimmung; dann mögten wir an ihrer Prüfung und eben damit an ihrer Dauer zweifeln: aber selbst daß sie abweichen, daß sie hier eine Einschränkung, dort eine Erweiterung leiden, selbst das beweist uns, daß Friedrich Wilhelm Seines großen Berufs im Stillen eingedenk war, daß Er schon längst Erfahrungen sammelte, forschte, prüfte, sich nach Einsichten entschied. Und diese Einsichten — wohl uns, daß sie, nach dem Zeugniß der Weisesten und Erfahrensten, so sehr die richtigern sind! daß der Monarch, bey dem besten edelsten Willen, auch jenes Auge, jenen eindringenden Blick besitzt, der das Wahre vom Falschen, das Echte vom Scheinbaren, selbst im Kleinern und im Zufälligern, sondert! Wohl uns, daß Er, unter den tausend oft so abweichenden Stimmen, die Stimme des tiefern Kenners, des gründlichern Denkers, des redlichern Patrioten so treffend auskennt! Vor so einem Geiste stehen sie

ewig fest, unwankend und bald auch unangetastet, jene lichthellen, unwidersprechlichen, und doch, zum Erstaunen des Weisen, fast überall verkannten oder vernachlässigten Grundsätze, die Friedrichs Regierung so herrlich machten, und zu denen auch Friedrich Wilhelm, der Weise, der Edle, gleich beym Antritt der Herrschaft Sich so laut und so kraftvoll bekannt hat.

Wer erräth hier nicht schon, daß ich vor allem von dem Grundsatze der Duldung, von der Schonung des ersten und heiligsten aller Rechte der Menschheit rede, des Rechtes zu denken, zu forschen, ewige Wahrheiten mit bescheidnem Ernst, aber laut und ohne Rückhalt, zu prüfen? — Traurig für den Freund der Wahrheit und des Menschengeschlechts, daß je ein Volk es als Vorzug hat rühmen, es als Gnade und Huld hat empfinden müssen, wenn es nicht an seinem innersten wesentlichsten Eigenthume gekränkt, nicht gewaltthätig des besten und schönsten Guts beraubt ward, das über alle Güter der Erde eben so weit erhaben ist wie der unsterbliche Geist über den Staub! Traurig, daß je ein Volk hat frohlocken müssen, nicht in Fesseln zu schmachten, die dem edelsten Theil der Natur mit der Freyheit der Bewegung auch seine Kraft, seine Gesundheit nehmen! Und doch ist dieses traurige Schicksal noch immer das Schicksal von Millionen; doch ist unter den Monarchieen Europens die unsrige fast die einzige, wo Staatsklugheit und Menschenliebe jene entehrende Fesseln nicht bloß weiter gehängt,

nicht bloß erträglicher und leichter gemacht, sondern sie zerrissen, zerbrochen haben. Mit dieser einzigen ewig unvergeßlichen Wohlthat — wie viel Seegen hat Friederich, der Gütige, der Gerechte, über Sein Volk ergossen! Wie viel Adel und Muth hat Er dem Herzen; wie viel Nerven und Schwungkraft dem Geiste; den Wissenschaften, wie viel Ausbreitung und Licht; dem Geschmacke, wie Echtheit und Feinheit gegeben! Und in alle dem — wie viel nie versiegende Quellen der Glückseligkeit, des reinsten, untadelhaftesten, süßesten Genusses hat Er geöffnet! Friederich Wilhelm, so viel Er schon menschenfreundliche, große Gesinnungen, so viel er königliche erhabne Worte zu Seinen Edlen sprach — Er hat noch kein größeres, würdigeres, königlicheres gesprochen, als das, womit Er die Erklärung Seiner Ehrfurcht für die Religion, Seines Eifers sie zu befördern, versiegelte: daß Er Duldung liebe, und Verfolgung verabscheue. Mit diesem einzigen inhaltvollen erhabnen Worte tritt jene Zeit ein, der die Besten unter den Menschen und die Weisesten unter den Gottesverehern entgegenharrten: die Zeit des Triumphs für die Wahrheit, wo der Glaube, auch wenn er auf dem Throne Macht hat, die Freyheit der Seele nicht nur schont, sondern begünstigt; wo er die Duldung für das erkennt, was sie ist: für Hülfe, Beförderungsmittel, einzige Bedingung einer Religion, die, nach dem Ausspruche ihres göttlichen Stifters, Geist und Wahrheit seyn soll, und es nie werden kann,

wenn sie nicht der freysten anhaltensten Untersuchung eben so offen steht, wie jede andre Erkenntniß. Nur durch Freyheit, nur durch Schonung und selbst Beförderung des Prüfungsgeistes, wird das Uegeheuer der Heucheley, wird der fromme Betrug, der Empörer gegen Gott und Menschheit, vertilgt; er, der die Religion aus dem Innersten der Seelen riß, und sie an die Spitze der Lippen pflanzte; der sie aus Geist und Wahrheit zum leeren Formelngeschwätz, zu tönenden Erz und zur klingenden Schelle machte. — Friedrich Wilhelm will durch Vermehrung und Beförderung der Erkenntniß, will durch Unterricht und Ueberzeugung der Seele, dem Glauben Verehrer erwecken, freye rechtschaffne, edle Verehrer; und wer wird den großen Sinn nicht anbethen, der in dieser Erklärung so sichtbar lebt? den Sinn des göttlichsten unter den Lehrern, der die Relgion seiner Väter von Satzung und Ceremonie losriß, damit sie dem Geiste Gegenstand der Erkenntniß, und dem Herzen hohes Gefühl der Tugend würde? —

Gleiche Achtung, als hier in dem größten Punkte der Religion, hat der Monarch in einem andern großen wichtigen Punkte der Freyheit des Denkens, dem muthigen Forschungsgeiste bewiesen. Schon Jahrhunderte hatten den Mangel einer weisern Gerechtigkeitspflege und eines neuen bessern Gebäudes des Rechte gefühlt; — eines von Grund aus neuen! denn das alte, mit allen

seinen unzähligen Strebepfeilern, wankte, und war minder Gebäude, als roher Haufe von Trümmern; — sie hatten ihn gefühlt, diesen Mangel, aber nur ihn beseufzt, nicht ihm abgeholfen. Die Schikane, bey aller Verachtung und allem Haß gegen sie, triumphirte, und noch immer war's Rom, das, nach mehr als einem Jahrtausende, ganz andern Völkern in ganz andern Verhältnissen Recht sprach. Bey dem Schwunge, den die Denkkraft unter Friederich gewann, und bey dem freyern edlern Muthe, den der Geist durch das Gefühl seiner geübten und erstarkten Kräfte erhielt; wie konnt' er noch fehlen, der kühne, aber verdienstvolle Gedanke, beydes die Schikane zu tödten und das tyrannische Rom des gemißbrauchten Throns zu entsetzen? Er ist versucht, dieser letzte, und ausgeführt, jener erste Gedanke; — ausgeführt! trotz den Zweifeln, dem Spott und dem Tadel, womit hier die Trägheit, dort die Anhänglichkeit ans Gewohnte, womit noch bittrer der gekränkte Eigennutz oder die gehemmte Streitsucht sich gegen ihn waffneten; — ausgeführt! denn Friederich war nicht der Mann, der ohne Gründe wählte, oder wenn Er gewählt hatte, zurückwich. Und Friederich Wilhelm? — mit einem Gleichmuthe, Seiner Einsichten und Seines Herzens würdig, hat Er über Zweifel und Spott Tadel hinweggehört; hat der Gerechtigkeit Beyfall gewinkt, da sie jene staubigten Spinneweben zerriß, in denen Einfalt und Armuth gefangen werden, während daß List und Reichthum durch sie dahin-

fahren; hat ganz und tief den glücklich kühnen Gedanken gefaßt: an den Buchstaben des Gesetzes zu binden, und doch auch das Gesetz unablässiger Prüfung, Einschränkung, Erweiterung zu unterwerfen. Er hat noch mehr, als selbst Sein großer unsterblicher Vorgänger gethan: hat das neue Gebäude des Rechts nicht nur gewollt, sondern mit Wärme, mit Eifer gefodert; hat Gesetztafeln gefodert — erkenne, Volk, Seine Denkungsart, Seine Milde! — Gesetztafeln, die von der Nation geprüft, von ihren Weisen und Edlen gebilligt, nach den Rechten jedes Standes, jeder Provinz bestimmt, und allen zu Richtenden faßlich, verständlich wären. — Edler, vortreflicher Geist! der Du so die Würde der Menschen und die Rechte der Deinigen achtest! so die Nation zu ihrer eignen Gesetzgeberin weihst, und mit dieser Wohlthat die größre verbindest, daß Du ihren Geist zu höherm Beginnen, ihr Herz zu edlern Gefühlen erweiterst! — der Du so durch unauflösliche Bande der Liebe, durch das Gefühl ihrer Wohlfahrt, und des süßesten Glücks der Freyheit, sie an Deinen Thron kettest, und mehr an Macht, selbst durch Nachlaß der Macht, gewinnst, als je der Despot mit alle dem Raube, den er an den Rechten der Menschheit und den Freyheiten seiner Edlen begeht! — —

Jener erhabne, wahrhaft königliche Gedanke, den Geist der Nation zu befeuern, ihm Muth, Thatkraft, Vertrauen zu sich selbst einzuflößen; wie sehr ist er überhaupt in den Handlungen dieses Königes

sichtbar! Wie sehr auch in jenem Zuge, da Er, gleich im Anfange der Herrschaft, einen so ermunternden milden Blick auf Deutschlands Sprache, Deutschlands Schriftsteller warf! — Als König Friederich auf den Thron stieg, da hatte Deutschland nur noch Wissenschaften und Kenntnisse, aber nicht Literatur, nicht Geschmack; seine Werke des Witzes waren matt, frostig, steif; seine ernsthaftern Werke trocken, langweilig, ohne Geist, ohne Seele. Und wer konnte denn Ihn, den so gebildeten, so geschmackvollen Fürsten, tadeln; — Ihn, dessen Geist mit den besten Werken des feinsten Volks in Europa genährt war — wenn Er jene rohen Erzeugnisse des deutschen Himmels mit kalter Verachtung ansah? wenn er Seinen milden erwärmenden Einfluß einem Stamme entzog, dessen erste Früchte so schaal, so herbe, so ungeschmack waren? — Jetzt, da durch Ausbildung und Veredlung der Sprache, durch Studium der Meisterwerke der Fremden, durch fortgesetzten Wetteifer glücklicher Genies, die Muse Deutschlands Fortschritte gemacht hat — nur den Fortschritten Friederichs zu vergleichen! — jetzt, da sie königlicher Aufmerksamkeit, königlicher Ermunterung nicht mehr unwürdig, nur um so würdiger ist, weil sie noch in der schönern Periode diesseits der Vollkommenheit steht: jetzt besteigt König Friederich Wilhelm den Thron, und bemerkt sie, belohnt sie — Soll ich hier alle die endlosen Vortheile entwickeln, die durch den Beyfall eines Monarchen, durch die vermehrte Achtung der Großen, durch den Eintritt in die feinere Welt,

durch die Theilnahme dieser feinern Welt selbst, der Literatur der Deutschen zuwachsen können? Soll ich den unschätzbaren Gewinn erheben, der für ein Volk aus der Veredlung seiner Geisteswerke entspringt? den vermehrten feinern Genuß? die Ausbesserung aller Kräfte der Seele? die Achtung der umgebenden Völker? die Vortheile alle, die mit dieser Achtung verknüpft sind? Oder soll ich den nähern glücklichen Einfluß zeigen, den es auf uns, auf die Staaten des Königes haben muß, wenn einst hier der erste Sitz deutscher Kunst, hier der Vereinigungsplatz der feinsten Denker, hier der Zusammenfluß der Kenner, der Liebhaber, der sich bildenden Jugend ist? wenn einst hier die künftigen Großen Deutschlands und Nordens die Zeit ihrer Blühte verleben, und ihre Liebe zu uns eben so unvergänglich in ihren Herzen bleibt, als das süße Andenken an die Jahre ihrer Gesundheitsfülle, ihres Eintritts in die Welt, ihres ersten frohsten Genusses? — Wahrlich! es könnte Gedanke der feinsten Staatskunst werden, was bey unsrem edlen Monarchen reiner Eifer für die Erhebung der Nation, echte Liebe zum deutschen Nahmen, patriotische Freude an deutschem Ruhm ist.

Wie gerecht dieses Lob sey, das ich dem deutschen Geiste, der patriotischen Denkart des Königs gebe; das mag auch Sein so thätiger warmer Eifer für jenen Bund erhärten, den mit Friederich die Ersten und Mächtigsten Deutschlands schlossen. War nicht der Gedanke zu diesem Bunde schon

eher in des Thronfolgers, als in des Königs Seele? Würde nicht eben jetzt die Vollführung dieses Gedankens Ihn selbst verherrlichen, hätte nicht Friederich, mit Seinem Scharfblicke, auch diesen Lorbeer entdeckt, und mit Seiner nie ruhenden Thätigkeit ihn für Sich selbst, für Seine eigene Schläfe gebrochen? — Sey es, daß hier Deutschlands Vortheil der unsrige, deutscher Patriotismus Klugheit war; war er darum nichts mehr, als Klugheit? War darum in der edlen Seele Friederich Wilhelms dieses höhere Gefühl von Wärme und Eifer nichts mehr, als Streben nach Vortheil? Erkannten nicht auch wir in dem Vortheile des Vaterlandes den unsrigen, und machte nicht dennoch dieser Bund tiefern Eindruck auf uns, als ihn jeder andere, auch mit den ersten Mächten Europens, würde gemacht haben? Waren die Glückwünsche nicht allgemein, daß unsere Brüder, durch gleiches Blut, gleichen Geist, gleiche Sprache uns theurer, sich so uns anschlossen? so uns Herzen und Hände bothen? so in unserer Treue und Macht ihre Sicherheit fanden? Denn was auch Neid oder Schmähsucht lästre! Deutscher Gemeinsinn, deutsche Vaterlandsliebe, wenn sie noch irgendwo sonst in den weiten Grenzen des Reichs ihren Sitz haben; so haben sie ihn hier, in den Staaten Friederich Wilhelms; hier wo auch noch jener echte alte Biedersinn wohnt; der Muth, der nichts fürchtet, und die Standhaftigkeit, die alles erträgt; die Staatskunst, die zum kurzen Inhalt hat: Redlichkeit und das Schwert!

Schwert! und jener offne kühne Freyheitssinn, der durch die edelste Art von Freyheit genährt ward, durch die Freyheit der Seele!

Aber daß ich hier nicht die schönste, reizendste Seite vergesse, die uns dieser Eifer für das Bündniß mit Deutschland an dem Charakter des Königes zeigt! — Zu deutlich ist der ganze Zweck, der ganze Geist dieses Bündnisses Friede; nicht Angriff fremder, sondern Vertheidigung eigener Rechte. — Friederich, der ehemahls geglaubte eroberungssüchtige, der von der Schmähsucht ausgeschriene wilde raubgierige Krieger; Er ward doch endlich an Seiner edlen Nachgiebigkeit, an Seiner uneigennützigen Großmuth, für den erkannt, der Er war: für den Freund, den Beförderer, den Schutzgeist des Friedens; und wer könnte den gleichen, menschlichschönen Charakter an Seinem Nachfolger verkennen? Oder wie sollt' auch Er, mit Seinem so empfindlichen theilnehmenden Herzen, nicht mehr als alles den Frieden, diesen Schoner, Vermehrer, Ernährer, Beglücker der Menschheit, lieben? Er, der nach dem Sinn einer Seiner edelsten Erklärungen auch des Bluts der Verbrecher schonen mögte; wie sollt' Er nicht mit Freuden des Bluts der Unschuld, des unschätzbaren Bluts Seiner Edlen schonen? Er, der größere, höhere, süßere Empfindungen kennt, als jener unselige Stolz, ist, der mitten unter Schaaren Erschlagner das fühllose Herz eines Siegers aufschwellet? Er, der andere Wege zum Ruhm und zur

Unsterblichkeit offen sieht, die nicht mit Leichnamen, sondern mit Blumen besäet sind; Wege, auf denen das Auge des Geschichtschreibers den wahrhaftgroßen, talentvollen König immer mehr zu suchen und zu verfolgen anfängt, je weiter die Menschheit zur Sittlichkeit, zur Vollkommenheit vorrückt? Er, der schon jetzt diese Wege so rühmlich, unter dem Zujauchzen der Völker, betrat; schon jetzt die Wollust empfand, mit königlicher Milde Thränen zu trocknen, Nahrungsquellen zu öffnen, für Bildung und Erziehung einer edlen Jugend zu sorgen? — Aber gerüstet zur Schlacht, fertig, muthig, selbst bis zum Trotze; das darf der Liebhaber des Friedens, und das muß er seyn: denn nur so schreckt er die Raubsucht von seinen Grenzen, bändigt den immer laurenden Groll, vereitelt die Entwürfe der Ehrsucht. Eben darum war die erste Aufmerksamkeit Friedrichs immer Sein Heer, Sein zahlreiches, tapfres, unüberwundnes Heer; und eben darum ist es so sehr die erste Aufmerksamkeit Friederich Wilhelms. Dieses Heer zu üben — in welchem die Stärke liegt, um die man den Löwen fürchtet; in welchem der lebendige Trieb liegt, der den Unterhandlungen Fortgang verschaft; in welchem die Kraft königlicher Stimme liegt, wenn sie droht, wenn sie das Recht der Verbündeten fodert, wenn sie Frieden gebeut; — dieses Heer zu üben, fanden sich Stunden am frühen Morgen, wenn kaum am späten Abend sich der Augenblick fand, wo der Monarch, durch den Anblick der Natur im sanften Lichte der Dämme-

rung, für Seine Sinne wieder Ruhe, für Sein Herz wieder Stille suchte.

Wenn uns dieser letzte Blick auf den Charakter des Königs; wenn uns diese Aussicht auf Ruhe, auf die große allersehnte Wohlthat des Friedens entzückt: so erhebe noch dieses Entzücken ein Rückblick auf die Grundsätze alle, die für den Gebrauch dieses Friedens in der Seele des geliebten Monarchen leben! So erhebe noch dieses Entzücken der allumfassende Eine Gedanke: wie Sich Friederich Wilhelm ein Volk wünscht, durch Seine eigene nie schlummernde Vatersorge gebildet; ein Volk, das frey denke und edel, gut sey aus Fülle der Aufklärung, und Religion verehre aus Uiberzeugung der Seele; ein Volk, das unter den weisesten menschlichsten Gesetzen lebe, und um so freudiger ihnen gehorche, weil es sie selbst sich gab; ein Volk, das durch Bildung seiner Sprache, durch Feinheit seines Geistes, des edelsten Vergnügens empfänglich, und durch Reichthum an Werken echten Geschmacks, dieses Vergnügens theilhaftig sey; ein Volk, das durch seinen eigenen Ruhm den Ruhm des deutschen Nahmens erhöhe, sein eigenes wohlthätiges Licht über alle die brüderlichen Stämme verbreite, die mit ihm zugleich in den weitgestreckten Gefilden Deutschlands, des gemeinschaftlichen Vaterlands, wohnen. — Edle, große, erhabene Gedanken! Grundsätze, des weisesten, menschlichsten, besten Monarchen würdig! — Mög' Er es sehen, dieß Volk! Möge in dem Anblick

unsers Wachsthums, unsrer Vollkommenheit. Seine königliche Seele Sich freuen! Möge unter diesen Freuden Sein Haar so grau werden, und grauer, als Friedrichs Haar! Mög' Er, wenn auch Ihn einst der Himmel fordert, unter zärtlichen Thränen des Ihn liebenden Volks, und mit dem frohen, wonnevollen Gedanken entschlummern, daß Er uns einen Thronfolger läßt, Seiner Krone so würdig, wie Er selbst der Krone Friedrichs war!

Ueber

einige Eigenheiten

des

Gefühlssinnes.

Vorgelesen

in der Königl. Akademie der Wissenschaften 1788.

Die beyden Sinne des Gesichts und Gefühls haben unter einander eine merkwürdige Aehnlichkeit, wodurch sie sich von den drey übrigen unterscheiden. Wenn die letztern von den Körpern nur Eigenschaften einerley Art gewahr werden; so werden jene Sinne Eigenschaften von verschiedener Art gewahr, und zwar von so völlig verschiedner, daß diese Eigenschaften, bey aller ihrer Unzertrennlichkeit in der Erscheinung, doch schlechterdings nicht eine auf die andre zurückgebracht, nicht eine aus der andern erklärt werden können. Die Empfindung von Wärme und Kälte, und eben so die Empfindung von Schwarz und Weiß, haben mit der Idee von Ausdehnung und Figur durchaus keine Verwandtschaft; es liegt in dieser Idee, so weit man sie auch entwickeln mag, nicht das mindeste Merkmahl, in welchem sie mit jenen Eigenschaften, die doch in der Empfindung sich nie von ihr wollen abreißen lassen, zusammenhinge.

Eine andere Aehnlichkeit beyder Sinne, wodurch sie aber nicht so schneidend von allen übrigen abgesondert werden, ist die: daß man von den

Eindrücken des einen auf die Eindrücke des andern zurückschließen kann. Nicht zwar von Wärme und Kälte auf Farbe oder umgekehrt, aber von den Erscheinungen der Ausdehnungen für den einen Sinn auf die correspondirenden Erscheinungen für den andern. Etwas Aehnliches findet sich hier bey den beyden Sinnen des Geruchs und Geschmacks; denn überall, wo das Schmeckbare auch riechbar ist, und in so fern es riechbar ist, kündigt die Empfindung des einen Sinns, die zu erwartende Empfindung des andern an; daher auch die gemeine Sprechart der Oberdeutschen das Riechen in ein Schmecken verwandelt. Der Unterschied ist nur der: daß die Correspondenz der gröbern Sinne, des Geruchs und Geschmacks, auf wahre innere Verwandtschaft; die der feinern Sinne, des Gesichts und Gefühls, auf bloße äußere Gemeinschaft beruht. Die Eindrücke jener Sinne, so wie sie durch einerley Materien geschehen, so haben sie auch eine sehr merkliche Aehnlichkeit; man riechet eben das, was man schmeckt: die Eindrücke dieser Sinne haben nicht die mindeste Aehnlichkeit; Figur, in so fern die Hand sie fühlt, ist etwas ganz anders, als Figur, in so fern das Auge sie sieht. Nur das immer regelmäßige Zusammentreffen solcher und solcher Gesichtsbilder mit solchen und solchen Gefühlseindrücken, hat die Menschen auf den sonderbaren und doch so gemeinen Gedanken gebracht, als ob sie mit den Händen sehen oder mit den Augen tasten könnten.

Bey diesen Aehnlichkeiten beyder Sinne des Gesichts und Gefühls, gibt es zwischen ihnen auch sehr merkwürdige Verschiedenheiten. — Um mich kürzer über diese Materie ausdrucken zu können, werde ich mich der eingeführten Benennungen ursprünglicher und abgeleiteter Eigenschaften bedienen, ohne übrigens an der Lockischen Bestimmung dieses Unterschiedes Antheil zu nehmen. Unter ursprünglichen Eigenschaften (Qualités premieres), werden, wie jeder weiß, Ausdehnung, Figur, Solidität, Bewegung; unter abgeleiteten (Qualités secondes) Farbe, Wärme, Kälte u. s. w verstanden.

Die erste Verschiedenheit setzt das Gefühl nicht bloß dem Gesichte, sondern allen übrigen Sinnen entgegen. Alle nähmlich haben entweder nur Ein Werkzeug, oder nur zwey, und diese von völlig gleichförmigem Baue. Das Erste ist der Fall mit dem gröbern Sinne des Geschmacks, und nach dem ersten äußern Blick auch mit dem des Geruchs; das Letzte findet sich bey den beyden feinern Sinnen des Gesichts und Gehörs. Das Gefühl, in so fern es abgeleitete Eigenschaften wahrnimmt, hat in dieser Hinsicht Analogie mit den gröbern; in so fern es ursprüngliche erkennt, Analogie mit den feinern Sinnen. Für Wärme und Kälte ist der ganze Körper nur Ein Organ: und so hat hier der Gefühlssinn das Eigene, daß er kein besonders, nur ihm gehöriges, Werkzeug hat, und daß er mit allen andern Sinnen zugleich in einerley Werkzeugen besteht; dahingegen sonst die Werkzeuge, jedes

sein eignes Geschäft, ohne Einmischung in die Geschäfte des andern verrichten. Für die ursprünglichen Eigenschaften der Ausdehnung und Figur, hat das Gefühl zwey Organe, die eben, wie bey allen übrigen Sinnen, unterscheidend gebaut, und wie bey dem feinern, ganz sichtbar getrennt sind. Aber auch hier findet sich wieder das Eigne: daß diese Werkzeuge das ihnen zukommende Geschäft zwar vorzüglich und besser, als jedes andre Glied, aber doch nicht allein und ausschließend verüben. Wenn es bloß die Augen sind, womit wir sehen; bloß die Ohren, womit wir hören u. s. w.; so sind es dagegen nicht bloß die Hände, womit wir das Runde oder das Eckigte unterscheiden. Dieses geschieht auch durch jeden andern Theil unsers Körpers, der sich um einen Gegenstand mehr oder minder herumbiegen kann; wir können gewissermaßen mit der Zunge, zwischen den Lippen, mit den Zehen, die wir nur so gar nicht zu dieser Verrichtung üben, und mit noch andern Juncturen des Körpers fühlen. Die Aehnlichkeit, die das Gefühl, in Ansehung der Zahl und des gleichförmigen Baues der Werkzeuge, mit Gesicht und Gehör hat, ist also immer nur unvollkommen; indessen nähert sich der Sinn, in so fern er ursprüngliche Beschaffenheiten erkennet, doch ganz deutlich den feinern Sinnen. Er hat doch, so wie diese, der Werkzeuge mehrere, und wenn wir nur diejenigen rechnen wollen, die ihm ohne Vergleichung am besten dienen, so hat er eben, wie je-

ne, nur zwey, die auch eben so sichtbar getrennt und eben so gleichförmig gebaut sind.

Dieser äußern Beschaffenheit der Werkzeuge entspricht die innre der Wahrnehmungen: und dieß ist die zweyte Eigenheit des Gefühls, wodurch es sich besonders vom Gesichtssinne, dem es sonst so ähnlich ist, unterscheidet. Das Gesicht nähmlich ist durchaus ein feinerer Sinn, nicht bloß in so fern er Figur, sondern auch in sofern er Farben erkennet; das Gefühl hingegen theilet sich, und ist ein feinerer Sinn, in so fern er ursprüngliche Eigenschaften; ein gröberer, in so fern er abgeleitete wahrnimmt. Durch die letztern Wahrnehmungen ist das Gefühl ein bloß thierischer, durch die erstern ist es ein menschlicher Sinn; hier arbeiten für ihn die schönen Künste der Sculptur und der Plastik: und die vollkommenste aller Wissenschaften, die Mathematik, hat ihm mehr als selbst dem Gesichte zu verdanken. Er ergänzt und berichtigt die Wahrnehmungen dieses letztern Sinns; und bey einem Saunderson tritt er so völlig an die Stelle desselben, daß er selbst zur Wissenschaft der Optik alle nur erforderlichen Begriffe liefert. So einen Sinn aber, dessen Wahrnehmungen uns Empfindung des Schönen gewähren und uns Stoff zu wissenschaftlichen Kenntnissen liefern, nenne ich einen feinern Sinn; dessen Wahrnehmungen nur Wollust, nicht das höhere Wohlgefallen am Schönen wirken, auch nicht zu wissenschaftlichen Kenntnissen sich verarbeiten lassen, nenne ich einen gröbern.

Wenn ich hier den Unterschied zwischen feinern und gröbern Sinnen gerade so fasse, wie er schon in der undeutlichen Erkenntniß eines jeden enthalten ist; so können unmöglich die Erklärungen richtig seyn, die uns gewisse Weltweise von diesem Unterschiede gegeben haben. Diese Erklärungen haben den zwiefachen Fehler, daß sie zu enge und daß sie unfruchtbar sind; daß sie zuerst den Sinn des Gefühls schlechterdings von der Zahl der feinern Sinne ausschließen, und ihn ganz und gar unter die gröbern verstoßen, und daß sie zweytens uns durchaus nicht begreiflich machen, warum nur die feinern, nicht die gröbern Sinne dem Geiste dienen; warum nur die Wahrnehmungen von jenen Stoff zu Wissenschaften und schönen Künsten geben, nicht die Wahrnehmungen von diesen.

Ein teutscher Weltweiser bestimmt den Unterschied, von dem die Rede ist, nach der Beschaffenheit des Mediums, vermittelst dessen der Sinn empfindet. Die feinsten Materien sind ihm Licht und Luft; eine gröbere die Salze und Oele der Körper, und die gröbste die ganzen soliden Körper selbst. Wenn man nach diesem Eintheilungsgrunde von der feinsten Materie anfängt und mit der gröbsten aufhört; so kommt die gewöhnliche Rangordnung der Sinne heraus: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Hier wird offenbar der Sinn des Gefühls, eben in so fern er den Wissenschaften dient, nicht allein ein gröberer, sondern der gröbste Sinn, und der Sinn des Geruchs, der zu

seinem Medium die feinern flüchtigern Salze der Körper hat, wird ein bey weitem feinerer, so wenig er auch Empfindung des Schönen oder wissenschaftliche Kenntnisse gewährt. Uiberdem erhalten wir nicht die mindeste nähere Einsicht in die Natur der Sinne; wir lernen es nicht begreifen, warum die Wahrnehmungen des einen nur angenehm, die des andern hingegen schön sind; warum für Gesicht und Gehör Künstler von höherm Range, für den Geschmack nur Künstler von niedrigerm Range arbeiten; für jene der Maler und Tonkünstler, für diesen der Koch. Zugegeben, daß wirklich vielleicht Feine oder Gröbe des Mediums der Anlaß zur Benennung der beyden Arten von Sinnen geworden; so ist doch schlechterdings nicht begreiflich, wie die körperliche Feine oder Gröbe der Materie, die geistige Schönheit und Deutlichkeit der Erkenntniß befördern oder verhindern könne.

Bey den feinern Sinnen, sagt ein schottischer Weltweise, werden wir nie die Berührung des Werkzeuges inne; aber allemahl bey den gröbern Sinnen. Die Empfindungen der letztern setzen wir daher in die Werkzeuge selbst, hingegen die der erstern unmittelbar in die Seele: und so halten wir die Vergnügungen von jenen für körperlicher und gröber, die Vergnügungen von diesen für geistiger und feiner. Hier geschieht abermahls dem Gefühl das Unrecht, daß es gänzlich unter die gröbern Sinne verstoßen wird; denn wir werden, wie dieser Schriftsteller selbst bemerkt, die Berührung un-

frer Fingerspitzen bey jedem Betasten gewahr, und versetzen eben in sie hinein unsre Empfindung und unser Vergnügen. Zur Unterscheidung der feinern von den gröbern Sinnen, dient also auch dieser Eintheilungsgrund nicht, und um so weniger, da er an der andern Seite einer der gröbern Sinne, den Geruch, zum Range eines feinern erhebt. Denn so wahr es ist, daß wir den Eindruck einer Rose auf unsre Nase sinnlich gewahr werden, wenn wir nähmlich die Blume an das Werkzeug drücken, so gehört doch diese Wahrnehmung nicht dem Geruch, sondern dem Gefühl: die innern Fibern des Geruchs fühlen wir von dem Aushauch der Rose eben so wenig berührt, als die Augen vom Lichtstrahl oder das Ohr vom Tone. Auch verschafft der Umstand, daß wir die Berührung des Werkzeuges gewahr oder nicht gewahr werden, uns schlechterdings nicht die Einsicht: warum Wissenschaften und Künste nur für die eine Art von Sinnen möglich sind, nicht für die andre.

Um uns diese Einsicht, und mit ihr zugleich die völlig richtige genugthuende Bestimmung des Unterschiedes zwischen gröbern und feinern Sinnen zu verschaffen, müssen wir folgende Beobachtungen, deren Richtigkeit die eigne Erfahrung eines jeden bestätigen wird, zusammenfassen.

Zuerst: Gesicht, Gehör, Gefühl, in so fern das letztere ursprüngliche Eigenschaften erkennt, haben vor Geruch, Geschmack und demjenigen Gefühl, welches abgeleitete Eigenschaften gewahr wird, das Eigne voraus: daß sie alle eine weit schnellere Fol-

ge von succeſſiven Eindrücken unterſcheiden können. Die Sinne werden nicht ſo von jedem einzelnen Eindrucke angegriffen; die Vibration währt nicht ſo lange, daß nicht ſchnell hinter einander — obgleich freylich auch dieß ſeine Grenzen und für jeden Sinn ſeine eigenen Grenzen hat — mehrere Umriſſe, Bewegungen, Töne, ſollten erkannt, und mit voller Unterſcheidung erkannt werden können. Bey Geruch, Geſchmack und dem gröbern Gefühl, dauert dagegen der Eindruck länger; jeder vorhergehende verdunkelt, verfälſcht jeden nachfolgenden, und ehe der Sinn wieder in den Stand kommt, rein zu empfinden, hat die Seele ſchon tauſend andre Ideen durchlaufen, wodurch die Uiberſicht und Vergleichung der ſucceſſiven Eindrücke noch mehr erſchwert wird. Die feinern Sinne halten, ſo zu reden, mit der Imagination mehr gleichen Schritt; die Geſchwindigkeit in der Folge ihrer Eindrücke, iſt der natürlichen Geſchwindigkeit der Ideenfolge mehr angemeſſen.

Zweytens: Geſicht und Gefühl — ich verſtehe hier wieder das feinere — unterſcheiden das Mannigfaltige in gleichzeitigen Eindrücken, welches bey keinem der übrigen Sinne zutrifft. Ein Blumenſtrauß, ein vermiſchtes Gericht, geben eine in ſich ſelbſt freylich mannigfaltige Empfindung, worin man aber die Mannigfaltigkeit durch den Sinn ſelbſt nicht aus einander ſetzen kann. Eben ſo zwar auch bey dem Sinn des Gehörs. Eine ganze gleichzeitige Harmonie iſt nur Ein, vom Gehör nicht aus einander zu ſetzender, Eindruck. Wenn

dennoch der Tonkünstler, wenn selbst der Koch, jener die im Accord verbundenen Töne, dieser die in der Speise vermischten Zuthaten richtig anzugeben wissen; so rührt das nur von der vorgängigen Erfahrung her: daß solche und solche einzelne Töne oder Geschmackseindrücke bey ihrer Vermischung solche und solche Totaleindrücke hervorbringen; die Mannigfaltigkeit wird nicht empfunden, sondern geschlossen. Auch bey Getränken will man bemerkt haben, daß geübte Kenner in einem vermischten Weine die verschiednen Arten oder Jahrgänge zu unterscheiden wissen; welches ich eben so erkläre.

Drittens, und was das wichtigste ist: die Eindrücke des Gesichts, des feinern Gefühls, des Gehörs, sind einer Bestimmtheit, einer Abgemessenheit fähig, welche schlechterdings bey den Eindrücken der gröbern Sinne mangelt. Zur Erläuterung dieses Unterschiedes dient, wie ich schon sonst gezeigt habe, die Verschiedenheit in den Eindrücken des Gehörs. Wir können das Eigenthümliche in den Stimmen der Thiere und Menschen, das Besondre im Geräusch eines Bachs, eines Baums, eines Gewandes u. s. w. sehr wohl unterscheiden; aber es fehlt doch diesen Empfindungen das genau Abgemessene, wodurch wir im Stande wären, ein bestimmtes festes Verhältniß von einer zur andern gewahr zu werden. Sobald das Geräusch zum musikalischen Tone, die Stimme des Redenden zum Gesange wird; so ist die Bestimmtheit der Eindrücke da; die sichre Erkenntniß

niß der Verhältnisse wird möglich, und mit ihr Harmonie, Disharmonie, Melodie. Ich leite diese Bestimmtheit aus der größern Einförmigkeit des Mannigfaltigen her, welches noch immer in jeder sogenannten einfachen Empfindung der Sinne mit einander vermischt ist. In dem Geräusch eines Bachs, eines Baumes, verbinden sich so unendlich viele und so verschiedene kleine Töncheu der einzelnen Wellen und Blätter, daß wir immer nur eine sehr verworrene Vorstellung von der ganzen Mischung erhalten, und nie ein festes Verhältniß von dem einen Geräusche zum andern wahrnehmen können. Hingegen die verschiedenen Fibern einer Saite oder des Holzes in einer Flöte sind so gleich gestimmt, geben alle einen so einförmigen Schall, daß eine genau abgemessene Vorstellung des ganzen Eindruckes, und eben damit die sichre Schätzung des Verhältnisses von einem Eindrucke zum andern möglich wird. Die Eindrücke der gröbern Sinne; des Geruchs, Geschmacks, Gefühls — in so fern es abgeleitete Eigenschaften wahrnimmt — sind gleichsam alle nur Geräusch, nur Schall, der sich zwar unterscheiden, aber nie mit Genauigkeit abmessen, nie in Zahlen ausdrucken läßt; die Eindrücke der feinern Sinne sind gleichsam Ton, völlig bestimmt, und einer genauen Schätzung ihrer Verhältnisse fähig. Eben darum nun geben diese Sinne Stoff für schöne Künste und Wissenschaften; für jede durch bloß klare undeutliche, für diese durch entwickelte deutliche Erkenntniß der Verhältnisse, die zwischen ihren mannig-

faltigen Eindrücken statt finden. Der größten Deutlichkeit sind die vom Auge und Gefühl erkannten Dimensionen, der nächst größten die vom Ohr empfindbaren Töne, der geringsten die vom Gesichte wahrgenommenen Farben fähig.

Wenn wir die hier gemachten Beobachtungen zusammen nehmen, so haben wir auf einmahl die gesuchte Erklärung des feinern Sinnes. Es ist ein solcher, der mannigfaltige Eindrücke, unvermischt und rein, in sehr naher Verbindung unterscheiden, und wegen der Bestimmtheit und Abgemessenheit dieser Eindrücke selbst, ein genau bestimmtes Verhältniß zwischen ihnen wahrnehmen kann. Aus dieser Erklärung des feinern Sinnes, ergibt sich die des gröbern von selbst.

Da der Unterschied zwischen gröbern und feinern Sinnen von Wichtigkeit ist; so wäre zu wünschen, daß wir das Gefühl, in so fern es zu den feinern gehört, mit einem eignen Nahmen bezeichnen könnten. Sonderbar ist es, daß die teutsche Sprache dem Worte Gefühl das ungewisse Geschlecht, nicht wie den Wörtern, womit sie die andern gröbern Sinne bezeichnet, das nähmliche gegeben hat. Wir sagen: der Geruch, der Geschmack, aber das Gefühl, so wie wir das Gesicht, das Gehör sagen. Doch diese kleine Verschiedenheit in der Bezeichnung ist ohne Vortheil, da das ungewisse Geschlecht für den gröbern Theil des Gefühls eben so gut gebraucht wird, als für den feinern, und uns bey diesem Worte immer der ganze Sinn mit dem vollen Umfange seiner

Wahrnehmungen einfällt. Andere Sprachen haben hier vor der unsrigen einen Vortheil: das Toucher der Franzosen erinnert immer nur an die feinern Wahrnehmungen des Sinns, und eben so das Tatto der Italiäner. Im Teutschen haben wir das Wort taſten, welches nie von Wärme und Kälte oder andern dunklen Wahrnehmungen gebraucht wird; und ich sehe nicht ab, warum wir von dem Vortheile unsrer Sprache, die durch ihre End- und Vorsylben die Bildung neuer Wörter so sehr erleichtert, keinen Gebrauch machen, und nicht, mit Beybehaltung des für die feinern Sinne angenommenen ungewissen Geschlechts, das Getaſt sagen sollten. Wir zählten dann freylich, statt der bisherigen fünf Sinne, ihrer sechse; wir hätten drey gröbere: Geruch, Geschmack, Gefühl, drey feinere: Gesicht, Gehör, Getaſt: aber warum sollten wir nicht lieber eine Neuerung einführen, zu der wir so gute Gründe haben, als immer die alte unvollkommne Bezeichnung beybehalten? Uiberhaupt läßt sich nicht wohl einsehn, wie die Menschen darauf gekommen sind, der Sinne nur fünf zu zählen. Wenn sie sich an die Beschaffenheit der Materien hielten, welche den Sinnen dienen, so ist es falsch, daß dieser nur fünfe sind; die soliden Körper, als solche, machen weder kalt noch warm, und es ließ sich hier sehr wohl eine eigne Materie vermuthen. Wenn sie sich an die Zahl der Organe hielten; so habe ich gezeigt, daß das Gefühlsorgan, da es der ganze äußre Körper ist, mit dem des Getaſtes nicht mehr als mit allen an-

dern Organen zusammenfällt. Indessen scheint es mir, daß man sich in der That an die Zahl der Organe gehalten; daß man aber den ganzen Körper als nur Ein Organ zu betrachten, zu fremde gefunden; daß man daher den Sinn des Gefühls zum Sinn des Getastes geschlagen: nicht bloß, weil man an den Werkzeugen des letztern Wärme und Kälte der Gegenstände am öftersten gewahr wird, sie mit diesen gemeiniglich untersucht; sondern auch, weil mit den Wahrnehmungen dieses Sinns, die Wahrnehmungen des Gefühls immer eben so unzertrennlich verknüpft sind, als die Wahrnehmungen der Farben mit denen der sichtbaren Ausdehnung und Figur, die beyde auch durch einerley sinnliches Werkzeug geschehen und nur einerley Sinne zugeschrieben werden.

Uiber

Artikel,

Hülfs- und Personenwörter

der neuern Sprachen.

Vorgelesen

in der Königl. Akademie der Wissenschaften 1793.

Die neueren Sprachen verlieren in Vergleichung mit den alten unendlich durch das lange Geschlepp ihrer Artikel, ihrer Hülfs = und Personenwörter. Schriftsteller, denen Nachdruck und Eleganz nicht gleichgültig sind, vorzüglich Dichter und Redner, machen nur zu oft die Erfahrung: wie viel die Kürze, die Kraft, die Ründung des Styls bey dieser Einrichtung leiden. Es ist den Neuern fast unmöglich, in Schilderungen so gedrängt, im Ausdruck der Leidenschaften so stark, in Sentenzen so kraftvoll, in Gegensätzen so prächis, in witzigen Einfällen so gespitzt, wie die Alten, zu schreiben. Inschriften, deren Seele die Kürze ist, wollen in neuern Sprachen vollends gar nicht gelingen.

Bey allen diesen unläugbaren Nachtheilen sieht unser vortrefflicher Sprachforscher, Herr Adelung, in den Artikeln, den Hülfswörtern und den übrigen Eigenheiten der neuern Sprachen nicht allein einen Beweis von der fortgeschrittnen Kultur unsers Geistes, sondern er hält sie auch für eine Wirkung dieser Kultur, für eine Frucht der immer wachsenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe. *)

*) S. Magazin für die Teutsche Sprache: ersten Jahrganges zweytes Stück, Nr. 1.

Nicht etwa nur Zufall, sondern Uiberlegung, Wahl, Gefühl der Unschicklichkeit, dasjenige länger dunkel zu lassen, wovon man sich endlich klare Begriffe erworben, soll die Italiäner und überhaupt die Völker, deren Sprachen Töchter der lateinischen sind, dahin gebraucht haben, von ihrem Urbilde abzuweichen, Artikel und Personenwörter einzuführen, und die verschiedenen Verhältnisse der Begriffe nicht mehr durch Biegungssylben, sondern durch eigene Wörter auszudrücken. Dieses, wenn auch nur dunkel gedachte, Absichtliche, was Herr Adelung den genannten Völkern bey Veränderung ihrer Sprachen unterschiebt, ist ohne Zweifel der auffallendste Theil seiner Behauptung. Wenn man ihm alles Uebrige gelten läßt, so kann man doch unmöglich in jenen so zweydeutigen Vortheilen mehr, als höchstens einen glücklichen Fund erkennen, der in Zeiten der Barbarey gemacht, und erst dann wieder hervorgesucht oder von außen her angenommen worden, als die Römer von der Höhe ihrer Kultur schon längst herabgestürzt waren.

Veränderungen einer Sprache, wodurch zugleich ihr ganzes Genie verändert, ihr ganzer innrer Bau zerrüttet wird, lassen sich überhaupt weit weniger während des Fortganges der Kultur, als während eines gänzlichen Rückganges derselben denken. Je mehr ein Volk in seiner Sprache schon geleistet, je mehr Meisterwerke es darinn aufzuweisen hat, und je verbreiteter unter demselben Geschmack und Lectüre sind, desto schwieriger wird jede in der Sprache vorzunehmende Hauptverändrung. Man

setze, was wohl wenige zugeben möchten, daß die teutsche Art zu construiren vorzüglicher, als die französische sey; man nehme an, daß Franzosen, die dieses einsähen, die vortheilhafte Neuerung eben jetzt während der vollen Blühte der Literatur, in die Sprache einzuführen versuchten: ist wohl irgend einige Wahrscheinlichkeit, daß es gelingen sollte? Aber nun denke man sich, daß die Nation von Jahr zu Jahr immer tiefer in Elend versinke, von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verwildre; man lasse die schönen Künste mit den Wissenschaften gänzlich verschwinden, die vortrefflichen Schriftsteller im Staube der Klöster Jahrhunderte lang vergraben liegen; man lasse teutsche Schwärme sich in alle Provinzen einnisten und mit den Eingebohrnen zu Einem Volke vermischen: wird es auch da noch unbegreiflich seyn, wenn die Nation ihre ehmahlige Construktionsart unvermerkt gegen die teutsche umtauscht? Und wenn diese, wie wir angenommen, die vorzüglichere ist: wird die Sprache ihren gewonnenen Vortheil dem Fortschritte oder dem Rückgange in der Kultur zu danken haben? Auch wenn in der Folge die Nation sich aus der Barbarey wieder aufraffte und die so veränderte Sprache beybehielte; so wäre das nichts weniger, als die Wirkung der Einsicht: es wäre nothwendige Unterwerfung unter die einmahl herrschend gewordne allgemeine Gewohnheit.

In welchem Zustande Italien, und überhaupt das ganze lateinisch sprechende südliche und westliche Europa eben in dem Zeitraume war, da sich die

jeßigen Sprachen zu bilden anfingen, ist jedem, auch dem mittelmäßigsten Geschichtkenner bekannt. Staat, Wissenschaften, Künste, Litteratur, alles lag zertrümmert. Theils bewirkte diesen traurigen Verfall die eigene innere Verderbniß, theils der verheerende Einbruch babarischer Völker, die freylich von den Römern sehr vieles annahmen, aber ihnen wahrscheinlich auch manches mittheilten. Wenn es sich darthun ließe, daß diese Völker jene Redetheile: Artikel, Hülfswörter, Personenwörter in ihrer Sprache schon gehabt, und daß die Römer, durch beständigen Umgang mit ihnen sich allmählig an den Gebrauch ähnlicher Redetheile gewöhnt hätten: so wär es auf einmahl um die Behauptung des Herrn Adelung geschehen. Denn was, nach ihm, im Fortgange der Kultur, sich bey immer wachsender Einsicht von selbst müßte gefunden haben, das wäre beym Verschwinden aller Kultur, von völlig fremden Völkern hinzugebracht worden, und man denke, von was für Völkern! Wie glücklich würde sich Italien geschätzt haben, hätten jene Barbaren eben so wenig Arm, als Geist, eben so wenig Muth als Feinheit besessen!

Eine nicht kleine und meines Wissens noch unberührte Schwierigkeit scheint es bey dieser Hypothese zu machen: daß die Barbaren, die fast das ganze Wörterbuch der Ueberwundnen annahmen, gerade jene Eigenheiten so hartnäckig sollten beybehalten, und daß die Ueberwundnen, die sonst ihre Sprache so ziemlich fortsprachen, eben diese Eigenheiten so allgemein sollten angenommen

haben. Ein dunkles Gefühl größerer oder geringer Vollkommenheit findet sich allerdings auch auf den untersten Stufen der Kultur; sonst wäre die Menschheit nie aus der Barbarey hervorgegangen; nie von niedern zu höhern Stufen emporgeklommen. Und wie? könnte man sagen, wenn es eben dieses Gefühl gewesen wäre, was den einen Theil in der Beybehaltung jener Eigenheiten so hartnäckig, den andern zu ihrer Annahme so willfährig machte?

Es giebt, wenn man auch in der obigen Hypothese bleiben will, eine andere weit leichtere Erklärung der Sache. Einen großen Theil von den Wörtern der Ueberwundnen mußten die Ueberwinder zugleich mit den Begriffen annehmen, die ihnen als einem rohen Volke, fremd waren, und wofür also ihre höchst arme, barbarische Sprache auch keine Zeichen hatte. Hieher rechne ich alle Wörter, die zu den Künsten des Luxus gehören, zu den feinern gesellschaftlichern Verhältnissen und Einrichtungen, zu den abstracten Begriffen der Seelenkunde, der Sittenlehre, der Politik, die aus der ehemahligen Philosophie in die Sprache übergegangen waren. Andre, die der Barbar in seiner Sprache so gut, als der Italiäner in der seinigen fand, erwählte jener von diesem, weil er die Nothwendigkeit fühlte, sich mit ihm zu verständigen, und weil es ihm weit leichter ward, die weicheren Töne des Südländers nachzubilden, als diesem, die rauhern Töne des Nordländers. Die Wörter blieben also, dem größten Theile nach, in ihrem Grundstoffe römisch: nur einige barbarische wur-

den eingemischt, und für mehrere Begriffe entstanden, eben wie im Englischen, zweyerley Wörter, das eine barbarischen, das andere römischen Ursprungs. Der öftere Gebrauch hatte jedem der vermischten Völker die Benennungen des andern geläufig gemacht, und für Reinheit der Sprache trug man in jenen Zeiten der Verwilderung keine Sorge.

Anders verhielt es sich mit dem, was immer in den Sprachen das Schwerste, in ihrem noch rohen Zustande des Mangelhafteste, und bey ihrer Ausbildung das Letzte ist! mit der Bezeichnung der verschiednen Verhältnisse der Begriffe, mit der Verschmelzung der Neben- in die Hauptideen, mit der Zusammenreihung aller zu einer Gedankenfolge. Wer hierin einmahl eine gewisse Art gefaßt, sich an eine gewiße Methode gewöhnt hat, der braucht schon viel Aufmerksamkeit, Nachdenken, Biegsamkeit, um sich in eine ganz verschiedene Art und Methode zu finden. Den täglichen Beweis geben uns Kinder und Ausländer, wenn sie fremde Sprache lernen. Immer möchten sie diese in die gewohnte Form der ihrigen beugen; sie übersetzen von Wort zu Wort, und wo das verschiedne Genie der Sprachen dieß nicht mehr gestatten will, da werden sie verlegen und irre. Was von dieser allgemeinen Bemerkung hierher gehört, ist die unter ihr begriffne besondre: daß der rohe wörtliche Uebersetzer jeden Begriff, der in seiner Sprache einzeln angegeben wird, eben so einzeln auch in der fremden zu bezeichnen sucht. Wenn unsre

Vornehmen, die von Jugend auf französisch stammeln, sich einmahl zum Deutschsprechen herablassen, so setzen insgemein unsre Biegungsfälle sie in Verlegenheit; sie glauben, indem sie heimlich aus dem Französischen übersetzen, die Präposition nicht weglassen zu dürfen; und so geben sie ein Geschenk nicht dem Freunde, sondern an den Freund, nicht dem Sohn eines gewissen Herrn, sondern an den Sohn von einem gewissen Herrn. Der Barbar, der in seiner Sprache jedem Substantiv einen Artikel vorzusetzen, die Person beym Verbum besonders zu bezeichnen und den Begriff des Concrescirens, wie es die Grammatiker nennen, in gewissen Zeitfällen einzeln anzugeben gewohnt war, behielt bey der Uebersetzung seiner Gedanken ins Römische dieser Gewohnheit bey, zufrieden, nur verstanden zu werden, und um Richtigkeit und Eleganz unbekümmert. Der Italiäner, der in seinem damahligen tiefen Verfall gleiche Denkungsart hatte, stammelte diese immer gehörten Fehler nach, bis sie endlich allgemeine Gewohnheit, das heißt, bis sie Regel wurden.

Ich habe hier diejenige Hypothese über den Ursprung der neuern Sprachen, die Maffei noch zu seiner Zeit mit Recht die gemeine nannte, aufs beste auszuführen gesucht. — Die neuern Gelehrten Italiens läugnen den Einfluß der Barbaren auf ihre Sprache zwar nicht ganz, aber beschränken ihn doch bloß auf Einmischung einiger einzelen Wörter. Maffei behauptet in seiner vortreflichen Geschichte von Verona mit guten

Gründen: daß die Barbaren alles von den Römern, die Römer fast nichts von den Barbaren angenommen *). Nicht Longobarden oder Gothen oder Vandalen sind es, welche die zeichnenden Künste verderbt; nicht sie, welche die Baukunst verschlechtert; nicht sie, welche die Sprache des alten Roms in die Sprache des heutigen Italiens umgeschaffen: diese ist vielmehr ganz aus der ehemahligen gemeinen oder Pöbelsprache in Rom entstanden **). Ich überlasse jedem, die ganze gelehrte und interessante Ausführung hievon im Maffei selbst nachzulesen. Es gelingt ihm in der That sehr wohl, den Ursprung mancher jetzt in Italien üblichen Wörter aus der ehemahligen Pöbelsprache nachzuweisen, die theils ihre ganz eignen Wörter hatte, theils die Wörter der Büchersprache in ganz verschiedenem Sinne nahm. Nicht weniger gelingt es ihm, zu zeigen, wie durch Zusammenziehung von Sylben und Wörtern, durch Abreissen und Ausstossen von Mitlautern, durch Umwechslung von Selbstlautern eine Menge Wörter entstanden, denen man jetzt ihren Ursprung kaum mehr ansieht. Nach den Beyspielen, die sich hievon in ältern lateinischen Schriftstellern, selbst der besten Zeiten finden, kann man urtheilen, wie weit sich dieß erstreckt haben mag. Ob es dem Maffei gleich gut gelinge, den jetzt so durchgängig eingeführten Gebrauch der Artikel und

*) *Veronæ illustrata P. I. L. XI. p. 306.*

**) Ebendas. p. 310.

der Hülfswörter in gewissen Zeitfällen, aus den Uiberresten des alten Roms nachzuweisen, möcht' ich bezweifeln. Vielleicht käme hier eine Verbindung beyder Hypothesen, der ältern und der Maffeischen, der Wahrheit am nächsten. Was besonders die Hülfswörter betrifft: so sind in der That einzelne Beyspiele in den Alten da, daß man mit ihnen ausgedruckt hat, was auch ohne sie konnte gegeben werden; es ist wahrscheinlich, daß dieser Gebrauch sich noch weiter in der gemeinen, als in der vornehmern Welt erstreckt hat: und so gelang es denn um so eher, daß die unabänderliche Gewohnheit der Barbaren, sich durch Hülfswörter auszudrucken, auch bey den Eingebohrnen mit der Zeit allgemein ward. Nur dann freylich würde man dieser Verbindung beyder Hypothesen entsagen und mit den besten Gelehrten Italiens ganz auf die Seite des Maffei treten müssen, wenn, wie tiefe Sprachforscher wollen, die Barbaren von den Hülfswörtern ursprünglich nichts gewußt, sondern sie erst von den Römern angenommen hätten. — Salmasius behauptet ausdrücklich, daß die nördlichen Völker die zum Verbinden der Begriffe so unentbehrlichen Wörter seyn und haben, eher nicht kennen lernten, als da die Sprache der Römer schon so ausgeartet war, daß man statt feci sagte: ego habeo factum *). Ich enthalte mich gern des

*) *De Hellenistica Comment. p. 383. Duo illa verba, quibus hodie eloquutionem suam colligant et construunt omnes illi septentrionales populi, esse et*

tiefern Eindringens in eine Materie, die von meinem jetzigen Zweck zu entfernt ist, und die ohnehin in ein Alterthum hinaufführt, wo man nur noch einzelne Spuren der Wahrheit bey sehr zweydeutigem Schimmer findet.

Man mag von den vorgetragenen Meinungen beypflichten, welcher man will; man mag mit dem Maffei glauben, daß die italienische Sprache, wie er sich ausdrückt, von Kopf bis zu den Füßen echt römisch sey, oder man mag sie unter dem Bilde jenes Barbaren denken, der über und über römisch gekleidet ging, aber seinen lieben altgothischen Bart nicht missen wollte: die Behauptung des Herrn Adelung sinkt bey der einen dieser Hypothesen, wie bey der andern. Denn was liegt daran, ob es der ausländische Wilde oder der inländische Pöbel war, der die Sprache der kulti-

habere, *Romana plane sunt. Qui in antiquitatibus linguae Teutonicae et Saxonicae versati sunt, affirmant catere eas duobus illis verbis quibus tamquam vinculis hodie utuntur ad coagmentandum sermonis sui contextum. Et sane non videtur antiquior haec loquendi eorum ratio, quam latinitatis infimae. Non enim eam prius usurpare coeperunt, quam a Latinis ἐκβαρβαρῶσαι usupari coepta est. Tunc dixere:* Ego habeo factum, *pro:* Ego feci. *Quod Germani et Saxones et Belgae aliique septentrionales populi, quorum dialecti hodie vigent, imitati sunt ac retinuere.*

kultivirtern Welt verderbte: genug, daß die hier in Rede stehenden Veränderungen offenbar keine Folge wachsender, sondern zurückgehender Kultur, keine Frucht der Einsicht und des Geschmackes, sondern der Unwissenheit und der Rohheit gewesen. Ob übrigens diese Veränderungen für die Sprache nicht sehr vortheilhaft geworden, ist eine ganz andere Frage; denn auch der Wilde und der Pöbel kann einen sehr glücklichen Fund thun. Aber sollte dieß hier wirklich der Fall seyn? — Sollte wirklich der Italiener damit gewonnen haben, daß er statt des kürzern: habuisset, fuisset, nunmehr sagen kann: egl' averrebbe avuto, egli farebbe stato?

Herr Adelung geht von dem Grundsatze aus: daß verstanden zu werden, die Absicht der Sprache, und also möglich größte Klarheit und Bestimmtheit ihr höchstes Gesetz sey. Dieser Grundsatz an sich selbst ist sehr alt; aber völlig neu scheint mir die Anwendung, die Herr Adelung davon macht. Neben dem höchsten Gesetze, denke ich, sollen noch andere bestehen; das höchste soll nicht das einzige seyn, nicht so tyrannisch über die Sprache herrschen, daß die Erreichung jedes andern durch sie bezielten Zwecks unmöglich werde. Nun aber ist der Zweck der Sprache nicht bloß, Gedanken, sondern auch Bilder und Empfindungen mitzutheilen; zu erwärmen, zu vergnügen, zu rühren. Nicht diejenige Sprache also ist die vollkommenste, in welcher die Deutlichkeit, mit Aufopferung aller Lebhaftigkeit, auf den höch-

sten ersinnlichen Grad steigt, sondern diejenige, welche in der glücklichsten Verbindung beyden Zwecken zugleich dient, und nicht bloß dem Philosophen, sondern auch dem Redner, dem Dichter gerecht ist. Wird aber nicht alle Kraft, alle Wärme, alles Leben einer Sprache verschwinden, wenn kein schneller Uiberblick der Gedanken mehr möglich ist, wenn keine Nebenideen mehr in die Hauptideen können verschlungen werden, wenn jeder einzelne Theil eines logischen Satzes, jeder bedeutende oder unbedeutende Nebenumstand sich nicht mehr flüchtig andeuten läßt, sondern ausdrücklich einzeln gesagt werden muß? Wieviel mehr Leben und Feuer ist in den Worten des Römers: Veni, vidi, vinci, als wenn der schleppende Deutsche die handelnde Person und den Umstand der vergangenen Zeit, die der Römer in die Hauptidee der Handlung mit hineinreißt, in einzelnen Wörtern hingibt: ich bin gekommen, ich habe gesehen, ich habe gesiegt. Und leidet denn etwa bey der Kürze des Römers die Klarheit? Fehlt es ihm etwa in seiner Sprache an Mitteln, wenn ja einmahl die Person oder der Umstand der Zeit von Wichtigkeit ist, sie einzeln herauszuheben? — Die unglückliche Kultur unserer Zeitwörter scheint dem einen Zwecke der Lebhaftigkeit unendlich geschadet, und den andern der Klarheit um nichts befördert zu haben *).

*) Von dem Artikel indessen, der manche Zweydeutigkeiten zu heben dient, gestehe ichs gern, daß er ein

Man gehe dem Begriffe nach, den Herr Adelung von der Kultur der Sprachen angibt, und man wird sehen, daß diese Kultur nur noch einen ganz kleinen armseligen Anfang genommen. Wie vieles wird noch immer durch Biegungssylben, durch Umlaute, durch Zusammenschmelzungen bloß verworren bezeichnet! Gesetzt nun, diese Kultur ginge immer weiter und weiter, alle jene Gedankenverschmelzungen würden in ihre Elementartheile aufgelöst, und dadurch die vorgebliche Deutlichkeit auf den höchsten möglichen Grad gebracht: welch ein todtes, markloses, schauderhaftkaltes Ding würde die Sprache werden! Weg, würd' es heißen müssen, mit dem Genitiv! denn eine besondre Präposition gibt ja klärer das darin versteckte Verhältniß an. Weg mit dem Plural! denn ein eigenes Wort wird die Mehrheit schärfer, als eine Biegungssylbe oder ein Umlaut bezeichnen. Weg mit dem Imperfect! denn warum soll das Einverleiben von Prädicat in Subject, das Concresciren, weniger klar bezeichnet werden, wo die Zeit nächst vergangen, als wo sie völlig vergangen ist! Weg mit dem Imperativ! denn wer wird die drey Begriffe: dessen, der will, dessen, der soll, und der Sache,

Vortheil der neuern Sprachen ist, so wie er schon ein Vorzug der griechischen war. Nur muß es nicht nothwendig seyn, daß er jedesmahl dem Substantiv vorangehe; er muß auch fehlen können, und das kann er wirklich im Deutschen oft, wenn gleich zu wünschen wäre, daß ers noch öfter könnte.

die man will und die man soll, in die einzige armselige Sylbe: gib! komm! sprich! schweig! so eng und erdrückend zusammenpressen? Weg überhaupt mit dem Verbum! denn was ist dieser Redetheil anders, als Verbindung eines Prädicats mit einem Subject, die man sich nicht mehr, wie im Infinitiv, als bloß möglich, sondern als wirklich geschehen vorstellt? Lieber also ganz klar und bestimmt gesagt: ich bin jetzt wirklich liebend, als so dunkel und kurz: ich liebe! — — Darf ich erst fragen, ob der Zweck der Deutlichkeit, für so wichtig man ihn erkennen mag, einer so völligen Aufopferung des Zweckes der Lebhaftigkeit werth sey? Zwar glaubt Herr Adelung, die Dichtung sey in der Sprache eine bloße Nebenzierde, die höhern Vorzügen nachstehen müsse *); aber wenn man auch kalt genug gegen die göttlichen Reize der Dichtkunst wäre; um auszurufen: Schade für alle Dichtung! würde man auch ausrufen wollen: Schade für alle Darstellung, alle Kraft, allen Nachdruck?

Doch es ist ganz falsch, daß Deutlichkeit und Lebhaftigkeit ein so entgegengesetztes Interesse haben sollten. Sie führen unter einander ihre kleinen Streitigkeiten über gewisse Grenzen; aber im Grunde stehen sie im engsten Bündniß, besonders gegen ihre gemeinschaftliche unversöhnliche Feindinn, die Weitläuftigkeit. Wer, um mehr Licht zu gewinnen, die glückliche, in der That bewundernswürdige Erfindung, durch Biegungen und Umlaute und

*) S. 25. 26. der angeführten Schrift.

Vorsylben so manche Neben = und Verhältnißidee auszudrucken, vertilgen wollte, der würde, aus lauter Eifer für die Deutlichkeit, die Deutlichkeit selbst verbannen. Denn wie unschlüssig würde nicht in dem unsäglichen Schwall von Wörtern die Aufmerksamkeit umherirren! wie sehr würde das schnelle, leichte, präcise Fassen eines Gedankens nicht erschwert werden, wenn alle kleine Nebenbestimmungen und Verhältnisse sich eben so weit, als die Hauptbegriffe selbst, in den Vorgrund drängten, und eine große unförmliche Masse, ohne Licht und Schatten, ohne Haltung und Gruppirung bildeten! Bücher, selbst über die trockensten Wissenschaften, deren ganzer einziger Endzweck Deutlichkeit ist, verfehlten diesen Endzweck mehr, als daß sie ihn erreichten, wenn sie alle tinzelen Glieder eines Satzes, alle Zwischensätze einer Schlußreihe zu gewissenhaft angeben, und uns dadurch die Hauptideen, die wir fassen und verbinden sollen, zu weit aus einander werfen. Das rechte Mittel hierin zu treffen, der eignen Thätigkeit des Lesers nicht zu viel und nicht zu wenig zuzumuthen, weder zu abgebrochen noch zu ausführlich zu seyn, ist daher eine der vornehmsten Tugenden eines wissenschaftlichen Schriftstellers.

Was völlig gegen Herrn Adelung entscheiden muß, ist das verreinte Bestreben aller guten Schriftsteller, sich von dem barbarischen Uiberfluß ihrer Sprachen, so viel als möglich, loszumachen, oder auch, wo es seyn kann, ihm auszuweichen. Der Zeitfall, worin die Geschichte erzählt, ist überall

derjenige, worin eine Biegung, nicht ein eigenes Hülfswort, die Vergangenheit ausdrückt; bey den Deutschen, wie bekannt, ist es das Imperfect. — Der Artikel wird, wo er keine Dienste zur nähern Bestimmung des Subjectes thut, immer fleissiger weggeworfen; die Hülfswörter werden in abhängigen Constructionen gern verschluckt, und Fürwörter, besonders die unbestimmten: Es, das, werden in dialogischen Werken, oft auch in andern, immer häufiger ausgestossen. „Thut nichts, kann seyn, ist schon wahr, habs gehört:" dergleichen ließt man jetzt in unsern Schauspielen auf allen Seiten. Wie weit man, nach den Vorschriften eines guten Geschmacks, hierin gehen oder nicht gehen dürfe, ist eine Untersuchung, die vielleicht künftig den Stoff zu einer eigenen mehr practischen Abhandlung geben könnte.

Fragmente

über Gegenstände

der schönen Wissenschaften.

Geschrieben im Jahr 1774.

Sulzer hat, in seiner Theorie der Künste, unstreitig Recht, wenn er die bisherigen Eintheilungen des Gedichtes tadelt; aber Unrecht hat er, wenn er überhaupt alle Eintheilungen als überflüssig oder entbehrlich verwirft *). Ich kann mir durchaus keine Theorie oder Eintheilung, und keine gute Theorie ohne gute, vollständige, aus wesentlichen Gründen hergeleitete Eintheilung denken. Eben daß diese gefehlt hat, ist Ursache an dem Verfall einer Kritik, deren eigensinnige, willkürliche Forderungen so oft mit dem Genie des Künstlers und dem Geschmack des Lesers in Streit geriethen.

*) S. den Artikel Gedicht, gegen das Ende. — „Man „hat verschiedentlich versucht, die mancherley Gattungen und Arten der Gedichte in ihre Classen und Abtheilungen zu bringen, sich aber bis dahin noch nicht „über den Grundsatz vereinigen können, der die Abzeichen jeder Art bestimmen soll. Von großer Wichtigkeit möchte auch die beßte Eintheilung der Dichtungsarten nicht seyn, wiewohl man ihr auch ihren „Nutzen nicht ganz absprechen kann.“ — Und nachher: „Es verlohnt sich vielleicht der Mühe nicht, der„gleichen Eintheilung zu suchen.

Die Poetik, so wie wir jetzt sie haben, ist zu sehr mit dem Besondern beschäftigt, und vernachlässigt darüber das Allgemeine. Sie geht, in ihren weitläuftigen Hauptstücken, nur diejenigen Dichtungsarten durch, für welche sie Nahmen findet, denkt sich unter jedem Nahmen schon immer ein Werk, wie es dieser und jener Dichter bereits gemacht hat, und verlangt nun im ganzen Ernst, daß keine andre als solche Werke, und auf keine andre als solche Art, sollen geschrieben werden. Aber die Materien, so wie die Köpfe, die sie bearbeiten, sind unendlich verschieden; und jede Materie, jeder Kopf hat seine Regeln für sich, die man mit den allgemeinen der Kunst nicht in Streit verwickeln darf, wenn man nicht beydes, Kopf und Materie, will verdorben wissen. — Eine wahre Poetik sollte weiter nichts, als zuerst den Begriff eines Gedichts nach seinem ganzen Umfang entwickeln, dann nach wesentlich verschiedenen Merkmahlen die Hauptgattungen festsetzen, und endlich für jede die Regeln bestimmen, die sich unmittelbar aus ihrem Wesen ergeben. Sie sollte der Geschichte alles, was sie ihr bisher so widerrechtlich entwandt hat, zurückgeben; sollte sich um die eigne Manier, wie Homer seine Iliade, Pindar seine Oden, Sophokles seine Trauerspiele geschrieben, nicht anders als beyläufig bekümmern; sollte es ganz der besondern Kritik überlassen, daß sie uns mit den Charakteren dieser großen Meister bekannt machte, denen wir nur dann näher kom-

men werden, wenn wir uns weniger ängstlich darum bemühen.

Den beßten Grund zur Eintheilung der Dichtungsarten glaubt Sulzer in den verschiedenen Graden der dichterischen Laune zu finden *). Aber Grad, wie mir deucht, ist ein zu unbestimmter, zu schwankender Begriff, um irgend einer guten Eintheilung zum Grunde zu liegen; und dann sind auch offenbar die Hauptgattungen der Gedichte durch etwas ganz anders, als durch den bloßen Grad der Laune verschieden. Sie sind es weit eher durch die Natur dieser Laune, durch die Natur der Begeisterung selbst. Die Tragödie, zum Beyspiel, erfordert eine ganz andere Art von Begeisterung, als die Ode: und wer in der einen dieser Gattungen vortrefflich ist, kann immer, bey aller Mühe, die er sich gibt, in der andern sehr mittelmäßig oder sehr schlecht seyn. Der Grund hiervon liegt in der ganz verschiedenen Form und Materie dieser Gedichte: und gesetzt also auch, daß man mit jener Eintheilung ausreichte, so würde sie doch immer noch eine andre voraussetzen, die eben darum, weil sie die erste war, auch die einzige richtige seyn würde.

*) Ebendaselbst. — „Vielleicht könnte man eine fruchtbarere Eintheilung der Gedichte in ihre Hauptgattungen (als nähmlich Aristoteles gegeben hat) aus den verschiednen Graden der dichterischen Laune hernehmen, und dann die untern Arten aus dem Zufälligen der Materie oder Form der Gedichte."

Es gibt zwey Wege, auf denen sich die gesuchte Eintheilung finden läßt, und man kann völlig gewiß seyn, daß man die wahre gefunden, wenn beyde Wege zu einerley Ziele führen. Der eine ist, daß man irgend eine bestimmte Dichtungsart mit andern, die am weitesten von ihr entfernt und die ihr am nächsten verwandt scheinen, vergleiche und ihre Unterschiede von jenen so wohl, als von diesen aufsuche. Diese bestimmte Dichtungsart sey die Tragödie; so werden die von ihr entferntesten Dichtungsarten, die Ode, das Lehrgedicht, die Schilderung der sichtbaren und der moralischen Natur; eine weniger entfernte wird die Epopoe und jedes epische Gedicht überhaupt; eine sehr verwandte wird das Lustspiel, das Possenspiel seyn. Der Unterschied der erstgenannten Dichtungsarten ist der: daß die Ode Empfindungen ausströmt, das Lehrgedicht allgemeine Wahrheiten vorträgt, die Schilderung das Verschiedene, welches in Raum und Zeit verbunden ist, einzeln nach einander aufstellt; dahingegen die Tragödie Begebenheiten mit Begebenheiten so zusammenreiht, daß wir die Gründe von jeder in den Leidenschaften des menschlichen Herzens finden. Der Unterschied der weniger entfernten Dichtungsarten ist der: daß zwar auch jedes epische Gedicht, eben wie die Tragödie, eine Entwickelung von Begebenheiten aus ihren moralischen Gründen ist, aber in jenem, in dem epischen Gedichte, schon vergangene Begebenheiten nur erzählt, in diesem, in der Tragödie, eben jetzt geschehende Veränderungen durch die Personen selbst,

welche sie bewirken, dargestellt werden. Der Unterschied der zuletzt genannten, am wenigsten entfernten, Dichtungsarten ist: daß zwar auch Lust- und Possenspiel ähnliche Entwickelungen menschlicher Begebenheiten sind, daß zwar auch in ihnen durch wirkliche Vorführung der Personen alles gegenwärtig gemacht wird; daß aber der Zweck der Tragödie ist, zu rühren, zu erschüttern, der Zweck des Lust- und Possenspiels, zu ergötzen, zum Lachen zu reizen. — Wenn wir den hier gefundenen Unterschieden eigene Nahmen geben, so haben wir der Eintheilung für die Dichtungsarten drey: Materie, Form, Wirkung.

Eben diese Eintheilungsgründe finden wir auf dem andern Wege, und zwar so, daß wir die Begriffe deutlicher und vollständiger denken. Wir fangen hier von der durchgängig angenommenen Erklärung des Gedichts an: daß es eine sinnlich vollkommne Rede sey, und suchen die Arten durch nähere Bestimmung der beyden wesentlichen Merkmahle: Rede und sinnliche Vollkommenheit. Rede ist Ideenreihe in Worten, und Worte sind hörbare Zeichen unsrer Gedanken. Wir können hier die einzelnen Wörter, nach ihrer Bedeutung, die Zusammenfügung derselben zu ganzen Redensarten und Sätzen, nach ihrem Sinne betrachtet, von dem Aeußern, von dem, was bloß das Gehör rührt, oder wie man es auch genannt hat, von dem Mechanischen unterscheiden. Jene beyden Stücke betrachtet nach ihrer Richtigkeit die Sprachkunde, nach ihrer Schönheit die Theorie des Styls; die-

ses, das Mechanische, gehört zu den Gegenstän-den der Musik, in ihrem weitesten Sinne genom-men, wo sie die ganze Prosodie und Rhythmik in sich begreift. Was also der Poetik übrig bleibt, ist bloß die besondre Anwendung dieser Lehren auf das Gedicht überhaupt und auf die verschiedenen Gattungen desselben. — — Die Ideenreihe ist, wie wir aus der Seelenlehre wissen, dreyfach. Sie folgt entweder der Ordnung der Sinne, oder sie hält den Gang der Vernunft, oder sie richtet sich nach dem Gesetze der Phantasie. Das erste gibt Beschreibungen; das zweyte theils didaktische, theils pragmatische; das dritte lyrische Stücke. — Diese erste Eintheilung führt uns, wie von selbst, zu der zweyten: denn jene Ideenreihen sind entweder rein, oder in einander verflochten; wo denn die eine, die herrschende, den Nahmen der Materie behält, die andre ihr untergeordnete die Form genannt wird. So ist im Trauerspiel die Materie die Hand-lung; die Form der Darstellung flicht das Lyrische und mit dem Lyrischen die Charakterschilderung ein. — Sehen wir auf das zweyte wesentliche Merkmahl eines Gedichts, auf die sinnliche Voll-kommenheit; so gerathen wir auf die mannigfalti-gen Wirkungen, die durch ein Gedicht bezielt wer-den können. Das eine soll Bewunderung, das andre sanfte Empfindung der Unschuld und Ruhe, das dritte Furcht und Mitleiden u. s. w. erregen. Diese drey Eintheilungen laufen neben einander; und so sieht man leicht, welche Mannigfaltigkeit

poetischer Werke durch Verbindung der verschiednen Glieder derselben hervorkommt.

Es scheint der Mühe nicht unwerth, den Unterschied zwischen bloß beschreibenden und pragmatischen Werken, beyde Wörter in ihrem weitesten Sinne genommen, etwas näher zu untersuchen.

Jeder Zustand eines Dinges hat seine Ursachen, durch die er bewirkt worden, in einer Reihe vorhergehender Zustände, es sey nun des Dinges selbst oder anderer Dinge; und nun kömmt alles darauf an, ob man ihn bloß so behandelt, wie er ist, ohne Rücksicht auf die Ursachen, durch die er ist, oder mit Rücksicht auf diese Ursachen.

Nach der allgemeinen Möglichkeit müßte sich also jeder Gegenstand auf eine zwiefache Weise behandeln lassen; denn bey jedem läßt sich die zwiefache Frage aufwerfen: wie ist der Zustand des Dinges? und: wie ist dieser Zustand geworden? Zu jener ersten Frage aber gehört nicht bloß die: wie der Zustand jetzt ist? sondern unter gewisser Bestimmung auch die: wie er gewesen ist, ehe er so, wie jetzt, war? Man kann nähmlich eine ganze Folge von veränderten Zuständen eines Dinges angeben, ohne zugleich die Ursachen zu zeigen, die diese Veränderungen bewirkt haben: und dieses wird alle Mahl dann der Fall seyn, wenn man die Beschaffenheit jeder Veränderung oder die ununterbrochene Folge derselben nicht vollständig angibt. Die Ursache sey nun, weil man sie entweder überhaupt nicht angeben kann, oder

weil es den Schriftsteller nur eben jetzt nicht beliebt hat, sie anzugeben.

Bey jeder Naturerscheinung, jeder Ideenverknüpfung, jeder Veränderung des äußern Verhältnisses sind die beyden angegebenen Fragen möglich. Beyspiele von jeder Art werden die Sache in mehreres Licht setzen.

Ein Naturkundiger beschreibe uns eine Pflanze nach allen ihren Eigenschaften, als z. B. nach der Beschaffenheit ihrer Blätter, der Figur ihrer Blume, den Staubfäden, Staubbehältern, Samenbehältern derselben; er mache uns eine Raupe nach ihrer Gestalt, Größe, Struktur, Art sich zu nähren und zu bewegen, bekannt; oder er gehe die verschiedenen abwechselnden Zustände der Pflanze mit uns durch, wie sie erst als ein unansehnliches Saamenkorn erscheint, dann einen zarten Keim hervortreibt, dann nach weiterer Entwickelung eine Knospe ansetzt, dann endlich mit einer herrlichen Blume prangt; er zeige uns die abwechselnden Gestalten des Insektes, wie es erst als Wurm auf dem Blatte kreucht, dann als schlummernde Puppe in seinem Gespinste eingewickelt liegt, dann als geflügelter Schmetterling sich in die Luft erhebt: Und er hat in beyden Fällen nichts gethan, als beschrieben; er hat uns den Zustand oder die mehrern Zustände dieser Dinge so gezeigt, wie sie sind, aber nicht so, wie sie geworden. Er hätte uns von jedem eine weit vollständigere Kenntniß geben, uns von einem zum andern weit mehr Schrittweise führen müssen, wenn wir hätten ein-

sehen sollen, wie der eine Zustand aus dem andern hervorgekommen wäre. Demnach giebt es eine zweyfache Art der Beschreibung, die auch Sulzer sehr richtig und dem Sprachgebrauch sehr gemäß, unterschieden hat. Die eine druckt die Beschaffenheit ei„ner auf einmal vorhandenen Sache aus, als einer „Gegend, die andre die Beschaffenheit einer sich „nach und nach äussernden Sache, als einer Bege„benheit" *)

So wie die äussern Veränderungen der körperlichen Natur, eben so können auch die innern Veränderungen der Seele bloß beschrieben werden; obgleich hier der Sprachgebrauch diesen Ausdruck weniger zu rechtfertigen scheint. Ein Geschichtschreiber der Weltweisheit lege uns die mancherley Lehrsätze eines philosophischen Systems einzeln vor Augen; er löse uns, nach der bekannten Bruckerschen Methode, die für den Schriftsteller so bequem und für den Leser so wenig unterrichtend ist, die Metaphysik oder Moral eines Philosophen in eine Reihe einzelner Sätze und Maximen auf; oder er gehe mit uns die verschiedenen Abänderungen durch, die ein gewisses System, eine gewisse Lehrart, in dem Kopfe des Erfinders selbst oder in den Köpfen seiner Schüler erlitten; er sage uns z. B., in was für Punkten die ältere Akademie anders, als die mittlere, die mittlere anders als die neuere gedacht: und es ist wieder in beyden Fällen eben das, was es oben bey dem Naturkündiger war;

*) Am angeführten O. Artik. Beschreibung.

der Geschichtschreiber hat die verschiedenen Erscheinungen in der Geisterwelt, wie jener die Erscheinungen in der Körperwelt, vorgetragen; er hat Handlungen in bloße Begebenheiten verwandelt. Wahre Erzählung wäre sein Werk nur dann, wann er uns von einer Idee auf die andre, von einer Veränderung des Systems auf die andre, durch alle dazwischenliegende mittlere Ideen, hindurch geführt hätte.

Die äussern Veränderungen des menschlichen Zustandes, auch wenn sie von der freyen Wirksamkeit der menschlichen Seele abhangen, lassen sich nach eben dieser Methode behandeln. Ein unpragmatischer Geschichtschreiber wird uns den berüchtigten Cromwell in allen verschiedenen Auftritten seines Lebens zeigen, wie er aus einem bloßen Privatmann, erst Offizier bey der Amee, dann oberster Befehlshaber derselben, dann gebietender Herr des Parlements, dann Protector von England geworden; er wird uns von der Gewalt, der Regierungsart, den Siegen, den mancherley Verbindungen dieses Protectors eine Menge einzelner Nachrichten geben: aber wie denn nun eigentlich der unbedeutende Edelmann zu einer so großen Herrschaft gediehen sey; das werden wir immer aus seinen Nachrichten nicht einsehen; höchstens werden wir eine ohngefähre schwankende Vermuthung haben, wie etwa die Sache zugehen können. Der Geschichtschreiber hat nehmlich seine Pflicht nicht gethan, er hat die ganze zusammenhängende Reihe innerer und äusserer Zustände, welche die Ursache

dieser so ausserordentlichen Erhebung Cromwells enthielten, in eine magere, abgerissene Folge bloßer Begebenheiten verwandelt; er hat uns die Staatsveränderung nur gezeigt, wie sie geschehen, nicht wie sie geworden, wie sie zu Stande gekommen.

Coexistenz und Succession also, die letzte als bloße Succession betrachtet, machen keinen wesentlichen Unterschied aus. Will man sagen, daß gleichwohl nur das Coexistente eigentlich beschrieben, das Successive erzählt werde, besonders wenn von freyen Veränderungen des menschlichen Zustandes die Rede sey; so muß man gleichwohl zugeben, daß hier die Erzählung die ganze Natur der Beschreibung habe, da sie uns die Sachen bloß so vorstellt, wie sie sind und geschehen, nicht so, wie sie werden, wie sie sich aus vorhergehenden Zuständen entwickeln. Zum Unterschiede also von der eigentlichen Erzählung, könnte man diese die beschreibende, oder, wenn man lieber will, die unpragmatische nennen.

Nun aber wollen wir die drey obigen Fälle verändern: wir wollen setzen, ein philosophischer Naturkündiger gehe von einem ersten Zustande der Pflanze oder des Insekts mit uns aus; er mache uns von diesem Zustande und also auch von den Verhältnissen, worinn sie mit den einwirkenden Ursachen stehen, einen hinlänglich klaren Begriff, und führe uns dann durch eine an einander hangende Folge von Veränderungen, deren jede wir aus ihrer vorhergehende schon kommen sähen, bis zu der

endlichen Erscheinung der aufgeschlossenen Blume oder des geflügelten Schmetterlings hindurch: So wäre nun auf einmahl die Beschreibung zur Erzehlung geworden; wir hätten nun diese Naturerscheinungen werden sehen und könnten Rechenschaft von ihrem Entstehen geben.

Eben also in den beyden übrigen Fällen, Ein Geschichtschreiber der Weltweisheit zeige uns Neuton in seinem Garten sitzend, wie sein Geist, der eben mit Betrachtungen über den Druck des Mondes erfüllt ist, durch einen herabfallenden Apfel auf die glückliche Ideen von der allgemeinen Schwere der Weltkörper geführt wird, wie er von dieser Idee immer mehr und mehr Anwendungen entdeckt, immer mehr und mehr Schiwerigkeiten dadurch gelöst, immer mehr und mehr Einförmigkeit in die Wirkungen der Natur dadurch gebracht sieht; oder er zeige uns die Seele des großen Leibnitz, wie sich darinn zu einem schon vorhandenen Fond von Ideen immer andre und andre gesellen, wie er diese Ideen bald trennt, bald verknüpft, bald seine Grundsätze einschränkt, bald sie erweitert; Zweifel und Einwürfe bald widerlegt, bald zu fernerer Berichtigung der Wahrheiten anwendet; er lasse uns gleichsam sein System von der vorherbestimmten Harmonie, oder die ersten Gründe zur Rechnung des Unendlichen noch einmahl erfinden: So haben wir nun keine todte Beschreibung, wir haben eine wahre praktische Geschichte dieser Systeme; wir haben die zusammenhangende Folge von den innern Veränderungen dieser großen Seelen vor uns, und können

von ihren philosophischen Lehrgebäuden völlig Rechenschaft geben.

Der politische Geschichtschreiber werde pragmatisch, und decke die geheimen Triebfedern auf; er mache uns auf der ein n Seite den ganzen schwärmerischen, ehrsüchtigen, tapfern, arglistigen Charakter Cromwells, auf der andern die ganze damahlige Lage der Sache in England bekannt; er entwickele uns aus diesen Gründen die ganze Geschichte seines Lebens, und lasse uns einsehen, wie ihn, unter dem fortwährenden günstigen Einflusse der äussern Umstände, immer die eine Absicht auf die andre, der eine günstige Erfolg zum andern geführt, bis er sich endlich der obersten Gewalt in seinem Vaterlande bemächtigt: Und es ist auch hier wieder aus der Beschreibung eine wahre Geschichte geworden; wir haben die Staatsveränderung werden sehen, wir können Rechenschaft davon geben.

Man sieht, daß hier gleichfalls Coexistenz und Succession ist; aber ganz anders bestimmt, wie oben; und eben diese ganz andere Bestimmung macht den wesentlichen Unterschied aus. Das Coexistente jedes augenblicklichen Zustandes wird uns hier nicht bloß einzeln gezeigt, wie es neben oder in einander ist, sondern wie es zu einerley nachfolgenden Veränderungen conspirirt; es ist die Coexistenz mehrerer zusammenwirkender Ursachen in der Natur, mehrerer zusammentreffender Ideen, mehrerer vereinigter Vorstellungen, Absichten und Neigungen einem oder in verschiedenen freyern Wesen, die unter dem gemeinsamen Ein-

fluſſe mehrere äußerlicher Umſtände, der Zeit, des Orts, u. ſ. f. wirken. Das Succeſſive iſt hier keine abgeriſſene Folge von weit getrennten unentwickelten Phänomenen; es iſt eine näher zuſammengebrachte Reihe von Veränderungen, wo uns immer die eine ſchrittweiſe zur andern führt; es iſt eine Kette mehrerer von einander abhangender, aus einander ſich entwickelnder Glieder, wovon das letzte ohne alle vorhergehenden, und jedes in der Reihe ohne ſeine vorhergehenden, entweder gar nicht ſeyn würde, oder doch nicht ſo, wie es jetzt iſt. Vieles muß freylich auch der beſte Geſchichtſchreiber in dieſer Reihe unentwickelt laſſen, wovon ſich vielleicht die Perſonen ſelbſt keine Rechenſchaft würden geben können; auch kommen ganz unvorgeſehene Urſachen von auſſen hinzu, die er als bloße Begebenheiten einführen muß, weil es bald an ſich, bald bedingt unmöglich iſt, auch dieſe zu erklären und vorzubreiten; aber ſo bald dieſes geſchieht, ſo unterbricht der Geſchichtſchreiber den Gang ſeiner Handlung, und ſetzt ihn dann, nachdem ſich dieſe äußere Urſache an die Reihe mit angeſchloſſen, ununterbrochen wieder fort, bis von neuem eine ſolche äuſſere Urſache hinzu kommt, ſich wieder an die Reihe anſchmiegt, und zu dem Folgenden mitwirkt.

Ich habe von Naturerſcheinungen, von Ideenverknüpfungen, von Veränderungen des äuſſern Verhältniſſes geſprochen. Alles läuft auf den Unterſchied zwiſchen körperlichen und geiſtigen Wirkungen hinaus.

Nun iſt aber der Menſch in der Körperwelt,

so gut er sie auch zu kennen glaubt, nur ein Fremdling; er ist nirgends, als in der Geisterwelt einheimisch. Von sich selbst hat die Seele eine weit unmittelbarere, weit anschauendere Erkenntniß, ist mit jedem ihrer Zustände weit genauer und völliger bekannt, weiß den Gang ihrer Verändrung in einem weit bündigern, innigern, nähern Zusammenhange. Was uns als werdend gezeigt werden kann, ist daher vorzüglich das, was in der Seele, oder was durch die Seele wird, und zwar, wenn sie im Zustande klarer Vorstellungen ist, oder wenn man aus dem bekannten Gange ihrer klaren Vorstellungen nachfinden kann, wie es bey den dunkeln in ihr zugegangen. — Daß es ein ganz Anders sey, wenn uns ein Philosoph dieses Werden zeigt, und wenn es ein Dichter thut, darf ich wohl kaum erinnern. Der eine sucht Denklichkeit, der andre nur Klarheit in der Erkenntniß; der eine will, daß wir die Richtigkeit des Zusammenhanges begreifen, der andre nur, daß wir sie empfinden sollen. Auch ist jener in seiner Bemühung nie so glücklich, als dieser; denn der Mensch ist mehr zum Empfinden, als zum Begreifen geschaffen. Wie Wirkung an Kraft hange, das ist ihm stets ein Geheimniß gewesen, und wird's ihm auch bleiben.

Aus dem Bisherigen ergibt sich nun der so oft verfehlte, wahre Begriff der Handlung. Ich glaube dieses Wort nicht richtiger und fruchtbarer erklären zu können, als wenn ich sage: daß in einem Gedichte nur dann und nur in so ferne Handlung ist, als wir darinn eine Veränderung

durch die Thätigkeit eines Wesens werden sehen, das mit Absichten wirkt. Alle äussern Umstände der Zeit und des Orts, so wie alle äussern Begebenheiten, gehören zwar mit zum Werden des Dinges, aber sie sind keine Theile der Handlung, sie modificiren sie nur, fliessen auf sie ein, sind ihr zuwider oder begünstigen sie.

Was überhaupt dazu gehört, daß wir eine Veränderung werden sehen; das gehört mithin auch nothwendig zur Handlung. Von einem ersten bestimmten Zustande des einen oder der mehrern Wesen, die bey der Handlung zusammen wirken, geht der Schriftsteller aus, und zwar von einem solchen Zustande, der bekannt möglich und mithin jedem Leser und Zuschauer begreiflich ist; diesen Zustand zeigt er uns vornehmlich insoferne, als darinn der Saame der künftigen Veränderungen liegt, und führet uns dann durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günstigen oder ungünstigen Revolutionen bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geschäftigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Die handelnden Personen streben zu gewissen Zwecken hin, und biethen zur Erreichung derselben alle Mittel auf, die sie in ihrer Gewalt haben; sie sehen in der Ferne den Schimmer einer Wahrheit, die sie gern im vollen Lichte erblicken möchten, und zu der sie bald auf diesem, bald auf jenem Wege, der eine scheinbare Richtung dahin nimmt, zu gelangen streben; oder sie werden in

der Zukunft ein Glück gewahr, das ihren Begierden schmeichelt, ein Unglück, das ihren Wünschen entgegen steht; sie setzen alle erforderliche Maschinen an, um sich des erstern zu versichern, dem letztern zuvorzukommen; es ereignen sich dort, wie hier, bald größere, bald geringere Schwierigkeiten: Ungewißheiten und Zweifel, die gelöst seyn, entgegenstehende Absichten andrer, die vereitelt seyn wollen: auf dem ersten Wege ist die Wahrheit unzugänglich; der Geist muß andere versuchen: die ersten Maschinen sind zu schwach oder werden entdeckt; die Leidenschaft muß zu andern greifen: bald bleiben die anfänglich gehegten Absichten; bald entstehen während des Verlaufs der Handlung ganz entgegengesetzte und neue: und so geht endlich die Handlung, bald nach einem längern, bald nach einem kürzern Wege, bald mit mehrern, bald mit wenigern Krümmungen, auf eine letzte Katastrophe hinaus, wo alle bisher gehegten Absichten der Handelnden, alle bisherige Thätigkeiten und Leidenschaften, entweder so oder anders, ihr Ende finden. Bald ist die Veränderung, wie sie der eine, bald, wie sie der andre wünschte; bald ist sie dem Wunsche ganz, bald nur halb gemäß; bald ist sie so, wie sie keiner gesucht, keiner gehofft und erwartet hatte.

Batteux in seinem bekannten Werke erklärt die Handlung durch eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschieht. *) Da Lessing, der scharfsinnigste

*) Einleitung in die Sch. Wissenschaften, Th. 1. S. 252 der Ramlerschen Uebersetzung.

Kunstrichter, den ich kenne, unter einer Einschränkung, die hier in keine Betrachtung kömmt, dieser Erklärung zugesteht, daß sie mit dem Sprachgebrauch übereinstimme, und kurz, daß sie richtig sey: *) so muß ich um so eher die Ursachen angeben, warum ich hier von ihr abgehe.

Eigentlich bin ich nicht von ihr abgegangen sondern habe sie nur anders gewandt. Man weiß, wie viel oft zur Richtigkeit und Fruchtbarkeit eines Gedankens auf die Seite ankömmt, von der man ihn faßt; und diejenige, die ich bey Erklärung der Handlung vorkehre, scheint mir weit unterrichtender, und an Folgen weit ergiebiger, als die andre, die Batteux vorkehrt Man sieht, deucht mir, besser, wie eine Handlung von dem Dichter müsse bearbeitet werden, wann wir sie in seinem Werke wieder finden sollen; auch ergiebt sich nun deutlicher, worinn die Einheit und worinn Vollständigkeit der Handlung bestehe.

Nach der Erklärung des Batteux wird man die Einheit der Handlung in die Einheit der Absicht setzen; man wird mit Lessing sagen, daß der Dichter in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter Eine Hauptabsicht müsse zu bringen wissen. **)

Aber es lassen sich Stücke denken, worinn sich die anfänglich gehegten Absichten der Personen, während daß sie solche zu erreichen streben, in die gerade entgegensetzten, und diese wieder in andre verwandeln, und wo man diese Verwandelung zwar

*) Vom Wesen der Fabel. S. 156.
**) Am angeführten Orte. S. 154.

aus Einem Charakter wird erklären, aber nicht unter Eine Hauptabsicht wird bringen können. Ich setze nehmlich voraus, daß man diese Absicht nicht in einer abstracten Idee suche, noch die Absichten der Personen mit der Absicht des Dichters verwechsele. Nach unsrer Erklärung fällt diese Schwierigkeit weg; denn nun liegt die Einheit der Handlung in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung; und wenn wir von dieser rückwärs ausgehen, um nach den Ursachen zu fragen, die sie uns, so ganz wie sie ist, erklären können; so gehört alles, was uns da geantwortet wird, zu dieser Einen Handlung, bis wir zuletzt auf gewisse erste Ursachen hinauskommen, wo wir nicht mehr fragen. Die Vollständigkeit der Handlung wird man nach dem Bat teux darinn setzen, daß die Absicht der Unternehmung entweder ganz erreicht, oder ganz verfehlt sey: aber die erste Absicht der Handelnden kann völlig verfehlt, und eben die Handlung am unruhigsten, das Schicksal der Personen am zweifelhaftesten, und die Erwartung des Lesers am größten werden. Eben so ist eine Handlung nicht vollständig, als bis auch die letzte Absicht der Personen, die sich aus dem Vorherigen entwickelte, entweder erreicht oder verfehlt ist; und diese letzte Absicht ist eben die, die zu der letzten Veränderung führt, bey welcher alle bisher thätigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Ich denke also, es ist in aller Absicht vortheilhafter, bey Erklärung der Handlung den Begriff der letzten Veränderung, als den Begriff der anfänglich gehegten Absichten vorzukehren.

Eine andre Ursache, warum ich die Erklärung des Batteux verlasse, ist die, weil er selbst sie an einem andern Orte,*) wo er sie zuerst wiederholt, und dann ein Beyspiel hinzusetzt, das uns seine Meynung erläutern soll, völlig unrichtig macht. Er will nehmlich an diesem Orte den Unterschied zwischen einer Fertigkeit, einer Leidenschaft und einer Handlung bestimmen, und dieses thut er auf folgende Art. „Der älteste unter den Horaziern, sagte er, „liebt die Ehre Roms; das ist bey ihm eine Fertig„keit. Kamilla, seine Schwester, vergießt Thränen „über den Sieg, der zu Ehre Roms gereicht; er „wird darüber zornig: das ist bey ihm eine auf„wallende Leidenschaft. Er tödtet sie im Zor„ne; das ist eine Handlung. — Die Fer„tigkeit ist ein entferntes Principium; der Gegen„stand, der die Seele rührt, belebt dieses Prin„cipium: das belebte Principium neigt sich zu „einer Handlung mit mehr oder weniger Leb„haftigkeit, nachdem es mehr oder minder lebhaft „gerührt worden ist." — Man sieht hier offenbar, daß sich Batteux durch die Zweydeutigkeit des Sprachgebrauchs verführen läßt, und Handlung, so wie dieß Wort in der Kunstsprache genommen wird, mit That verwechselt; daß er sich ordentlich Mühe giebt, alles, was innerhalb der Seele vorgeht, von dem Begriffe derselben auszuschließen. Zwar, was die Fertigkeit betrifft, hat er Recht; sie wird bey der Handlung nur vor-

*) Einleitung. Th 2. S. 22.

ausgesetzt, ohne selbst ein Theil derselben zu seyn: aber wenn er nun auch die Wirkung, der eine bestimmte Ursache auf die Seele thut, wenn er die empörte Leidenschaft der Seele, das ganze Hinneigen zur Befriedigung derselben von der Handlung absondert; so widerspricht er damit dem Sprachgebrauche aller Kunstrichter und selbst seinem eigenen. Denn gleich in dem zweyten Perioden des folgenden Abschnitts redet er von zwey Handlungen, die zusammen fortgehen, und versteht also unter diesem Worte eine Reihe von Veränderungen, die doch wohl unmöglich eine Reihe von lauter solchen Thaten seyn kann, wie der Mord der Kamilla ist?

Ueberhaupt haben sich die Kunstrichter in die oben bemerkte Zweydeutigkeit des Sprachgebrauchs nicht zu finden gewußt, und sich nur selten von der Handlung einen recht bestimmten Begriff gemacht. „Es giebt ihrer, sagt Lessing, *) die einen so materillen Begriff damit verbinden, daß sie nirgends „Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, „daß sie eine gewisse Veränderung des Raums erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füssen fällt, „die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden „sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der „Fuchs springt, der Wolf zerreißt, und der „Frosch die Maus sich an's Bein bindet. Es „hat ihnen nie beyfallen wollen, daß auch jeder „innre Kampf von Leidenschaften, jede Folge von

*) Am angef. Orte. S. 164 flg.

„verschiedenen, Gedanken, wo einer den andern „aufhebt Handlung sey; vielleicht, weil sie viel „zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie „sich irgend einer Thätigkeit dabey bewußt wären."

Ich freue mich, daß ich eine so wichtige Anmerkung mit den Worten eines so vortrffleichen Schriftstellers habe sagen können. Aber ich muß noch eine andre mit meinen eigenen sagen, wodurch ich die Handlung von dem, was ich bloße Bewegung (mouvement buſineſs) nenne, unterscheide. Es giebt nehmlich ganze Reihen von Wirkungen, die zwar mit zur Handlung gehören, aber in sich selbst weiter keine Handlung enthalten; Scenen auf der Bühne, wie im Kriege des Goldoni, und Gemählde in der Epopee, wie in Homers Iliade, wo Hände und Füße in der äußersten Geschäftigkeit sind, aber alles zusammen nur ein einziges Glied der Kette ausmacht.

Wo Handlung seyn soll, da müssen allemahl mehrere Glieder seyn, gesetzt auch, daß ihrer nur zwey wären; ein einziges Glied, aus der Reihe herausnommen, ist ein einziger Zustand, indem wir nichts weiter werden sehen. Zugleich aber gehört zu dem Begriff der Handlung eine solche Verknüpfung von Zuständen, da der eine auf den andern einfließt, ihn erweckt, ihn veranlaßt. Wo also in einer Folge von Veränderungen dieser Zusammenhang fehlt, da fehlt auch die Handlung; da ist also nichts als Bewegung. Indessen kann das Ganze zur Handlung gehören; aber es macht nicht viele; es macht nur ein einziges

Glied der Kette. — Das beste Beyspiel wird uns der erste Schiffer von Geßner geben; dieses vortreffliche kleine Stück, das uns die beyden interessantesten Gemählde, der Entwickelung einer Idee im Verstande, und einer Leidenschaft im Herzen zugleich vorstellt. Der zärtliche Jüngling, von seiner geliebten Melida durchs Meer getrennt, voll heißer Sehnsucht, zu ihr hinüber zu kommen, und doch in der Unmöglichkeit, die zu weit entfernte Inseln durch Schwimmen zu erreichen, muß nothwendig, wenn die Handlung zu dem abgezweckten Ende hinaus soll, ein Fahrzeug haben. Aber die Kunst, über Meer zu schiffen, ist eine noch unentdeckte Kunst; der Jüngling fängt also an Uiberlegungen zu machen; es bieten sich ihm günstige Umstände dar, die er fleißig beobachtet; nun verknüpft er die eine Beobachtung mit der andern, gelangt zu der ersten Idee eines Fahrzeuges, fängt an zu arbeiten, versucht, wird verschiedene Unvollkommenheiten inne, hilft ihnen ab, und gelangt zu seiner Geliebten. Hier ist nach dem Begriff, den ich oben gegeben habe, keine bloße Bewegung, sondern wirkliche Handlung. Aus dem ersten Zustande, worinn uns der Jüngling erscheint, entwickelt sich alles andre; aus seiner Leidenschaft begreifen wir, wie er auf die Absicht geräth, über Meer zu schiffen; aus dieser Absicht die Aufmerksamkeit, womit er jeden sich darbietenden günstigen Umstand beobachtet; aus der Verbindung dieser Beobachtungen die erste Idee; aus dieser den ersten Versuche aus dem Versuche die Entdeckung der

Unvollkommenheiten seiner Erfindung; aus dieser seine neue Aufmerksamkeit im Beobachten, u. s. w. Gesetzt aber, dieser erste Schiffer wäre nicht der erste gewesen, er hätte alles gewußt, was zu einem Fahrzeuge gehört, und die ganze Kunst es zu bauen verstanden; so würde nun die ganze Zimmerung und Zusammensetzung desselben nur ein einziges Stück der Handlung seyn, in welchem selbst keine weitere Handlung, in welchem bloße Bewegung wäre.

Eben so im Homer bey der Auszierung des Achilles, oder die Zusammensetzung des Wagens der Juno. Wir sehen hier eine Folge von körperlichen Wirkungen; aber keine solche, wo immer eine die andere herbeyführte und hervorbrächte; daher die ganze Folge kann herum geworfen werden, ohne daß ein Unterschied in der Wirkung entstände. Ob Vulkan dieses oder jenes Bild zuerst auf das Schild ätzt; ob Hebe dieses oder jenes Rad zuerst an die Achse laufen läßt, ist eins: das Schild wird darum nicht weniger fertig, und der Wagen kömmt nicht minder zu Stande. In den körperlichen Wirkungen selbst ist der Zusammenhang ihrer Folge durchaus nicht zu finden; unbestimmt von der Seele, würde der Körper gar nichts thun: und in der Seele haben wir einen einzigen bleibenden Vorsatz, der, wie ich hier den Fall setze, nach einer einzigen bleibenden Einsicht, wie die Sache zu Stande kommen müsse, die körperlichen Kräfte zur Vollendung des Werks immer von neuem anstrengt. Geschähe die Reihe der äußern körperlichen Veränderungen nach einer cor-

direnden Reihe innerer Veränderungen der Seele, die sich eben jetzt erst aus einander entwickelten, und zeigte sich jene in ihrer Abhängigkeit von dieser: dann wär' es ein anderes.

Man sieht also, um auf das Vorige zurückzukommen, wie Unrecht diejenigen haben, die immer nur da Handlung sehen, wo sie Bewegung finden. Der eigentliche Schauplatz aller Handlung ist die denkende und empfindende Seele! und die körperlichen Veränderungen gehören nur in so ferne mit in die Reihe, als sie durch die Seele bewirkt werden, die Seele ausdrücken, in der Seele als Zeichen von den Absichten und Bewegungen einer andern Seele, Begriffe und Entschlüsse hervorbringen, oder irgend einen andern zur Handlung gehörigen Eindruck auf sie machen. Darum ist auch in der Pantomime, im Tanz nicht anders Handlung, als in so fern sich die Seele durch Gebährden und Bewegungen darin ausdrückt.

Um meiner Anmerkung ihre völlige Ausdehnung zu geben; so ist da nirgends Fortgang der Handlung, wo nur alle zu einer gewißen ganzen Idee, oder einem gewißen ganzen Vorsatz gehörige Theile nach-einander durchgegangen werden. So, wenn ein bestimmter Begriff in der Seele schon völlig da ist, und nun der Redende die einzelnen Theile derselben nur nach einander vorträgt, nicht erst aus einander entwickelt, so ist da kein Fortgang der Handlung. Man müßte sonst auch behaupten, daß bey jeder neuen Redensart, jeder neuen Beugung des Organs, wodurch er

Wörter und Silben ausspricht, die Handlung um einen Schritt weiter rücke. Aber nur dann rückt sie hier weiter, wenn während dem Reden in der Seele neue Ideen, neue Bewegungen hervor kommen, die auf die nachherigen Zustände Einfluß haben; als wenn z. B. jemand sich selbst in Hitze spricht, oder sich durch das Reden verkühlt, und dann in der Folge die Sache anders läuft, als es ohne diese Hitze, oder ohne diese Verkühlung würde geschehen seyn.

Die wichtigste Eintheilung der Handlung ergibt sich aus der Verschiedenheit der letzten Hauptveränderung, auf welche sie zustrebt. Diese ist entweder bloß eine Veränderung des innern, oder zugleich des äußern Zustandes; es sey nun unser selbst oder eines andern: entweder nur eine Veränderung in dem System unserer Gedanken und Neigungen, oder in den bestimmten individuellen Verhältnissen, worin wir mit gewissen Dingen und Personen außer uns stehen. Wir wollen in unserer, oder in eines andern Erkenntniß eine gewisse Idee entwickeln, eine gewisse Wahrheit entweder finden, oder bestättigen, oder aufklären; einen gewissen Irrthum ans Licht ziehen und widerlegen; einen gewissen Zweifel, der sich der Wahrheit entgegen stellt, aus einander setzen und heben; wir wollen in unserm, oder in eines andern Willen eine gewisse allgemeine Neigung oder Abneigung, einen gewißen bleibenden Vorsatz bewirken, oder umändern: eine Absicht, die sich wieder nicht anders, als durch veränderte Einsicht des Guten oder

Schädlichen, vermittelst des Räsonnements, erreichen läßt. Alle diese Veränderungen gehören bloß zu dem innern Zustande der Seele; sie zielen auf die Vollkommenheit der Erkenntniß, auf die Verbesserung des Charakters ab: und ob sie gleich nachher auf den äußern Zustand den wichtigsten Einfluß haben können, so sehen wir doch hier keine bestimmte individuelle Anwendung von ihnen. In andern Fällen wollen wir unsere bestimmten äußern Verhältnisse ändern; wir treten als Menschen von den und den jetzigen Bedürfnissen, in den und den wirklichen gesellschaftlichen Verbindungen auf, als Väter, Brüder, Freunde, Gatten, Liebhaber, Kinder, Herrn, Unterthanen u. s. f. Dort konnte die Handlung geschehen, auch wenn wir ganz allein, mit dem gesammelten Vorrathe unserer Ideen und den hinlänglich geübten Kräften unserer Seele, auf die Bühne traten; hier werden fast immer außer uns selbst noch äußere Gegenstände, mehrere spielende Personen erfordert, deren Interesse mit dem unsrigen bald so, bald anders, verwickelt ist: dort, wenn wir mit andern zu thun hatten, interessirten uns diese andren nur als Denker, als Menschen von dem und jenem allgemeinen Charakter; hier als Menschen von gewißen bestimmten Absichten, die den unsrigen günstig oder ungünstig sind, von gewissen individuellen Neigungen und Leidenschaften, die mit den unsrigen übereinstimmen, oder in Streit gerathen; dort als Freund oder Feind der Wahrheit und Tugend; hier als Freund oder Feind unser selbst. Jene Handlung geht vornehmlich den

Verstand, diese vornehmlich das Herz an: jene, wenn sie in einem Werke vorgestellt wird, soll vornehmlich unsere obern, diese vornehmlich unsere untern Seelenkräfte vervollkommnen. Die eine kann man, wenn man will, die philosophische Handlung nennen; die andre ist die in der Dichtkunst eigentlich so genannte Handlung.

Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen philosophischer und eigentlich sogenannter Handlung ist der: daß die letztere, weil sie auf Veränderung äußerer Verhältnisse abzweckt, ohne Mitwirkung oder Hinzukunft äußerer Gegenstände, und im Drama besonders, ohne Einführung anderer Personen, schwerlich zu Stande kommen kann; dahingegen die erstere, die philosophische Handlung, in den meisten Fällen nichts als die Wirksamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele fodert. In allen den Fällen nähmlich, wo die abgezweckte Veränderung in dem philosophirenden Kopfe selbst liegt; wo man nicht andere, sondern sich selbst unterrichten, nicht für anderer, sondern für seinen eigenen Gebrauch einen Gedanken berichtigen, weiter führen, widerlegen, bestätigen will. Dieses gibt eine neue, so wohl von philosophischer Geschichte, als philosophischen Dialogen, unterschiedene Art von Werken, die gleichwohl einigermaßen die Natur des letztern annimmt, indem nähmlich der Philosoph sich gleichsam selbst in mehrere Personen theilt, bald seine eigene, bald die Rolle der andern spielt, und sich, so zu reden, aus der Seele des andern Einwürfe

macht, die er dann aus seiner eigenen beantwortet. Um desto eher will ich diese ganze Art von Werken mit dem Nahmen philosophischer Selbstgespräche belegen. Sie sind von einer höhern und edlern Natur, als die Abhandlungen: indessen erscheinen sie insgemein unter der Gestalt derselben; so wie auch oft bloße Abhandlungen mit der Mine von Selbstgesprächen täuschen. In der Abhandlung, die uns nur die endlichen Resultate mit dem Allerwesentlichsten aus der Geschichte der Untersuchung liefert, sehen wir schon immer mehr das vollendete Gebäude; nicht die erste Anlage mit ihren nachherigen Aenderungen und den Ursachen derselben, nicht die Zurichtung der noch rohen Materialien, nicht das zum Baue nöthige Gerüste, nicht die Kunstgriffe bey Handhabung der Werkzeuge, nicht die ganze Art der Zusammensetzung und Aufführung des Baues. Dieses alles aber sehen wir mehr oder weniger in dem, was ich philosophisches Selbstgespräch nenne. Der Schriftsteller thut, als ob er von keinem Zuhörer wüßte, und bey sich selbst noch nicht ausgemacht hätte, was er vortragen wolle; er schließt sich gleichsam in sein Kabinet ein, und fängt laut an zu denken, indessen wir Leser unvermerkt an seine Thüre schleichen und horchen. Diese Art des Vortrags hat ihre ausnehmenden Vortheile, wenn sie geschickt behandelt, und bey Materien von Wichtigkeit gebraucht wird. Sie unterrichtet uns fürs erste besser und gründlicher von dem Gegenstande der Untersuchung selbst; sie verpflanzt, um mich mit dem Kanz-

ler Baco auszudrücken, die Wahrheit so in die Seele des Lesers, wie sie in des Schriftstellers eigenen Seele gewachsen ist; sie gibt ihm nicht bloß den abgehauenen und unfruchtbaren Stamm, sondern die ganze Pflanze, mit ihrer Wurzel und ein wenig daran hangender Erde: so daß nun der Leser selbst, wenn er sie wartet und pflegt, die schönsten Früchte der Erkenntniß davon zu hoffen hat *).

Fürs zweyte flößt diese Methode uns selbst den Geist der Untersuchung ein; sie gibt unserem Kopfe den Anstoß zum Denken, und bildet ihn zu der Geschicklichkeit, in andern Materien eben so glücklich, wie der Schriftsteller in der seinigen, zu arbeiten. Dieser große Vortheil, den die Selbstgespräche mit den echten philosophischen Dialogen ge-

*) De Augment. Scient. L. V. b. 2. p. m. 152. wo er überhaupt von seiner Methodo initiativa, im Gegensatze der Magistralis, vieles sagt, das hier ganz eigentlich anwendbar ist. Ich empfehle die ganze Stelle zum Nachlesen, und führe hier nur folgende Worte daraus an: Artibus idem usu venit, quod plantis. Si planta aliqua uti in animo habeas, de radice quid fiat, nil refert: si vero transferre cupias in aliud solum, tutius est radicibus uti, quam furculis. Sic traditio (quae nunc in usu est) exhibet plane tamquam truncos (pulcros illos quidem) scientiarum, sed tamen absque radicibus, fabro lignario certe commodos, at plantatori inutiles. Quodsi diseiplinae ut crescant tibi cordi sit, de truncis minus sis sollicitus; ad id curam adhibe, ut radices illaesae, etiam cum aliquantulo terrae adhaerentis, extrahantur.

mein haben, macht die Werke der Sokratiker zu so unschätzbaren Denkmählern des Alterthums, ob sich gleich Meinungen und Grundsätze seit ihrer Zeit so unendlich verändert haben. Und hätten sie auch sonst kein Verdienst, so würde schon dieser Charakter sie jeder Nachwelt überliefern, und sie besser, als Cedernöhl, vor der Vergänglichkeit schützen.

Eben ein solches Recht zur Unsterblichkeit haben um eben dieses Charakters willen die Schriften unsers Lessings, aus denen man sich mehr, als aus jeden andern, einen Begriff von dem bilden kann, was ich unter philosophischem Selbstgespräche verstehe. In seinem Laokoon haben alle einsichtsvolle Kunstrichter diesen Charakter auf den ersten Anblick erkannt. „Lessings Schreibart, sagt einer von ihnen *), ist der Styl eines Poeten, das heißt, eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern der uns vordenket; wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild Achills beym Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammen zu setzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft; ein Gedanke, ein Schluß gibt den andern, der Folgesatz kommt näher; da ist das Product der Betrachtung! Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τετελεσμενον eines vollendeten Gedankens: sein Buch ein fortlaufen-

*) Der Verfasser der kritischen Wälder I. S. 14. fig.

des Poëm, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstätt, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. — Selbst in der Philosophie seiner Schriften ist Lessing ein muntrer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist." — Der Kunstrichter hat hier den Charakter der Lessingschen Methode vortreflich gefaßt; über den Nutzen hat ein andrer, mit allem ihm eigenen Scharfsinne, Bemerkungen gemacht, die ich fast noch lieber anführen würde, wenn die Stelle nicht zu weitläuftig wäre *). Aber noch einmahl: Kleinigkeiten, oder gar Armseligkeiten, die wieder mit nichts, als lauter andern Armseligkeiten, zusammen hängen, muß man so nicht behandeln wollen. Die Methode führt unausbleiblich ins Weite; und wenn nun die Materien alle geringfügig, alle nichts als Spitzfindigkeiten sind; so hat am Ende sie allein nicht Interesse genug, den Leser in Athem zu erhalten. — Wir gehen gern mit dem Schriftsteller einen weitläuftigen Umweg, um mit dem Lande besser bekannt, und im Gehen geübter zu werden; aber so viel fodern wir doch, daß er uns nicht in einem fort über dürre Haiden, sondern durch blühende und fruchtbare Gegenden führe.

Was ich hier vom Selbstgespräch gesagt habe, kann uns die eigene Natur mancher philosophischen Dialogen erklären. Nicht in allen, oder vielmehr in den wenigsten, wirken die Personen so zusammen, wie in dramatischen Werken; die gesuchte Wahr-

*) Allgemeine deutsche Bibliothek IX. 1. S. 319. flg.

heit wird insgemein nur durch die Geschicklichkeit und Bemühung der Hauptperson gefunden: und diese Hauptperson ist beym Platon allemahl Sokrates selbst. Der zweyte Unterredner thut wenig mehr, als daß er fragt, bestätigt, zweifelt, um weitere Erklärung anhält. Gleichwohl ist das Gespräch voll wahrer, jetziger Handlung; die Hauptperson docirt nicht, was sie schon längst bey sich ausgemacht hat; sie spinnt erst jetzt den Faden der Untersuchung an, sie bringt erst jetzt, im gegenwärtigen Augenblick, das Gewebe zu Stande. — Zu dieser Entwicklung auf der Stelle, die so sehr in den Dialogen der meisten Neuern fehlt, weil die Herrn fast immer Dogmatiker sind, die ein festgesetztes System haben; zu dieser Entwicklung, sage ich, ist kein Charakter so schicklich, als eben der, den Sokrates hatte; ein Mann, der über die meisten Gegenstände des Nachdenkens unentschieden, daher immer nach neuen Gründen der Entscheidung begierig war, der immer zweifelte, immer suchte, immer selbst die Wahrheiten, die in Rede standen, erst lernen wollte. Eben daher kommen auch die mancherley Wiederhohlungen, die man dann weniger nöthig hat, wenn man seine Untersuchungen an schon ausgemachte Lehrsätze eines Systems knüpft: besonders kommen daher die kleinen Widersprüche, die St. Mard den Dialogen des Platon nicht hätte zum Vorwurf machen sollen, da sie so natürlich mit dem skeptischen Charakter des Sokrates zusammen hängen. Sehr oft also ist der philosophische Dialog nichts, als

eine Art von Selbstgespräch, unter der Form des Dialogen. Indessen ist die zweyte Person darinn nichts weniger als überflüssig; sie gibt die Veranlassung, daß gerade diese Materie untersucht wird, und bestimmt nicht allein die ersten Ideen, wovon die Untersuchung ausgeht, sondern auch den ganzen Gang derselben, indem der Hauptunterredner auf ihre besondern Meinungen und Gesinnungen dabey Rücksicht nimmt.

Eine andere Art von Dialogen ist wirklich nichts als Abhandlung unter der zufälligen Form des Gesprächs. Dieses ist der Fall im Hieron des Xenophon. Simonides will wissen, ob der Regent oder der Privatmann glücklicher lebe; eine Frage, die ihm niemand besser, als eben der Tyrann von Syracus muß beantworten können, weil dieser Privatmann war, eh' er Tyrann ward, und also über beyde Stände zu urtheilen weiß. Hieron zeigt sich gefällig, und um den Simonides von dem Vorzuge des Privatstandes zu überzeugen, geht er Punct vor Punct das Elend der Tyrannen durch, indem er immer die Glückseligkeit des bloßen Bürgers dagegen hält. Von den Vergnügungen der Sinne fängt er an, geht von diesen zu den moralischen über, redet von mannigfaltigen Unterschieden ihres beyderseitigen Zustandes, und beweist durch diese Art von Induction, was er gleich anfangs als wahr und ausgemacht behauptet hatte. Er entwickelt also nicht erst jetzt auf der Stelle, sondern wiederhohlt nur Gedanken, über die er schon längst bey sich einig

ist; er spricht von dem, was schon durch ehemahlige Uiberlegungen, durch ehemahlige Handlungen seiner Seele herausgebracht worden. Es ist schon alles so in seinem Kopfe fertig, wie die ganze Moral auf der Tafel des Cebes; er geht gleichsam nur mit erhobenem Finger von einem Theile des Gemäldes zum andern fort, und sucht es dem Simonides zu erläutern. — Das Werk ist in seiner Art schön, wie alle vom Xenophon; aber doch nur immer in seiner Art: denn welch ein Unterschied, wenn man so manche Stücke der Sokratischen Denkwürdigkeiten, und besonders die Dialogen des Platon dagegen hält! Man nehme des letztern ersten Alcibiades oder Menon, oder irgend einen andern seiner untersuchenden und widerlegenden Dialogen zur Hand: und welch eine weit größere Thätigkeit wird man in seiner eigenen Seele fühlen! Welch ein weit lebendigers Interesse wird man an dem Fortgange der Untersuchung nehmen! Mit welcher weit größern Ungeduld wird man ihrem glücklichen oder unglücklichen Ausgange entgegen sehen!

„Dem Cicero," sagt einer unsrer berühmtesten Kunstrichter, *) „ist die Methode des Sokra„tes nicht sonderlich gelungen." Das Urtheil ist richtig; aber noch lieber würde ich sagen, daß sie in seinen Dialogen fast gar nicht zu finden sey. Hieran ist theils sein eigner schriftstellerischer Charakter, da er mehr Redner als Philosoph war, theils

*) Berl. Litteraturbr. Th. VII. S. 25.

die Beschaffenheit, und der zu große Umfang seiner Materien Ursache. Seine Dialogen vom Redner müßten ein ungeheures Buch geworden seyn, wenn er diese Sokratische Manier darinn hätte anwenden wollen. Aber sie ist, wie schon Sigonius *) von diesem und andern seiner Dialogen bemerkt hat, durchaus nicht darinn zu finden; man liest, statt des immer in Arbeit und Untersuchung begriffenen Sokratischen Gesprächs ganz ruhig ausgeführte Abhandlungen, und sieht offenbar, daß sich Cicero schon vorher einen förmlichen Entwurf

*) De Dialogo. Venet. 1562. Fol. 51—53. Von den partionibus oratoriis sagt er: — quae doctrina deinceps sine ulla concertatione traditur. Etenim patris ejusdemque magistri Ciceronis auctoritas et res ipsa, quae divisionem quandam continet praeceptorum, longiorem aut obscuriorem adhiberi orationem non patitur. — Von dem ersten und zweyten Buche de orat. heißt es: perpetua Antonius, Caesar et Crassus oratione eamdem disputationem, lectissimorum adolescentum voluntate commoti, conficiunt, sine ullo argumentorum et rationum, quibus ea confirmetur, instructu; aut enim, quod dicunt, Graecorum Rhetorum, unde ea mutuati sunt, auctoritate defendunt, aut etc. — Itaque omnis illa actio contentionis et altercationis est expers, cum nemo sit ex iis, quibus ea traduntur, qui aut ab eorum auctoritate velit discedere, aut ea, quae praecipiuntur, audeat improbare. — Eadem vero ratione legum in libris usus est etc. Er geht auf eben diese Art noch andre dialogische Schriften des Cicero durch, und es ergibt sich überall, daß sie von der Sokratischen Manier unendlich entfernt sind.

zu seinem Vortrage gemacht, den er nun Punct vor Punct bald durch den Mund des Antonius, bald durch den Mund des Crassus ausführt, indem die übrigen nur ziemlich ekle Complimente dazwischen werfen, ewige Bitten um Unterricht, ewige Lobsprüche, die gar nicht in dem launichten Geschmacke derer sind, welche Sokrates den Sophisten machte. Seine Personen sind ihrer Meinung, noch ehe sie den Mund öffnen, schon völlig gewiß; denn gleich das erste, womit sie anfangen, ist der Satz, den sie behaupten wollen, und dann suchen sie ihn durch lange ununterbrochene Reden zu erläutern, zu beweisen, auszuschmücken, gegen Zweifel und Einwürfe zu sichern. Der erste Punct ist abgehandelt, also folgt nun der zweyte: die Unterredner könnten aus einander gehen, wenn sie wollten, und das Uibrige ruhig auf morgen oder übermorgen verschieben. In den besten Dialogen des Sokrates ist immer nichts aus, als bis alles aus ist: wir haben nur Eine Reihe von Ideen, gehen aus auf Wegen, von denen wir nicht wissen, wie sie uns zum Ziel führen werden, kommen aber durch alle ihre Krümmungen glücklich hindurch, und das Gespräch ist zu Ende. Wir werden in Einem Interesse, in Einer Erwartung erhalten, weil nur Eine Haupthandlung da ist. Auch der Ausdruck hat im Cicero durchgängig eine gewisse Fülle, einen gewissen oratorischen Schmuck und Numerus, den wir in Abhandlungen, wenn sie gleich dialogirt sind, noch ertragen können, aber in einem echten Sokratischen Gespräche sehr unschmackhaft finden

würden. Man weiß, was für Vorwürfe dem Platon, wegen so mancher rednerischer oder vielmehr dichterischer Auswüchse, und gewiß nicht mit Unrecht, gemacht worden sind. Uiberdem findet sich beym Cicero immer so viel Belesenheit, so viel philosophische Geschichte und Widerlegung fremder Meinungen, daß darüber der Dialog erst vollends das Ansehn einer Abhandlung gewinnt. —

Indessen möchte ich nicht gern, daß man alles für Tadel des Cicero nähme. Einen Alten zu tadeln, auch wenn man es zum Vortheil eines andern Alten thäte, ist so gefährlich! Seine Abhandlungen, wenn sie schon keine Platonischen Dialogen sind, können vortrefliche Abhandlungen seyn, und sind es: auch kann ihnen die zufällige Form des Dialogs ausnehmende Schönheiten geben, und gibt sie ihnen. Ohne einmahl auf das Charakteristische, und auf so viele kleine Züge zu sehn, womit sie die Rede belebt: wer würde nur die bloßen Eingänge, ja nur den einzigen Eingang zum dritten Buche entbehren wollen, die eben der Gebrauch dieser Form herbeygeführt hat?

So wie man bloße Abhandlungen unter der Gestalt von Dialogen machen kann, so kann man auch bloße Erzehlungen unter der Gestalt von Scenen machen. Beyspiele darf ich wohl nicht erst suchen, da das ganze französische Theater von solchen Scenen voll ist, besonders in den ersten, und wenn es Trauerspiele sind, auch in den fünften Akten ihrer Stücke. Nicht, als wenn Erzehlung kein nothwendiger Theil der Handlung wäre, und nicht oft

die lebendigsten Scenen gäbe, denn ich dürfte mich ja nur der Erzählungen im Oedip und so mancher beym Shakespear erinnern, sondern, weil jene Erzehlungen nicht als wahre Theile der Handlung erscheinen, weil sie bloß zum Unterrichte des gähnenden Zuschauers da sind; weil der zweyte Unterredner nur sein Ach und O, sein Wie? und Warum? dazwischen wirft, ohne weiter zu irgend einer Thätigkeit dadurch belebt zu werden; weil auch diese Erzählungen nicht den simplen, forteilenden, dramatischen Ton, sondern ganz den vollen, ausbildenden, epischen haben. — Jede Dichtungsart wird etwas anders, wenn sie sich mit einer verschiednen vermischt, die dem Werke seinen Hauptton gibt. Nicht nur die Erzehlung im Drama ist etwas anders, als die in der Epopee; auch das Dramatische in der Epopee ist etwas anders, als das im Drama selbst; und ein Trauerspieldichter würde sich wegen einer zu ununterbrochenen, oder periodischen Rede sehr schlecht entschuldigen, wenn er sich auf Homer oder Milton beriefe. Der epische Dichter, der ein zu weitläuftiges Feld vor sich hat, um es schrittweise zu durchwandern, und der auch einen Theil seines Plans nicht zu weit entwickeln darf, um nicht alle Proportion zu zerstören, bleibt auch da, wo er seine Personen selbstredend einführt, gemeiniglich noch epischer Dichter; bey ihm ist das Gespräch schon aus, und er weiß schon alles, was vorgefallen; er macht also von den Reden seiner Personen eine Art von Auszug, und diesen legt er, um des eindringendern und

beseel=

beseeltern Vortrags willen, ihnen selbst in den Mund; nicht, als ob sie wirklich alles, mit dieser Fülle, in dieser Verbindung selbst gesagt hätten, sondern weil es ohngefähr das Wesentlichste von allem, was sie wirklich gesagt haben, ausmacht.

Den Unterschied zwischen einer wirklich dramatischen Erzehlung, und einer solchen, die es nicht ist, kann ich nicht besser als durch ein Beyspiel aus dem Moliere erläutern. Man hatte seiner Weiberschule den Vorwurf gemacht, daß sie leer an Handlung wäre, und nichts als Erzehlung enthielte. Moliere antwortete hierauf in einem andern kleinen Stücke unter der Person des Dorante: *) Les recits eux-mêmes y sont des actions, suivant la constitution du sujet, d'autant plus qu'ils sont tous faits innocemment, ces recits, à la personne interessée, qui par là entre à tous coups dans une confusion à rejouir les spectateurs, et prend à chaque nouvelle toutes les mesures, qu'il peut, pour se parer du malheur, qu'il craint. Lessing gibt Molieren, wie billig, Recht, aber allein aus dem ersten Grunde, weil Arnolph durch die Erzehlungen des Horaz in so mancherley Leidenschaften gesetzt wird, die uns zu lachen machen; nicht aus dem letztern, den ich doch für weit treffender halte. Hier ist die Stelle: **) „Es ist bloße Wortklauberey, den Erzehlungen in diesem Stücke den Nah-

*) Critique de l'Ecole des Femmes. Sc. VI. nicht gar weit vom Ende.

**) Hamb. Dramat. 2ter Th. St. LIII.

„men der Handlung streitig zu machen. Denn es „kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, wel„che erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen „diese Vorfälle auf den betrogenen Alten machen, „wenn er sie erfährt. Das Lächerliche dieses Alten „wollte Moliere vornehmlich schildern; ihn müssen „wir also vornehmlich sehen, wie er sich bey dem „Umfalle, der ihm droht, gebährdet; und dieses „hätten wir so gut nicht gesehen, wenn der Dichter „das, was er erzehlen läßt, vor unsern Augen hätte „vorgehen lassen, und das, was er vorgehen läßt, „dafür hätte erzehlen lassen. Der Verdruß, den „Arnolph empfindet; der Zwang, den er sich an„thut, diesen Verdruß zu verbergen, der höhnische „Ton, den er annimmt, wenn er den weitern „Progressen des Horaz nun vorgebauet zu haben „glaubt; das Erstaunen, die stille Wuth, in der „wir ihn sehen, wenn er vernimmt, daß Horaz „demohnerachtet sein Ziel glücklich verfolge: das „sind Handlungen, und weit komischere Handlun„gen, als alles, was außer der Scene vorgeht. „Selbst in der Erzehlung der Agnesse, von ihrer „mit dem Horaz gemachten Bekanntschaft, ist mehr „Handlung, als wir finden würden, wenn wir „diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich ma„chen sähen. — Also, anstatt von der Frauen„schule (mit dem Herrn von Voltäre) zu sa„gen, daß alles darinn Handlung scheine, obgleich „alles nur Erzehlung sey, glaube ich mit mehre„rem Rechte sagen zu können; daß alles Hand„lung darinnen sey, obgleich alles nur Erzehlung

„scheine.“ — — Dieser Ausspruch an sich selbst ist richtig, und Voltäre hat sichtbar Unrecht; ob aber Lessing ihm sein Unrecht bis zur völligen Befriedigung gezeigt habe, möcht ich bezweifeln. Er hat ihm, deucht mir, nicht viel mehr bewiesen, als daß die Erzehlung komischer sey, als die Handlung seyn würde; eine Sache, die Voltäre nicht läugnen wird; aber er hätte ihm beweisen sollen, die komischere Erzehlung sey wirklich mehr Handlung, als die erzehlte Handlung selbst. Und daß dieses sey, möchte sich weit eher aus dem ergeben, was Moliere noch hinzusetzt: Arnolph nehmlich nimmt bey jeder Zeitung, die er hört, alle nur mögliche Maaßregeln, um das Unglück, was ihm droht, von sich abzuwenden. Aber diese Maaßregeln sind nicht nur unnütz; sie dienen so gar, die Liebe im Herzen der Agnes erst völlig zu entwickeln, und den Horaz seinem Zweck auf einmahl näher zu bringen. Eben das, und nichts anders, macht, daß diese Erzehlungen Handlung, daß sie nothwendige Glieder in der Kette der Begebenheiten sind. Wäre es weiter nichts, als daß Arnolph von dem Vorgegangenen so oder anders gerührt würde, so könnte man sich nicht besser ausdrücken, als es Voltäre gethan hat: die Erzehlungen nehmlich schienen Handlung, es würden Leidenschaften empört, die ein Bestreben, eine Tendenz zur Wirksamkeit enthielten; wir erwarteten alle Augenblicke, daß sie ausbrechen, und die wichtigsten Veränderungen hervorbringen würden: aber die Wirksamkeit selbst

bliebe aus; die Leidenschaften hielten sich in Arnolphs Seele verschlossen, und die Sache ginge eben den Gang, den sie auch ohne sie würde gegangen seyn; kurz, die scheinbare Handlung wäre Erzählung. Man denke sich nur den Arnolph in ein Gefängniß eingesperrt, ohne das mindeste Vermögen, den Entwürfen des Horaz entgegen zu arbeiten, von keinem als nur von ihm besucht, und mit jenen lustigen Erzehlungen, die ihm so wehe thun, unterhalten; man nehme an, daß die Scenen verändert blieben, wie sie jetzt sind: so würden sie nun immer noch komisch, immer noch lebendig und unterhaltend seyn, aber an Handlung wäre nicht mehr zu denken. — Ich weiß sehr wohl, das man das Wesentliche des Lustspiels nicht in die Reihe der Begebenheiten, sondern in die Entwickelung des Charakters setzt; aber beyde Dinge bleiben demohngeachtet verschieden, und nicht alles, was den Charakter zu entwickeln dient, ist darum auch Handlung.

Außer der zufälligen Vermischung der Formen, von der ich bisher geredet habe, giebt es noch eine andere der Handlungen selbst. Die Veränderung des innern Zustandes ist zugleich unmittelbar eine Veränderung des äußern, und umgekehrt, die Veränderung des äußern, zugleich unmittelbar eine Veränderung des innern Zustandes. Dieses bringt besonders in den philosophischen Gesprächen einen Unterschied hervor, den jedermann muß bemerkt haben. In einigen derselben herrscht bloß das philosophische Interesse, und das Räsonnement ist

weiter nichts, als eine Situation für den Geist; in andern herrscht außer dem philosophischen noch ein persönliches Interesse, und das Räsonnement ist zugleich Situation für den Menschen.

Ueberhaupt möchte man in dieser Absicht dreyerley philosophische Gespräche unterscheiden können. Einige derselben sind durchaus und rein philosophisch; es ist darinn den Personen um nichts, als um die Erkenntniß einer Wahrheit zu thun; sie treten bloß unter einem allgemeinen Charakter ihres Verstandes auf, als von dem und dem Grade der Fähigkeiten, mit den und den vorläufigen Begriffen, aus der und der philosophischen Schule. In andern hängt der philosophische Charakter der Personen, mit ihrem allgemeinen sittlichen zusammen; die Grundsätze ihres Kopfs sind mit Neigungen und Leidenschaften ihres Herzens so verwickelt, daß wir immer von einem den Grund in dem andern finden; ihr ganzes Verfahren, ihr ganzer Ton im Philosophiren lehrt uns das Innerste ihres Charakters kennen. Diese zweyte Art, wenn alles Uebrige gleich ist, hat schon weit mehr Interesse. Indessen sind beyde, nach dem Begriffe, den ich oben bey Eintheilung der Handlung gegeben habe, noch unvermischt philosophisch. Endlich ist in noch andern das dramatische Interesse mit dem philosophischen aufs genaueste verknüpft; es ist an dem Ausgange des Räsonnements dem Ehrgeitze, dem Eigennutze der Personen gelegen; es kömmt auf Demüthigung ihres Stolzes, auf Entlarvung ihrer Heucheley, auf Beschämung ihrer Wollust, ihres Geitzes, ihres Betruges, ih-

rer Unschicklichkeit an; sie haben, wenn sie gewinnen, Ehre, wenn sie verlieren, nichts als Schimpf und Schande, und oft noch den Verlust anderer wichtiger Vortheile zu erwarten. Daher mischen sich nun so mancherley Leidenschaften ins Spiel, die sonst nur auf der Bühne erscheinen; auch ist mit dem Interesse der Personen das Interesse des Zuschauers zwiefach; er erwärmt sich nicht allein für oder wider die Sache; auch für oder wider die Person, die sie führt: nicht bloß die Entdeckung der Wahrheit macht ihm Vergnügen; auch der gedemüthigte Stolz, auch die entlarvte Heucheley, auch die beschämte Wollust, auch der bloßgestellte niedrige Eigennutz. So sind zum Theil die Gespräche des Sokrates mit den Sophisten beschaffen. Es ist ein wahres Fest für den Geist, wenn dieser eben so vortrefliche Mann, als Denker, einen aufgeblasenen Sophisten in Gegenwart der Athenienser faßt, daß er Stand halten muß, und dann die bescheidne Weisheit über die prahlende Thorheit, die uneigennützige Wahrheitsliebe über den lohnsüchtigen Betrug ihren glorreichen Sieg erhält.

Eine andere Vermischung der Handlungen ist die, wo die eine als ein einzelner Theil in der andern enthalten ist. So kann ein dramatisches Gespräch das erste Glied oder ein Mittelglied des philosophischen seyn, und das philosophische Gespräch kann ein Theil des dramatischen werden. Man führe nehmlich Personen ein, die nicht immer nur hingehn, wohin sie Leidenschaft und jetziger Eindruck treiben, sondern die nach Grundsätzen

handeln, oder denen diese Grundsätze nur eindringend genug dürfen vorgestellt werden, damit sie anders handeln; man mache sie über die Wahrheit oder Allgemeinheit dieser Grundsätze zweifelhaft, es sey aus wirklichen Gründen der Vernunft, oder aus bloßen Scheingründen einer Leidenschaft, die gerne die Vernunft in ihr Interesse zöge: so hat man nun philosophische Gespräche im Drama; wo um eines besondern individuellen Falls willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird. Selbstgespräche sind es, wenn die Person sich durch ihre bloß eigene Einsicht zu überzeugen sucht; Scenen, wenn die Uiberzeugung durch Hülfe der Einsichten eines andern entsteht. Von jener Art Auftritte ist der so sehr und mit so großem Rechte bewunderte Monolog des Hamlet über den Selbstmord, dem man in der komischen Gattung einen andern über die Ehre, welchen Fallstaff hält, entgegen setzen könnte. Dergleichen Scenen, wenn sie mit Shakespearschem Geiste bearbeitet werden, haben immer einen ausnehmenden Werth; theils wegen des lebendigen Interesse, das die Person an der Wahrheit nimmt, theils wegen des hellen Lichts, worin oft die Wahrheit durch das Eigenthümliche der Situationen gestellt wird. — Aber auch hier gilt wieder die Anmerkung: daß philosophisches Gespräch im Drama ganz etwas anders ist, als in wirklichen philosophischen Dialogen. Es wird alles mehr auf den wirklichen vorhabenden Fall gerichtet; der Ton ist wegen des erhöheten Interesse feuriger, forteilender, stärker: und was Quintilian den Rednern sagt,

daß sie nicht so spitzfindig, wie die Dialektiker, disputiren sollen, das hat sich der dramatische Schriftsteller vor allen andern zu merken *). — Sulzer **) war auf dem Wege, über alle diese Puncte viel Gutes zu sagen, und es ist zu bedauren, daß er seine Ideen darüber so gar wenig entwickeln wollen.

Man erlaube mir bey dieser Gelegenheit eines Vorwurfs zu erwähnen, den man zuweilen den Monologen viel zu allgemein gemacht hat, als ob sie die Handlung aufhielten. Freylich, wenn sie zu weiter nichts dienen, als in einem übel verbundenen Plane die leeren Zwischenräume zu füllen; wenn sie gleichsam nur die Brücken sind, die dem Schriftsteller von der einen Scene zur andern hinüberhelfen; so ist dieser Vorwurf sehr richtig. Aber es giebt ja Beyspiele genug von bessern Monologen, die in dem Gemüthszustande der Handelnden: und eben dadurch in der ganzen Handlung selbst, eine wichtige Veränderung bewirken. Unser philosophischer und überhaupt jeder räsonnirender Monolog kann beydes seyn, bloße Verbindungs-, oder wirkliche, zum Erfolge mitwirkende Scene. Wird das Räsonnement bloß bey Gelegenheit des vorhergehenden Auftrittes von der zurückbleibenden müßigen Person geführt, so ist der Monolog Episode; — ob eine zulässige? das hängt von Beantwortung der Fra-

*) Inst. Orat. L. V. c. 14.

**) S. allgem. Th. der sch. K. Artik. Gespräch.

gen ab, ob wirklich die Person selbst, und dann, ob der interessirte Zuschauer jetzt die Geduld und die Zeit haben, jene, das Räsonnement zu führen, dieser, es anzuhören? Ist aber der Person an dem Ausschlage des Räsonnements um der Folge willen gelegen; sind ihre nachherigen Schritte nun wirklich anders, als sie ohne den Monolog würden gewesen seyn, oder geschehen sie wenigstens, wegen veränderter Fassung der Seele, auf eine ganz andere Art, und ist diese andere Art von wirklichem Einfluß: so ist alsdann der Monolog ein nothwendiges untrennbares Glied der Kette, ohne das kein Zusammenhang wäre, und das also nicht bloß einem andern Gliede als Zierrath neben angehängt worden.

Eben diese Anmerkung läßt sich auch auf die mehr pathetischen Monologen anwenden, worinn eine Person nur ihrem Herzen Luft zu machen, und alle die Empfindungen auszuströmen sucht, die durch Veranlassung der vorhergehenden Situationenen in ihr rege geworden. Wenn weiter nichts dabey herauskömmt, als daß sie das Herz erledigen, so sind freylich diese affektvollen Auftritte wieder nichts als episodische Auswüchse, die indessen an ihrer rechten Stelle sehr gut, und wenn nur die Imagination darinn nicht zu wild, zu hochfahrend, zu prächtig wird, nicht zu lyrisch von der jetzigen wirklichen Situation abschweift, sehr schön seyn können. Gesetzt aber, daß der Grad der Leidenschaft durch diese Art von Befriedigung abnimmt: gesetzt, daß er durch die nähere Betrach-

tung des Gegenstandes während dem Reden anschwillt; gesetzt, daß irgend sonst eine Veränderung dadurch zu Stande kommt, die andre Entschlüsse, eine andere Art des Verfahrens zur Folge hat: so gehört wiederum der Monolog als ein wesentliches Glied in die Reihe. Alles dieses ergiebt sich aus unserm obigen Begriff von der Handlung. — Die am meisten episodischen Monologen sind zugleich die unnatürlichsten und uninteressantesten; die, wo die Person sich selbst eine Erzählung oder eine Beschreibung vorsagt, bloß aus Gefälligkeit gegen den zu ungeschickten oder zu bequemen Dichter, um ihm die Mühe einer bessern Exposition zu ersparen.

Eine vollständige Classification der Werke zu versuchen, die durch Mischung und Verbindung der oben angegebenen beyden Arten von Handlung möglich sind, schreckt mich Diderot durch die zweyte der schönen Erzählungen ab, die Geßner dem fünften Theile seiner Schriften beygefügt hat*). Die Idee zu dieser Erzählung, oder vielmehr zu diesem philosophischen Gespräche, ist so originell, daß vor dem wirklichen Daseyn dieses Werkes wohl schwerlich jemand auf eine solche Verbindung der Gattungen gefallen wäre. Ich nenne das Werk philosophisches Gespräch; denn unmöglich kann es bloßes satyrisches oder moralisches Charaktergemälde seyn, und viel weniger noch ein Drama. Das Schicksal der Personen interessirt darinn lange nicht so sehr, als die aufgeworfene Frage; auch hat der Verfasser seinen ganzen Plan nur auf diese Frage hingerichtet. Alle die Scenen, die er zusammen bringt, machen nur in sofern ein Ganzes, als in allen dieselbige Schwierigkeit wieder kommt; unter sich selbst stehen sie in gar keiner Verbindung. Auch werden

*) Die Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern.

wir, zum sichern Beweise, daß es dem Verfasser weit weniger um Beschäftigung unsers Herzens als unsers Verstandes zu thun war, über das Schicksal der meisten darinn vorkommenden Personen in völliger Ungewißheit gelassen.

Nun aber vergleiche man diese neue Art philosophischer Dialogen mit den Werken der Alten oder derjenigen Neuern, die ihnen nachgeahmt haben; und welchen wesentlichen Unterschied wird man finden! die letztere hat Quintilian sehr richtig so charakterisirt: Illi homines docti, et inter doctos verum quaerentes, minutius et scrupulosius scrutantur omnia, et ad liquidum confessumque perducunt; ut qui sibi et inveniendi et judicandi vindicent partes *). Aber nichts von dem Allen findet sich in dieser Diderotschen Unterredung. Wir haben darin nur einen einzigen hominem doctum; der ist Diderot selbst; und dieser scheint von seiner Gelehrsamkeit keinen großen Gebrauch zu machen; auch kann er das nicht wohl, ohne den Pedanten zu spielen. Die übrigen Personen sind: ein alter Hammerschmidt, von viel gesunder Vernunft, aber darum noch lange kein Philosoph; ein gutes ehrliches Mädchen, das für Recht und Unrecht Gefühl hat, aber keine Vernunftschlüsse, ihr Gefühl zu vertheidigen; ein gewissenhafter, aber noch mehr eigennütziger Hutmacher; ein Arzt, der sein philosophisches Collegium, wenn er je eins gehört, schon längst scheint vergessen zu haben; ein Mathematiker, der an nichts als Zahlen und Dreyecke denkt,

*) Instit. L. V. c. 14. 27. Ed. Gesn. p. 261.

und endlich — was in Absicht auf Philosophie noch weit weniger sagen will — ein frommer Abbe und ein wohlgemästeter Prior. An scharfsinnige tiefe Untersuchung der Wahrheit ist hier gar nicht zu denken. Keiner von allen, ausser Diderot der Sohn, wäre dazu fähig; aber der eine Theil der Anwesenden würde ihn nicht verstehen, der andere nicht aushören; und so thut er ganz recht, daß er nur Gründe im Ganzen hinwirft, ohne bis zu den ersten Begriffen zurückzugehen. Daher gibt denn auch Keiner von allen nach; jeder bleibt, wie fast immer bey solchen Streitigkeiten, auf seiner Meynung, und der Leser muß am Ende die Entscheidung selbst übernehmen, wenn ihm an der Streitfrage gelegen ist.

Folglich, könnte man sagen, ist das Werk ein Zwittergeschöpf, das zu gar keiner Gattung gehört? ein Unding, ohne Zweck in der Anlage und ohne Geschmack in der Ausführung: Das wäre allerdings die schnellste Art, damit fertig zu werden, wenn es sich nur erweisen ließe, daß in der bisherigen Classification der Werke alle Gattungen ganz erschöpft wären. Aber wenn der Naturkenner eine Pflanze oder ein Insect findet, das noch von keinem Linnäus beschrieben worden; soll er darum gleich ausrufen: diese Pflanze ist ein Mißgeschöpf? dieses Insect ist ein Unding? Jene hat aber ihre Wurzel, ihre Blätter und ihren Samen; dieses hat seine Organisation, seine Bewegung, sein Leben: und wenn sie also noch keinen Nahmen haben, was folgt daraus? Nichts, als daß sie einen erhalten müssen.

Eben so, wenn ein Werk des Geschmacks erscheint, das man unter keine der schon bekannten Classen zu bringen weiß, soll man es darum sogleich verwerfen. Es rührt aber, gefällt, unterrichtet, befriedigt; und so hat es ja alles, was es haben muß, um kein Mißgeschöpf, kein poetisches Ungeheuer zu seyn. Man untersuche also seine Natur, und gebe ihm seinen Nahmen, oder wenn man das nicht will, so spreche man ihm wenigstens sein Wesen, seine ihm eigene Vollkommenheit und Güte nicht ab! — Daß andre Gattungen besser sind, weil sie höhere Zwecke erreichen, kann seyn: aber auch die Producte der Natur sind an Vollkommenheit unendlich verschieden, und doch ist jedes gut und vollkommen, wenn es nur alles das ist, was es als so ein Ding gerade seyn soll.

Der eigene Charakter unsers Diderotschen Dialogen möchte schwerlich besser zu bestimmen seyn, als wenn man ihn mit den Theaterstücken vergleicht, die bey den Franzosen Pieces a tiroir heißen. „Diese Stücke bestehen aus lauter episodischen Auftritten, die unter sich keine Verbindung haben, oder „nur aufs höchste vermöge einer kleinen Intrigue, „die sich durch sie hinschlingt, zusammen hängen“ *). Dergleichen Stücke haben ihren Zweck, der sehr gut ist, uns einen Charakter in verschiedenen Situationen, von seinen verschiednen Seiten zu zeigen: und wenn sie diesem Zwecke Genüge thun, wenn die kleinen Handlungen, die darinn zu einem Gemälde verbunden werden, wirklich alle zu diesem

*) Theater des Herrn Diderot. 2. Th.

Zwecke arbeiten, und aus ihrer aller Verbindung das vollständige, helle Bild eines merkwürdigen Charakters wirklich hervortritt, so haben sie alle die Vollkommenheit und Güte, deren sie fähig sind. Vielleicht sind sie unendlich geringer, als andre Stücke, aber in ihrer Art eben so vortrefflich, als das beste einer vortreflichern Gattung in der seinigen. Und wie, wenn nun das Diderotsche Gespräch ein solches Stück in der Gattung der philosophischen Dialogen wäre? wie, wenn es wegen eigenthümlicher Beschaffenheit der Hauptgattung, wovon es Unterart ist, noch etwas mehr zu bedeuten hätte, als jene Stücke auf dem Theater bedeuten? Ich will mich näher erklären.

Was in der einen Art Werke der Charakter ist, das ist in der andern die philosophische Frage. Dort werden Situationen aufgesucht, in welchen sich der Charakter anders und anders entwickelt; hier particuläre Fälle, die in die Frage andre und andre Bestimmungen bringen. Dort gehören alle verschiednen Seiten zur Einsicht des ganzen Charakters: hier alle verschiednen Bestimmungen zur Einsicht der ganzen Frage. Dort schlingt sich durch die Scenen eine kleine Intrigue; hier ein unausgeführter Diskurs, in welchem Gründe für und wider angegeben, aber nichts bis zu voller Deutlichkeit entwickelt, nichts bis zu voller Befriedigung durchgesetzt wird. Die Regel beyder Arten von Werken liegen schon selbst in ihrem Begriffe. Ein bedeutender Charakter; eine bedeutende Frage. Jede neue Scene zur Entwickelung des Charakters ge-

hörig; jede neue Bestimmung zur Entscheidung der Frage gehörig. Erschöpfung der wichtigsten Züge des Charakters; Erschöpfung der wichtigsten Entscheidungsgründe der Frage. Jede Situation so interessant und belebt, als möglich; jeder particuläre Fall so einleuchtend nnd treffend, als möglich. Keine zwey Scenen, die den Charakter nur von einerley Seite zeigten; keine zwey Fälle, die nur einerley Gesichtspunct enthielten. — Je mehr ein Werk diesen Forderungen Genüge thut, desto vollkommner wird es seyn, je weniger, desto unvollkommner.

Ohne noch fürs erste auf das Beyspiel zu sehen, das Diderot von dieser Gattung gegeben hat, will ich die Idee derselben nur im Allgemeinen betrachten. Sie gefällt mir gar sehr, und ich wünschte darin der Werke eben so viel, als ich der ähnlichen auf dem Theater weniger wünschte.

Der Philosoph, wenn er in der Gegend der abstrakten Begriffe glücklich fortkommen will, muß allemahl vom Individuellen ausgehen und sich nie tiefer ins Labyrinth begeben, als der Faden der Erfahrung reicht, den er am Eingange befestiget hatte. Wer sich in seinem öden Zimmer, von Natur und Menschen abgesondert, bey ein paar trocknen Metaphysikern einsperrt, der müßte sehr glücklich seyn, wenn er einmahl eine brauchbare Wahrheit ertappte; Irrthümer, Ungereimtheiten, unnütze Wortkrämerey wird er uns geben, aber keine wahre brauchbare Philosophie. — Wenn denn aber alles auf Facta, auf Erfahrung ankommt, so kann

es unmöglich gleichgültig seyn, von welchen Factis die Untersuchung ausgeht, oder wie die Erkenntniß des Philosophen davon beschaffen ist. Die eine Erfahrung enthält weit mehr, als die andere; enthält dieses Mehrere weit deutlicher, lebhafter, bestimmter, als die andere. Das wohlgefaßte, in vollem Licht erkannte Factum bringt auch mehr Licht, mehr Bestimmung ins Räsonnement; das schiefgefaßte, dunkel und halb erkannte macht auch das Räsonnement dunkel, ungewiß, schwankend. Die unglücklichen Stunden des philosophischen Genies sind die, wo das Gedächtniß nur Wörter, die Imagination keine Bilder hat, oder doch nicht die rechten, lebhaftern Bilder; die glücklichen, die, wo die willige Imagination alles das Beste aus ihrem Vorrathe hergibt, was die Vernunft ihr abfordert. Dem Philosophen ist daher unendlich angewählten, ausführlichen, deutlich vorgetragenen Beobachtungen gelegen; und wer sie ihm gibt, leistet ihm den wichtigsten Dienst von der Welt. — Er gibt ihm das, worauf die ganze Begierde seines Geistes gerichtet ist: ausgesuchten und wohlzugerichteten Stoff zum Denken.

Aber alles Räsonnement geht aufs allgemeine; mit einem, zwey Factis wird die Vernunft nicht wohl auskommen. Also damit das Räsonnement nicht einseitig werde, verlangt der Philosoph ihrer mehrere; und wie müssen die seyn, wenn sie ihm nützen sollen? Verschieden! Je ähnlicher sie sind, desto minder unterrichten sie ihn; desto mehr läuft er Gefahr, der ganzen Gattung zuzusprechen,

was nur von der Art gilt, das Wesentliche mit dem Zufälligen zu verwechseln, die allgemeine Frage zu entscheiden, wie nur die besondere sollte entschieden werden. Doch die starken auffallenden Unterschiede entwischen schon dem aufmerksamen Philosophen nicht so leicht; also mit denjenigen Erfahrungen wird ihm hauptsächlich gedient seyn, wo ihm auch die feinern, verstecktern aufgedecket werden. Dann werde er noch an die verschiedenen Meinungen erinnert, welche über die vorhabende Frage aufgekommen oder möglich sind; er werde an die wichtigsten Beweisgründe, an die wichtigsten Einwürfe erinnert; und er hat Alles, was er zur Vollendung seines Räsonnements nur wünschen kann; er wird das Ohr gegen den Philosophen und den Blick auf die vorgelegten Facta gerichtet, ohne Schwierigkeit ausmachen können, was wahr, was falsch, was zu allgemein, was zu eingeschränkt geurtheilt ist; und so wird er durch alle verschiedenen Meinungen und Zweifel sich glücklich zur Gewißheit, zur höchsten Wahrscheinlichkeit, zum Rathsamsten und Klügsten, nachdem nun der Fall ist, hindurch finden.

Ein Werk also, wie davon das Diderotsche die Idee gibt, das dem Philosophen eine Auswahl der merkwürdigsten, ins frappanteste Licht gestellten, hinlänglichen Erfahrungen und Fälle liefert, die zum glücklichen Erfolg einer gewissen Untersuchung nöthig sind; ein Werk, das ihm gleichsam seine ganze Werkstätte aufs bequemste zusammen baut, ihm alle Instrumente zu seinem Lieblingsge-

schäfte in die Hand gibt; das ihm einen ganzen Reichthum von Ideen vorhält und ihm die Wohllust nicht wegnimmt, sich diese Ideen selbst völlig aufzuklären, zu verbinden, zu ordnen, Schlüße und Folgen herauszuziehen; so ein Werk muß ihm äußerst willkommen, muß für ihn höchstinteressant seyn. —

So erschien mir diese Gattung, indem ich sie nach ihrer Brauchbarkeit für den denkenden Philosophen ansah: aber es gibt noch einen andern nicht minder interessanten Gesichtspunkt; und wie erscheint sie in diesem? Wie wird sie dem Leser von Geschmack gefallen? Dem Manne, der sich nicht mag unterrichten lassen, ohne zugleich vergnügt zu werden?

Besser, sollt ich meynen, als die Gattung der eigentlichen philosophischen Gespräche; denn diese hier ist weit dichterischer. In jenen muß die Materie und der Gang der Untersuchung, müssen Umstände und Charaktere schon mit großer Freyheit gewählt seyn, wenn das Werk nicht in seinen meisten Theilen das poetische Interesse verlieren, und nur das philosophische behalten soll. Im Platon gibt es dergleichen, die auch den wohllüstigsten Leser fesseln können; unter den Neuern wird es deren nur selten geben. Das Räsonnement ist hier metaphysischer, spitzfindiger; wo sich Sokrates mit Analogien behalf, da hohlen die Neuern ihre Schlüße aus den ersten Begriffen hervor. Aber erste Begriffe sind trocken; haben keine Schönheit, kein Leben mehr; auch verlängert sich nun die Kette

der Schlüße: die methodische Ordnung, worin sie sich am leichtesten übersehen ließen, wird durch die Form des Dialoges zerstört; man hat die größte Aufmerksamkeit nöthig, um nur den Faden nicht zu verlieren: und diese Aufmerksamkeit; wer ist ihrer fähig oder wer wird sie anwenden wollen, als der Philosoph von Handwerk, der eben im Denken und Räsonniren seine Wohllust findet? Hier hingegen sind es Erfahrungen, Facta, wirkliche individuelle Fälle, die man uns vorlegt; es ist mehr Mannigfaltigkeit, mehr Leben in Sachen und Ausdruck möglich; das Herz wird zugleich mit dem Verstande beschäftigt; wir sind uns bey unsrer Aufmerksamkeit keiner Anstrengung bewußt; wir werden durch die Anmuth der Lectüre mit fortgerissen. Der Unterricht, den man uns gibt, geschieht weniger durch Vernunftschlüße, als durch Anblick und Eindruck; durch das helle Licht, worin der Schriftsteller seine Facta gesetzt hat. So ein Lehrgedicht, sollt ich denken, wäre mehr Gedicht, als die meisten der poetischen Abhandlungen oder Maximensammlungen, die man uns unter diesem Nahmen gegeben hat.

In dieser Betrachtung nun würd ich von einem solchen Werke folgendes fodern: Einen allgemein interessanten Inhalt; Wahrheiten aus der Philosophie des Lebens, über die für jeden der Unterricht wichtig und das zwischen die Facta eingewebte Räsonnement faßlich ist; Wahrheiten, die den großen Vortheil haben, daß sie durch die Charakterschilderungen, die sie herbeyführen, unsere

Kenntniß des Menschen vermehren, besonders in Absicht der geheimen Verbindung, die zwischen dem Verstande und dem Herzen Statt findet und deren Erkenntniß immer so interessant, so lehrreich, so bessernd ist. Ferner müßte der Schriftsteller uns zu täuschen wissen; er müßte die Kunst verstehen, alle die einzelnen Fälle, an denen zur völligen Einsicht der Wahrheit gelegen ist, so in Einen Plan zu sammeln, daß ihrer aller Verbindung nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich wäre. In Hinsicht auf diese Kunst ist das Werk von Diderot Muster. Die Erzählung des alten schon schwachen Vaters, der mit seinen Kindern des Abends am Camine sitzt und gern mit ihnen plaudern will, kommt so natürlich herbey: zu dem alten schwachen Mannne kommt sein Arzt — denn wer sollte wohl eher kommen? — und das führt dann auf ein anderes Factum, wovon es ganz natürlich die Rede gibt. Nachdem der Arzt weg ist, unterbricht der Hutmacher das Gespräch, der sich in seinem Anliegen wohl bey keinem andern, als bey dem klügsten und erfahrensten Manne des Ortes Raths erhohlen kann, und zum Glücke ist sein Anliegen wieder zur Streitfrage gehörig. Ein wenig wunderbar! wird man sagen, aber doch wirklich nichts wunderbarer, als man sichs ohngefähr von jedem Plane muß gefallen lassen und auch gern gefallen läßt. Endlich das Factum, das der leichtsinnige Prior erzählt: wie natürlich wird er darauf durch die vorhabende Unterredung gebracht! Und wer wirds denn auch dem Verfasser verdenken, daß er

uns zuletzt noch mit einer jungen lebhaften Frau in Gesellschaft bringt, deren Geschichte mit dem vorhin geführten Streite in einer neuen obgleich feinern Verbindung steht? — So die Zusammenordnung der verschiednen Fälle zu Einem Plan: die Wahl der Unterredner, die nun über diese Fälle ihr Urtheil sprechen, ist eben so glücklich. Alle sind verschieden gestimmt; bey allen sehen wir, wie die Gründe ihrer Entscheidung mehr noch in ihnen selbst als in der Materie liegen; wir sehen, wie ihre Grundsätze mit ihrem Charakter, Stande, Interesse zusammenhangen; und so wird es uns leicht, das Falsche vom Wahren zu sondern, indem wir noch überhaupt die Klugheit lernen, dem Räsonnement der Menschen bis ins Innerste ihrer Herzen nachzuspüren und uns vor Irrthum und Verführung zu hüten.

Was mir in dieser Absicht an dem Diderotschen Werke mißfällt, ist dieß: es befriediget nicht; es hat Anfang und Mittel, aber kein Ende. Von allen Meinungen nimmt sich keine so durch Billigkeit und Mäßigung aus, daß wir sie ohne Bedenken den übrigen vorzögen; keine der Partheyen ist so ruhig, so von Vorutheilen uneingenommen, daß wir volles Vertrauen zu ihr gewönnen. Hat Diderot der Vater Recht, so hat Pater Bouin Recht, und das kann schwerlich seyn; hat Diderot der Sohn Recht, so kann ers doch auch nicht ohne Einschränkung haben; denn er treibt die Sache zu weit, zeigt sich zu sehr als Enthusiasten. Wir wissen also nach geendigter Lectüre nicht, wor-

an wir sind; wir befinden uns in der peinlichen Lage jenes Tonkünstlers *), dem seine leichtfertige Frau mitten in der Dissonanz vom Claviere lief, und der bey allem seinen podagrischen Schmerz vom Stuhl mußte, um sie zu lösen. Das letzte Wort, das der Alte dem Sohn ins Ohr sagt. „Es wür„de mich nicht verdrüßen, wenn in der Stadt zwey „oder drey dergleichen Bürger wären, wie du; „aber ich möchte nicht darin leben, wenn sie alle „so dächten:" dieses Wort scheint die Entscheidung angeben zu sollen: aber sie ist zu dunkel darin enthalten; man bleibt zu ungewiß, ob man den wahren Sinn getroffen; ihre Richtigkeit ist aus dem Vorhergehenden nicht einleuchtend genug.

Zwar, wenn Diderot bloß für den Philosophen schrieb: so hätte dieser Einwurf nicht viel zu sagen. Mein Werk, könnte er sagen, gehöret zur Gattung der bloß versuchenden Dialogen (περι αξιωσι), worin man die Meditation nur anfängt, die Wahrheiten nur gleichsam sondirt; es ist mir schon recht, wenn der Denker in jene halbpeinliche, halbangenehme Unbehäglichkeit geräth, die ihn selbst an das Instrument zieht, das ich eben darum verlassen hatte. Schrieb aber Diderot für die Welt — und er mußte voraussetzen, daß die Welt einen so interessanten Aufsatz nicht würde ungelesen lassen — so hatte er aus einem zwiefachen Grunde Unrecht: Zuerst, weil ohne Vollendung keine Befriedigung ist, und nicht jeder das

*) Sebastian Bachs.

Instrument verstehen möchte, von dem er fortläuft; Zweytens, weil er die Leser über eine Materie in Ungewißheit stürzt, die so nahe mit Rechtschaffenheit und Tugend verwandt ist. In andern Materien mag es gut seyn, die Menschen zu Skeptikern zu machen; aber doch wohl schwerlich in dieser? Er hätte also bey sich selbst zur Gewißheit kommen, und dann eine seiner Personen durch philosophische Kaltblütigkeit und überwiegende Einsicht so vor den übrigen auszeichnen, ihren Gründen und Entscheidungen so viel einleuchtende Wahrheit, ihrem Tone so viel Sicherheit und Stärke geben sollen, daß der Leser keinen Augenblick wegen der Parthey, die er zu ergreifen hätte, wäre ungewiß gelassen worden.

„Es wäre der Mühe wohl werth, sagt Sulzer „*), daß jemand den eigentlichen Charakter des „Gesprächs, den sich dazu vorzüglich schickenden „Inhalt, und dann den besten Vortrag desselben „besonders untersuchte." Ich wünschte, daß Sulzer diese Arbeit selbst übernommen hätte, da er ihr ohne Zweifel besser, als ich, gewachsen war: indessen will ich hier wenigstens einen Versuch über

*) Artikel Gespräche am angef. Orte.

die wesentlichsten Unterschiede beyder Formen, des Gesprächs und der Erzählung wagen, und wenn es mir damit nicht glücken sollte, wie Charmides beym Platon *) denken: Ich habe wenigstens meine Kräfte geübt, ich habe gerungen, und das ist mir genug!

Alle Eigenthümlichkeiten des Gesprächs und der Erzählung ergeben sich aus dem ersten Hauptunterschiede derselben. In der Erzählung ist die Handlung bereits geschehen; in dem Gespräch geschieht sie eben jetzt im gegenwärtigen Augenblicke: dort gibt uns ein Zeuge Nachricht davon, der also auf seine Zuhörer Rücksicht nimmt, und einen gewissen Zweck hat, zu dem er erzählt; hier kommen wir gleichsam nur zufälliger Weise hinzu, und die redenden Personen wissen durchaus von keinem andern Zeugen, als von sich selbst, durchaus von keinen andern Absichten, als die sie selbst unter einander durchsetzen wollen.

Die Spuren der Vergangenheit lassen sich in der Erzählung durchaus nicht vertilgen; selbst nicht da, wo der Erzähler von sich selbst, und in der gegenwärtigen Zeit spricht; viel weniger, wo er in der vergangenen Zeit oder von einer dritten Person redet. Er muß doch immer, auch in jenem Falle, von den übrigen, mit denen er zu thun hat, in der dritten sprechen; er muß doch immer ihre Reden, so lange er aus dem Ton des Erzählers nicht heraus geht, an seine eigenen hängen. Führt er sie

*) In Theage.

selbstredend ein; ja führt er seine eigene Person so ein, indem er sich aus der gegenwärtigen in die vergangene Zeit zurücksetzt: so ist er nicht mehr Erzähler; er wird auf diesen Augenblick dramatischer Schriftsteller. Der Erzähler kann also zwar der Gegenwart durch verschiedene Stufen näher rücken; er kann der Imagination durch Verwechselung der Zeitfälle, in ihrem Bestreben nach Gegenwart und Anschauen zu Hülfe kommen; aber so ganz kann er sie doch nie in die Wirklichkeit hineinsetzen, als der Dialogist, bey welchem Alles Gegenwart, Alles jetziger Augenblick ist. Zu geschweigen, daß der Erzähler, um verstanden zu werden, so Vieles in seiner eigenen Person hinzusagen muß, was der Dialogist schlechterdings dem Anblick selbst überläßt.

Aus diesem ersten Hauptunterschiede ergibt sich sogleich ein zweyter, der von allen der wichtigste ist. Die Erzählung nähmlich kann von dem jedesmahligen Zustande einer handelnden Seele; sie kann auch von dem ganzen genauen Zusammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen nie eine so specielle, vollständige Idee geben, als das Gespräch.

Es ist unglaublich, wie sehr die Seele den Worten einzudrucken, wie sie die Rede gleichsam zu ihrem Spiegel zu machen weiß, worin sich ihre jedesmahlige Gestalt bis auf die feinsten und zärtesten Züge darstellt. Der logische Satz, oder der bloße allgemeine Sinn, aus den Worten herausgezogen, ist immer das Wenigste; die ganze Bil-

dung des Ausdrucks, die uns genau die bestimmte Fassung der Seele bey dem Gedanken zu erkennen gibt, ist Alles. Diese Bildung enthält zuweilen eine solche Menge von Nebenideen, daß man sie einzeln mit aller Mühe nicht anzugeben, und aus einander zu setzen weiß: es gibt Reden im Euripides und Shakespear, die der Erzähler in ganze Bogen; Scenen, die er in ganze Bücher verwandeln müßte, wenn von ihrem Inhalte, von allen den feinsten Ideen, die sie ausdrücken, nichts verloren gehen sollte: und doch würden uns diese Bücher noch immer nicht das liefern, was uns die einzige kleine Scene liefert; denn es würden Schattirungen, es würden Geheimnisse der Verbindung zurückbleiben, die sich schlechterdings von keinem Beschreiber fassen lassen. Die feine Auswahl der Wörter, die zwischen sie eingestreuten Partikeln, die oft in den Gesinnungen der Seele so unendlich viel bestimmen, die Inversionen der Rede, das, was gesagt, und das, was verschwiegen wird, die Verbindungen, die gemacht und die nicht gemacht werden, das plötzliche Abbrechen eines Gedankens, der mannigfaltige richtige Gebrauch der Figuren, der Fall, der Klang, der ganze Zusammenbau der Perioden: — alles dieses gibt erst dem Gedanken seine individuelle Bestimmung, sein Leben: die schlechthin gesagte Idee zeigt uns kaum den Schattenriß, kaum die äußersten Linien von dem Zustande der Seele; die so bestimmt ausgedruckte Idee ist das ausgeführte, lebendige, colorirte Gemählde selbst. Aber dieses alles ist noch

wenig gegen den neuen Reichthum von Nebenideen, den uns ein dialogisches Werk in ganzen weitläuftigen Scenen von dem Zustande einer Seele gibt. Das eigne des Ganges, den die Gedanken nehmen, der bestimmte Ort, wo ein jeder hintritt, die Puncte, wo die Seele einhält, wo sie forteilt, bald mit dieser, bald mit jener Geschwindigkeit forteilt; der mannigfaltige Wechsel von Leidenschaften und Tönen; das geflissentliche Vermeiden der einen Idee, und das öftre Zurückkommen auf eine andere; die große Menge vorhergehender Eindrücke, deren ganze Kraft sich oft in einer einzigen Rede zusammendrängt: und über das alles noch der Ton der Stimme, der Blick, das ganze Gebärdenspiel, das durch die Worte in einer feinen und schnellen Imagination schon mit bestimmt wird: wie weit muß in allen diesen so großen Vortheilen die Erzählung zurückbleiben!

Wenn irgend eine Nation diesen Unterschied recht lebhaft empfinden kann, so muß es die unsrige seyn. Denn in der That hat unsre Sprache wegen ihrer großen Freyheit im Construiren, besonders wegen ihrer Inversionen und ihrer Partikeln, in deren Menge und Feinheit sie vielleicht nur der griechischen nachsteht, die schönste Anlage zum kräftigsten und seelenvollsten Dialog; doch macht auch freylich eben dieß den guten Dialog in ihr schwerer; und ich fürchte, wir werden in dieser Gattung immer weniger Gutes haben, als die übrigen Nationen. In einer Sprache nähmlich, die einer mehrern Bestimmung der Ideen fähig ist, ver-

langt man auch diese mehrere Bestimmung: das will sagen, man verlangt von dem Schriftsteller eine beseeltere, wärmere Einbildungskraft, die sich ihren Gegenstand nach seinen feinsten Nüancen gegenwartig zu machen weiß. Und es besonders aufs Drama anzuwenden, man verlangt ein größeres Genie, das in die ganze eigenthümliche Fassung der Seele, die es an seinen Personen schildern will, tiefer hineindringt.

Aber, wird man mir einwenden, steht denn nicht dem Erzähler die Sprache mit allem ihrem Reichthume, und allen ihren mannichfaltigen Kräften eben so gut, als seinen handelnden Personen, zu Diensten? Ja, sie steht ihm zu Diensten; aber, so lange er Erzähler bleibt, nur zu seinem eigenen Gebrauche, nur um die Gedanken und Empfindungen seiner eigenen Seele auszudrücken. Wenn es ihm also auf Beschreibung der Wirkungen ankömmt, welche die Betrachtung seines Gegenstandes bey ihm selbst hervorbringt; so kann er die freylich mit so viel Reichthum, und so viel Leben machen, als er nur will: aber er wird dann aufhören, Erzähler zu seyn, und Redner oder lyrischer Dichter werden. Er selbst wird in seinem Werke die Hauptperson spielen, seine Handlung verdunkeln, und uns statt der Seelen der darinn verwickelten Personen, von deren Zustande doch einzig die Frage war, seine eigne kennen lehren. Will er dieses nicht, so muß er entweder seine Person stelbstredend einführen; und dann ist er nicht mehr Erzähler; oder er muß die Reden der Personen durch Verbindungsparti-

keln an seine eingenen hängen; aber das zieht unausbleiblich die Einförmigkeit der Construction nach sich, mit deren Mannigfaltigkeit und Freyheit die meisten der oben angeführten Vortheile verloren gehen. Er gibt uns also immer nur die allgemeine Idee von dem jedesmahligen Zustande der Seele, entkleidet von den meisten sie umhüllenden und verstärkenden Nebenideen: oder will er auch diese uns mitgeben, so muß er uns das, was wir dort in einem einzigen Gedanken zusammendachten, hinter einander in einer Reihe einzelner Begriffe zuzählen; das heißt, er muß aus dem lebendigen Gemählden der Seele eine kalte todte Beschreibung machen. Aber fürs erste kömmt hier doch nie der volle Gedanke heraus, wie alles Einzelne im Ganzen bestimmt und verbunden sey; und fürs zweyte geht über der Weitläuftigkeit der Beschreibung die ganze große Wirkung, die sich nun in ihre Elemente zerstückt, verloren.

Es ist mit der Beschreibung der Seele völlig so, wie mit der Beschreibung körperlicher Gegenstände. Der Anblick unterrichtet uns immer unendlich vollständiger, schneller, und um beyder Ursachen willen, auch lebhafter, als die ausführlichste und schönste Beschreibung. Wie ein hohes und lebendiges Colorit der Dichter auch mag gewählt, wie tief er sich auch ins Besondre mag eingelassen haben; so kann er doch immer nur gewisse Seiten des Gegenstandes fassen, immer nur in allgemeinen Ausdrücken von ihnen reden, immer nur eine Imagination, die diese Gegenstände, wenigstens theil-

weise, schon sonst gedacht hat, an sie bloß erinnern, ohne selbst die neue noch nie gehabte Idee in ihr hervorzuzaubern. Will er weiter, so wird er nur allzubald das Unvermögen des Mittels fühlen, auf dessen Gebrauch seine Kunst ihn einschränkt; er wird inne werden, daß die Sprache aus lauter Zeichen allgemeiner Begriffe besteht, und daß er diese allgemeinen Begriffe nur vergebens zusammenhäuft, weil doch immer das Individuelle etwas anders, als eine Summe allgemeiner abstracter Eigenschaften ist. Er muß also nothwendig seines Entzweckes verfehlen, und was noch das schlimmste ist, so muß er, wenn er sich der eigentlichen Wörter bedient, eine Menge trockner abstracter Begriffe häufen, die den Leser ermüden, oder wenn er in Metaphern und Gleichnissen spricht, eine Menge Bilder zusammentragen, deren Aehnlichkeiten mit dem Gegenstande, eben weil sie wieder allgemeine Ideen sind, den Zweck nicht erreichen, und deren beygemischte Verschiedenheiten die Einbildungskraft erst vollends erdrücken. — Eben so dürftig aber, und eben so unvollkommen, wie hier, ist die Sprache auch in Absicht der Veränderungen der Seele, wenn sie solche nicht unmittelbar durch die Rede ausdruckt, sondern zum Gegenstande ihrer Beschreibung macht. Sie hat nur Wörter für die obersten Gattungen und Arten derselben, und muß eine unendliche Menge feiner Nüancen und Nebenbestimmungen unangegeben zurücklassen.

Aus eben den Gründen also, aus welchen man überhaupt die beschreibende Poesie verworfen

hat, und mit eben den Einschränkungen, muß man auch die Beschreibungen der Seele verwerfen. Dort fällt der Dichter dem Mahler; hier der Erzähler dem Dialogisten ins Amt; und was man nicht recht machen kann, das bleibt besser ganz und gar ungemacht. Der Erzähler gehe also, nach der Vorschrift des Aristoteles und dem Beyspiele Homers, sabald es auf Schilderung der Seele ankömmt, ins Dramatische über; oder will er das nicht, so fasse er sich immer nur unbestimmter; es wird ihm zu keinem Vorwurfe gereichen. Er gebe uns immer von jedem Zustande der Seele nur eine allgemeine Idee: „Der König erschrack;" — „der „Vater ward innig gerührt," — „der Krieger ge„rieth in die äußerste Wuth." — Er fasse immer nur eine ganze Reihe von Zuständen und Veränderungen in einen einzigen Zug zusammen: „Sie „versöhnten sich wieder, und wurden Freunde." — „Nach tausend vergeblichen Bemühungen gelang es endlich." — „Alle sein Zureden war umsonst u. s. w." — — Ein genaueres Detail, das im Gespräche so gut thut, wird in der Erzählung eckelhaft und langweilig, weil es hier mit der individuellen Bestimmung der Ideen alle Wärme und alles Leben verliert. Man kann dieses nicht deutlicher als an ausgezogenen Entwürfen dramatischer Stücke sehen, die, wie schön auch an sich selbst das Stück, und wie wohl auch der Auszug gerathen seyn mag, doch immer nur eine unangenehme Lectüre geben.

Dieser Erlaubniß zu generalisiren, wissen sich denn die Erzähler auch sehr wohl, und oft nur allzuwohl

zuwohl zu bedienen. Sie sind selten die großmüthigen Richardsone, die sich zu unserm Vortheil ihrer Freyheit begeben, und sobald nur die Handlung interessant genug wird, den Vorhang aufziehn: sie brauchen nur gar zu gern die Flügel, die ihre Form ihnen ansetzt, und rauschen in einem Augenblick über die dornigsten Gegenden hin, wenn der Dialogist, der immer Schritt vor Schritt auf dem Boden fortschleicht, sich mit tausend Mühe und Arbeit hindurch winden muß. Diderot *) hat bereits diesen Vortheil der Erzählung bemerkt; nur redet er bloß von dem Romandichter, da sich doch sein Ausspruch auf jeden Verfasser erzählender Werke anwenden läßt. „Es ist keine Schwierigkeit zu finden, sagt er, der ein Romanschreiber nicht ausweichen könnte." Er spricht z. E.: „Auf die schweren „Augenlieder, durch den ermatteten Körper eines „Wanderers, fließt süßer nicht der Balsam des „Schlafs, als die schmeichelnden Worte der Göt„tin flossen; doch immer widerstand ihr eine ge„heime Macht, und vereitelte ihre Reitze. — — „Aber Mentor in seinen weisen Vorschlägen unver„änderlich, ließ vergebens in sich dringen; zwar „manchmahl ließ er sie hoffen; als setzten ihn ihre „Fragen in Verlegenheit; doch, wenn sie nun eben „ihre Neugier zu befriedigen glaubte, verschwand „ihre Hoffnung wieder auf einmahl. Was sie fest

*) Von der dramatischen Dichtkunst im 2ten Thl. s. Theaters. S. 229. der Lessing. Uibers.

„zu halten glaubte, war ihr entwischt, und eine „kurze Antwort stürzte sie in ihre erste Ungewißheit „zurück." — Und damit hat sich der Romanschreiber glücklich aus dem Handel gezogen. So schwer aber ein dergleichen Gespräch auszuführen ist, so muß dennoch der dramatische Dichter entweder seinen ganzen Plan verändern, oder die Schwierigkeit überwinden. Welch ein Unterschied zwischen: eine Wirkung beschreiben, und sie hervorbringen!"

Je trockner die Materie ist, um desto eher wird man mir eine kleine Abschweifung erlauben. Was will also Diderot mit dem Ausspruche sagen: der dramatische Dichter müsse seinen ganzen Plan verändern, oder die Schwierigkeit überwinden? Er kann nur zweyerley meinen: entweder, daß er die ganze Handlung verändern muß, so daß die schwierige Scene darin durchaus nicht vorkommt; oder daß er die Handlung in die verschiedenen Acte anders vertheilen muß, so daß die schwierige Scene von ihnen ausgeschlossen bleibt, und entweder hinter die Scene, oder in den Zwischenact fällt.

Jenes ersten Mittels sich zu bedienen, steht jedem dramatischen Dichter frey, sobald er es nur übers Herz bringen kann, seine Arbeit freywillig zu verschlechtern. und sich selbst ein Bekenntniß von der Schwäche seines Genies, oder von seiner Trägheit abzulegen. Das letztere Mittel hingegen steht keinem frey, als bloß dem regelmäßigen, der sich genau an die Einheiten der Zeit und des Orts hält. Wenn wir diesem über eine ausgelassene vortreffliche Situation einen Vorwurf machen, so wird

er schlau genug seyn, zu antworten: man kann nicht alles auf einmahl. Die Scene wäre freylich vortrefflich, und ich hätte sie auch so äußerst gern in meinen Plan gezogen, aber es war nicht zu machen. So manche andere Scenen hätten darüber wegfallen; ich hätte meine Auftritte so schlecht verbinden; hätte so offenbare Fehler wider die Wahrscheinlichkeit begehen müssen, das am Ende diese einzige Situation so vieler Aufopferungen nicht werth war. Seyd also zufrieden, daß ich euch nicht jeden Augenblick aus der Illusion reisse, nicht Scene vor Scene einen neuen Vorhang aufflattern lasse, und euch, wie auf Faustens Mantel, aus Teutschland nach Frankreich, aus Frankreich nach Teutschland versetze! Seyd zufrieden, daß ich euch in der natürlichsten Folge nur noch so viel Gutes geliefert, nur noch so wenig Verbindungsauftritte und matte Erzählungen gemacht, als ihr in meinem Stücke finden werdet! Es ist ja kein Vortheil in der Welt, den man nicht mit einigem Verlust erkaufen müßte. — Auf diese Art wird er sich aus dem Handel wickeln, und was wird man ihm antworten können? Man wird ihm die großen Vortheile der Einheiten läugnen müssen, die doch auch wieder so manche Gründe für sich haben: oder man wird ihm einen andern eben so regelmäßigen, und eben so natürlichen Plan vorzeichnen müssen, wo die ausgelassene Scene hineingeht; und dann, wenn er hartnäckig ist, wird er noch immer den Beweis fordern, daß dieser Plan wirklich vollkommner, und die gewonnene Situation besser, als die nun weg-

bleibenden, sey: kurz, der Prozeß, den man diesem regelmäßigen Dichter macht, führt, wie man sieht, gar sehr ins Weite, und möchte wohl Jahre lang hängen bleiben.

Mit dem unregelmäßigen Dichter hingegen, der uns immer wie auf der Schaukel herumwirft, und von keinem Aristoteles oder d'Aubignac hören will, ist man im Augenblick fertig. Keine einzige der schweren Situationen, die in seiner Handlung liegen, will man ausgelassen wissen; denn eben die schwersten sind, wenn ein Genie sie bearbeitet, immer die schönsten. Was sie schwer macht, ist eben das: daß sie einen so tiefen Blick in das Innerste des Charakters, in die verborgensten Winkel des Herzens erfordern; daß der Dichter, der ihnen genug thun will, eine so feine Temperatur der Leidenschaften, eine so delicate Auswahl der Reden treffen, sich mit einem so hohen Grad von Begeisterung hineindenken muß: und wodurch sonst ist eine Theaterscene vortrefflich? Wenn ich also den Kaufmann von London sehe; so weiß ichs Lillo Dank, daß er mir einen neuen Vorhang aufzieht, wo der Oheim ermordet wird, einen neuen, wo Barnwell zu Milwood zurückkömmt: aber wie viel vortreffliches er mir auch geben mag; ich bleibe unzufrieden, oder er muß mir Alles geben. Es liegt ganz offenbar noch mehr Gutes in seinem Stoffe; und was kann ihn hindern, es auszuführen? Ich setze Mißtrauen in sein Genie, wenn er sich zwey Bedienten einander erzählen läßt, was gewiß, wenn ich es selbst sähe, die größte Scene des Stücks

werden müßte, aber auch freylich die schwerste. Barnwell, bey allem seinen Abscheue vor einer so schwarzen That, als der Meuchelmord seines Wohlthäters, seines Oheims, seines zweyten Vaters ist, so voll Wuth über sich selbst, indem schon seine Seele den mörderischen Entschluß faßt: welch ein Gemählde müßte das geben! Welch ein Gemählde der beyden Seelen, der seinigen und der Seele Millwoods! Mit welchen Wendungen, mit welchen Künsten der Buhlerin, mit welcher scheinbaren Verzweiflung mag die entsetzliche Milwood es angeben, den unglücklichen Jüngling so weit zu treiben? Wie mag sie, noch selbst bey der schwärzesten Aeußerung ihres Charakters, die ganze Abscheulichkeit ihrer Seele zu verbergen wissen? Welches mögen die Augenblicke seyn, wo sie sich zurückzuziehen, alles aufzugeben, lieber sterben als etwas fordern zu wollen scheint, was ihrem geliebten Barnwell so schwer wird? Und welches die andern Augenblicke, wo sie wieder mit verdoppelter Gewalt auf ihn eindringt, ihm mit Liebe, mit Wuth, mit den bittersten Vorwürfen zusetzt? Und welche Ebbe und Fluth von Leidenschaften; welche Stürme der entgegengesetztesten und gewaltsamsten Bewegungen mögen nicht Barnwells Herz zerreissen? Wie mag endlich, trotz seines Abscheues vor dieser That, der mörderische Entschluß so fest in ihm wurzeln, daß kein Nachdenken, keine Reue ihn auf halbem Wege zurückführen kann? — Alle diese so interessante, so schweren Probleme muß der Dichter uns auflösen; er hat sich, durch seine ungebundene Freyheit, die Pflicht dazu auferlegt: und

erfüllt er sie nicht, so mag er es sich selbst beymessen, wenn wir von seinen Talenten eine verächtliche Idee fassen. — Daß man also ja nicht glaube, die unregelmäßige Shakespearsche Manier sey die leichtere Manier! In ihrer ganzen Vollkommenheit ist sie sicher die schwerste, und also eben die, worin sich der Stümper und der Pfuscher am ersten verrathen können. — Da man jetzt in Teutschland an unregelmäßigen Schauspielen Geschmack gewinnt, so wird vielleicht diese Anmerkung um so weniger unnütze scheinen. —

Aus dem oben festgesetzten zweyten Unterschiede der Formen: das die Erzählungen von dem jedesmahligen Zustande einer handelnden Seele, und von dem ganzen genauen Zusammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen, keine so specielle und vollständige Idee geben kann, als das Gespräch, folgt unmittelbar der nur anders ausgedruckte Unterschied: das also in einem Gespräche weit mehr Handlung möglich ist, als in einer Erzählung. Zwar, in Absicht der Menge dessen, was geschieht, können die erzählenden Werke unendlich mehr befassen; aber in Absicht dessen, daß wir im Gespräche mehr die Entstehung der Veränderungen begreifen, ist mehr Handlung in dialogierenden Werken. Denn worauf sonst kam es bey der Handlung an, als zuerst auf eine vollständigere Kenntniß von jedem Zustande der Seele? und dann auf den nähern innigern Zusammenhang ihrer Veränderungen?

Es folgt aus diesem Unterschiede zweytens: daß die dialogische Form zur Schilderung von Cha-

rakteren unendlich fähiger als die erzählende ist. Da die letztere von dem Zustande einer Seele immer nur einen allgemeinen Begriff gibt, so kann sie auch nicht viel mehr, als eine allgemeine Classe von Charakteren angeben, wo der Charakter der handelnden Person hinein gehört; hingegen die erstere kann uns diesen Charakter in seiner ganzen feinern Mischung mit allen seinen eigenen Schattirungen weit mehr ins Besondere, und wenn sie will als Porträt schildern.

Er folgt aus diesem Unterschiede drittens: daß ein dramatischer Dichter noch immer Erfinder bleibt, wenn er gleich seinen Plan aus einem erzählenden borgt. Auch wenn er ihn von einem andern dramatischen Dichter borgt, sobald er nur Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt: denn man wird auf einmahl alles anders, und seine Einbildungskraft muß jeden Augenblick etwas neues schaffen. Nur ein Sir Tremendous, *) oder ein Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter kann dem dramatischen Schriftsteller seine Räubereyen an den Alten, und seine Freybeutereyen an den Neuern zum Vorwurfe machen. —

Ein dritter Hauptunterschied der beyden Formen ist dieser: die Erzählung hat nicht bloß die Freyheit, eine ganze Reihe von Veränderungen in Einem allgemeinen Zug zu befassen, sie hat auch die Freyheit, bald größere, bald kleinere Sprünge

*) S. den Hypochondristen. 2. Th. S. 585.

zu thun, mehrere Momente, und oft ganze Reihen derselben, Tage, Monathe Jahre zu überhüpfen; sobald nähmlich in diesen Momenten nichts Wichtiges, nichts wesentlich zur Handlung Gehöriges vorgeht. In allen diesen Fällen ist der Erzähler völlig Herr seiner Materie, der mit ihr machen kann, was er will; eben weil er die Handlung als schon vergangen betrachtet. „Man fertigt Boten ab und er kömmt;" Sie geriethen an einander, und der Feind ward geschlagen; „Ich kam, ich sah, ich siegte;" und die Erzählung ist fertig. Alles, was zwischen dem Abfertigen und dem Anlangen, zwischen dem ersten Angriff und dem endlichen Siege, zwischen dem Kommen und dem Ueberwinden vorgeht, wenn es nicht zur Absicht gehörig oder unwichtig ist, verschlingt die Erzählung. Und so überhaupt reißt sie den Faden an hundert Orten ab, und knüpft ihn oft weit von dem abgerissenen Ende wieder an, so bald er nur gleich und eben genug ist, um einen festen Knoten zu schürzen. Die Wirkung kann um eine ganze Reihe Mittelglieder von der ersten Ursache entfernt seyn: so bald nur diese Mittelglieder die gewöhnlichen sind, und sich der Leser nur eine allgemeine Idee machen kann, wie die Wirkung aus der Ursache hervorkommt; so überhüpft die Erzählung alle Zwischenmomente, und hängt sie unmittelbar an einander. Sie ist gleichsam nur ein Auszug, aber wenn sie gut gemacht ist, ein wohlzusammenhangender Auszug der Handlung. Das Gespräch, das die gegenwärtige Handlung selbst enthält, hat diese Freyheit des Ueberhüpfens nicht, sondern muß,

so lange es fortdauert, Punkt vor Punkt, Moment vor Moment, ununterbrochen durchgehn. Zwar gibt es Kunstgriffe, die Reihe dieser Momente, wenn sie zu wenig interessiren würde, abzukürzen, so wie andere diese Reihe, wenn sie interessant bleiben kann, zu verlängern; und vielleicht hat sich der erstern niemand besser, als Shakespear, der andern niemand besser als Moliere zu bedienen gewußt: aber der Gebrauch dieser Kunstgriffe hat Grenzen; und sobald ein Dichter zu enge zusammenzieht, oder zu weitläuftig ausspinnt, wird ihm der Mann von feinerem Geschmack augenblicklich zurufen: zu schnell! oder: zu langsam! Dort hast du dir die Kunst nicht zugetraut, mir mehrere Momente interessant zu machen, oder hast auch die zu feinen Nüancen dieser Momente nicht zu finden gewußt; hier hast du dir Raum zu noch ein paar Einfällen, die du auf dem Herzen hattest, zu noch ein paar tönenden Declamation verschaffen wollen. Aber die Wahrheit der Natur ist das höchste Verdienst deiner Kunst, und das solltest du nie deinen kleinen Nebenabsichten aufopfern.

In diesem dritten Unterschiede sieht man nun einen neuen Grund, warum die Erzählung eine so große Menge von Thatsachen umspannen kann; das Gespräch hingegen eine einzige Seite epischen Gedichts oft zu ganzen Werken erweitert.

Aus den angeführten Vortheilen der Erzählung ergibt sich ein neuer, und der ist dieser: Der Erzähler kann mehr, als der Dialogist, auf

einen bestimmten Gesichtspunct, auf eine gewisse festgesetzte Absicht arbeiten. Ein und eben derselbige Stoff hat oft mancherley Seiten, von denen er gefaßt werden kann; von der einen ist er rührend, von der andern belustigend, von der dritten belehrend. Man nehme an, daß eine Handlung von drey verschiedenen Schriftstellern, aber ohne Veränderung der Begebenheiten, aus diesen drey verschiedenen Gesichtspunkten behandelt werde; und es wird beynahe seyn, als ob man drey verschiedene Geschichten hörte. Was nehmlich der eine mitnahm, das hat der andere überhüpft; was der eine in allgemeine Züge zusammen faßte, das hat der andere mit besondern Umständen erweitert. — Jeder der oben angegebenen Gesichtspuncte leidet wieder verschiedene Abänderungen, denn, wenn z. B. der Erzähler lehren will, so kann er seinen Stoff bald mehr von der moralischen, bald mehr von der politischen, bald mehr von der eigentlich philosophischen Seite ansehn; ja er kann zuweilen sein Augenmerk auf eine ganz specielle einzelne Wahrheit richten, für die er aus einer gegebenen Handlung ein besonderes Licht, oder eine neue Bestätigung vorhersieht. Dieses bestimmt alsdann die ganze Einrichtung seines Plans, die Scenen, die er nur flüchtig berühren, und die er weitläuftiger ausführen, die Züge, die er hervorheben, und die er zurücktreiben, die Zwischenfälle, die er als bloße Begebenheit einführen, und die er als Handlung entwickeln will. — Auch der Dialogist kann, durch Anordnung seiner Scenen, und durch geschickte Vertheilung des Lichts und Schattens,

mehr auf den einen als auf den andern Gesichts=punct arbeiten; aber so ganz und so ausschließend kann ers doch nie, als der Erzähler. Seine Form verpflichtet ihn, sich weit tiefer ins Individuelle einzu=lassen, und in jeder Scene, die er uns einmahl vors Gesicht bringt, seine Handlung Schritt vor Schritt durch alle ihre Momente zu verfolgen. Er darf also nicht bloß einen Theil der Reden anfüh=ren; er muß sie in ihrem ganzen vollen Zusammen=hange geben: er darf in einer Scene, die natürli=cherweise noch weiter spielen müßte, nicht in der Mitte abbrechen, er muß sie ganz bis ans Ende hinausspielen lassen: er kann also auf keine Art nur eine gewisse Seite des Charakters zeigen; er muß ihn so ganz, wie er ist, uns vor Augen stellen. Auch benimmt ihm seine Form die Freyheit, dem Leser oder Zuschauer von dem Gesichtspuncte, worinn er ihn gern möchte treten lassen, in seiner eigenen Per=son einen Wink zu geben. Indem also der Erzähler dem Wesen seiner Form getreu bleibt, und ein sehr gu=tes Werk macht, müßte der Dialogist, wenn er so ganz, wie jener, auf Einen bestimmten Gesichtspunct arbei=ten wollte, dem Wesen der seinigen zuwider handeln, und folglich nothwendig ein schlechtes machen.

„Als Favart, sagt Lessing,*) die Erzählung des Marmontel (von der Roxelane) auf das Theater bringen wollte, so empfand er bald, daß durch die dramatische Form die Intuition des moralischen Satzes größtentheils verloren gehe, und daß, wenn

*) Hamburg. Dramaturgie. Th. 1. Stück 35.

sie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachsende Vergnügen doch nicht so groß und lebhaft sey, daß man dabey ein anderes, welches dem Theater wesentlicher ist, entbehren könne." — In der Ausführung dieser Behauptung geht Lessing mehr auf den letztern als auf den erstern Punct: und auch diesen faßt er, wie es sein Entzweck mit sich brachte, mehr von der moralischen als von der poetischen Seite; er zeigt uns mehr wie die unveränderte Handlung des Marmontel unser sittliches Gefühl beleidigen, als wie dadurch ein schlechtes Drama entstehen würde. Jener erste Punct: daß nähmlich durch die Form des Gesprächs — und zwar auch ohne noch hinzukommende Pantomime — die Intuition des moralischen Satzes verschwinden würde, ist aus dem Obigen klar. Sollte diese Intuition erhalten werden; so müßte in der Ausführung des Gesprächs zu viel von demjenigen wegfallen, was sie nicht befördert, und also nothwendig hindert. Der Dichter müßte ganze zur Handlung gehörige Scenen in bloße Erzählungen zusammen raffen, oder nur sehr unvollkommen errathen lassen; er müßte in denjenigen Scenen, die er uns wirklich vors Auge brächte, den Charakteren zu vieles von ihrem Detail, und folglich von ihrer Wahrheit, von ihrem Leben nehmen. Das heißt, er müßte in aller Absicht ein sehr mittelmäßiges und verstümmeltes Drama machen, wenn allenthalben seine Eine Wahrheit, oder seine Eine Lehre durchschimmern, wenn uns alles auf sie hinweisen sollte. — Aber, könnte man sagen, hat nicht jede Fabel

die Intuition einer bestimmten moralischen Wahrheit zur Absicht? und hat uns nicht Willamov dialogische Fabeln gegeben, deren einige ohne Tadel sind? Oder haben nicht auch die Verfasser moralischer Erzählungen, z. B. Marmontel selbst, ihre Hauptscenen dialogirt? Beydes ist richtig; allein es ist auch hier nur von der Ausführung größerer Handlungen, und in einem ganz dialogirten Werke, die Rede. Zu geschweigen, daß in den meisten Fabeln, das, was man ihre Handlung nennt, wie Lessing so gründlich gezeigt hat, etwas ganz anders ist, als die eigentlich von uns sogenannte Handlung.

Ich berühre nur noch flüchtig einige andere Unterschiede der beyden Formen, die sich aus dem Umstande ergeben, daß der Erzähler in seiner eigenen Person spricht, und Rücksicht auf seinen Zuschauer nimmt. Da er seiner ganzen Materie Herr ist, weil er die Handlung als schon vergangen betrachtet; so gibt er um so leichter seinem Vortrage diejenige Ordnung, die ihm zur Einsicht des Zusammenhangs der Begebenheiten die schicklichste dünkt. Er hohlt aus der Vergangenheit Umstände zurück, die auf den jetzigen Punct der Handlung ein Licht werfen können; er bringt die eine Handlung bis auf einen gewissen Punct, wo eine andere gleichlaufende anfängt, Einfluß auf sie zu haben; er gibt also jene, oft ganze Seiten lang auf; geht mit uns ganze Jahre hinterwärts, und vollendet erst die Erzählung dieser zweyten Handlung bis auf

den Punct, wo sie sich mit den spielenden Ursachen jener erstern vereinigt. Eben so blickt er zuweilen in die entfernteste Zukunft hinein; wenn er davon dem jetzigen Augenblicke ein Licht versprechen, oder eine Reflexion, die ihm eben hier an ihrer Stelle dünkt, dadurch bestätigen kann. — Dem Dialogisten, wie man sogleich gewahr wird, ist diese Freyheit durchaus benommen; denn bey ihm ist die Handlung allererst im Werden begriffen, und die Zukunft, ist für ihn noch wirklich Zukunft, mit allem ihren trüben und ungewissen Nebel umgeben. Das Zurückblicken in die Vergangenheit steht ihm nur insofern frey, als es von seinen Personen selbst, auf eine ihren wirklichen Bedürfnissen, und ihren eigenen Absichten gemäße Art geschehen kann. Hat er zwey gleichlaufende Handlungen in seinem Plane; so muß er sich zu helfen wissen, daß er sie auch wirklich gleichlaufend vorstelle; eben weil wir ihm nicht erlauben, ins Vergangene zurückzugehn, oder das Künftige vorwegnehmen. — Ferner mischt der Erzähler Beschreibungen ein, wo die Einsicht der Handlung von der besondern Lage der Personen, oder der eigenen Beschaffenheit der Scene abhängt; er sagt die Pantomime, wo sie eine nothwendige oder erklärende Beziehung auf die Handlung hat, ausdrücklich hinzu: hingegen der Gesprächschreiber, bey dem alles Gegenwart ist, und der von keinem Zuhörer weiß, überläßt dieses Alles dem Anblick; er kann nur so viel davon zu verstehen geben, als die Personen ohne Zwang, und ohne wider die Natur zu ver-

stoffen, in ihre Reden davon ausdrücklich mit einfließen, oder durch ihre Beziehung darauf errathen lassen. — Bey dem Erzähler ist oft manches in der Vergangenheit ungewiß; das gibt Untersuchungen: manches hängt von kleinen Umständen ab, die in der Entwickelung der Hauptursachen nicht vorbereitet wurden; das gibt Erläuterungen: manches gehört auf eine ganz vorzügliche Art zu der besondern Absicht des Erzählers; das gibt Räsonnements und Bemerkungen. Bey dem Dialogisten ist alles gewiß; weil alles eben jetzt erst geschieht; nichts bedarf einer Erläuterung, weil die ganze Handlung mit ihren kleinsten Umständen da ist, und weil er von keinem Zuhörer weiß; nichts veranlasset eigene Räsonnements, weil er selbst nicht auf der Bühne erscheint, und also alles Räsonniren über seine Facta dem Zuschauer überlassen muß, — Dieses alles gehört zu dem fünften Unterschiede der beyden Formen: Der Erzähler nimmt jeden Augenblick offenbare Rücksicht auf seinen Zuhörer; der Dialogist sieht auf keinen Zuhörer und weiß nur immer von seinen Personen.

Alle wichtigern und allgemeinern Vergleichungspuncte der beyden Formen möchten also folgende seyn: Jetziger Augenblick; vergangene Zeit: Allgemeinheit; Individualität: Sprung; Moment vor Moment: Ein Gesichtspunct; alle Gesichtspuncte: Absichten des Erzählers; Alleinige Absichten der Handelnden. Aus diesen hier vorbereiteten Gründen wird sich nun leicht im Allgemeinen folgern lassen: was für Gegenstände

schicklicher für die eine und für die andere Form sind; welche von beyden Formen, und bey welchen Gegenständen sie die vollkommnere und interessantere sey: in welchen Fällen man lieber die Formen zu vermischen, als sie rein zu erhalten habe; welches eigne Genie zum Erzähler, und zum Dialogen gehöre; und endlich, was für Regeln im Gespräch, und was für andere in der Erzählung müssen beobachtet werden.

Ver-

Versuch einer Methode

die

Vernunftlehre

aus

Platonischen Dialogen

zu entwickeln.

An Se. Excellenz

den Königl. Staatsminister

Freyherrn von Zedlitz.

Gnädiger Herr,

Die Frage Ew. Excellenz ist: wie für das Studium der alten Sprachen mehrere Stunden auf den Gymnasien können gewonnen werden, ohne daß gleichwohl die wissenschaftlichen Lehrstunden völlig wegfallen. Denn so sehr Sie überzeugt sind, daß das Studium der Sprachen und der Philologie überhaupt auf Schulen der vornehmste Zweck bleiben muß, weil ohne gründliche Kenntniß derselben keine wahre Gelehrsamkeit möglich ist: so sehr erkennen Sie doch auch die Nothwendigkeit, daß man die Jugend frühzeitig zu eignem Denken gewöhne, und ihr von den Wissenschaften um derentwillen die philologischen Kenntnisse eigentlich schätzbar sind, wenigstens einen Vorschmack gebe. *)

*) Das Wahre von der Sache ist: daß der König in einer eignen sehr weitläuftigen Cabinetsordre mehr Lectionen für die Hauptgymnasien seines Landes befohlen hatte, als man in Einen Lectionsplan zu vereinigen wußte. Da Einwendungen bey Friedrich dem Zweyten nicht galten; so blieb nichts übrig, als daß man suchen mußte, mehrere Stunden in Eine zu-

Zur Vereinigung dieser zwiefachen Absicht ist kein anderes Mittel, als daß man die Wissenschaften, so viel ihrer und in so weit sie auf Gymnasien sollen getrieben werden, in den Werken der Alten selbst, oder wenigstens bey Gelegenheit dieser Werke, studire. Das letzte würde mir noch besser, als das erste gefallen. Ich würde z. B. die Vernunftlehre lieber bey Gelegenheit einiger Platonischen Dialogen, als aus dem Organon des Aristoteles lehren. Denn zuerst sind die Wissenschaften in neuern Zei-

sammenzuziehen. Man sah die Möglichkeit ein, daß die Alterthümer bey Lesung der griechischen und römischen Geschichtschreiber, die Rhetorik bey Gelegenheit der berühmtesten, alten Redner, und die Schicksale der ältern Philosophie bey Erklärung der philosophischen Schriften des Cicero könnten vorgetragen werden: und wie der Vortrag der Logik mit Lesung Platonischer Dialogen sich vereinigen lasse, wollte nicht einleuchten. Es wird ein Versuch gefodert, aus welchem die Möglichkeit einer solchen Vereinigung hervorginge. Daß der Verfasser bey Entwerfung dieses Versuchs sein Augenmerk ganz auf die Form richtete; daß er mit Fleiß an Inhalt und Folge der bis dahin üblichen Lectionen nichts Bedeutendes änderte, um nicht die Aufmerksamkeit, ganz wider seinen Zweck, von der Form auf die Materie abzuziehen, und daß also auch nur die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit dieser Form, mit einiger Rücksicht auf das Unwillkührliche ihrer Wahl, an ihm dürfe beurtheilt werden, ergibt sich aus der angegebenen Entstehungsart dieses Versuches von selbst.

ten, wenn auch nicht immer so viel weiter gekommen, doch wenigstens so verändert, daß der Widerlegungen, Berichtigungen, des Hinzusetzens, Einschränkens, Wegwerfens kein Ende seyn würde; und zweytens wird der Scharfsinn, werden alle höhern Verstandeskräfte der Lehrlinge weit mehr geübt, wenn sie sich selbst die Begriffe abstrahiren, sich selbst die Wissenschaften, unter Anleitung des Lehrers, gleichsam erfinden müssen.

Um Ew. Excellenz aus einem Beyspiele urtheilen zu lassen, daß in der That diese Idee leicht realisirt werden könne, und wie sie es könne? so mache ich hier einen Entwurf der Methode und zugleich einen Versuch, die Begriffe und Regeln der Vernunftlehre, bey Gelegenheit nur Eines Platonischen Dialogen, zu entwickeln. Ich wähle dazu vorzüglich den Menon; ein Gespräch, welches nicht allein selbst mit viel dialektischer Kunst geschrieben ist, sondern worin auch hie und da ausdrücklich dialektische Materien erörtert werden. Ueberdieß ist der Inhalt so faßlich; der Vortrag hat so viel von der eigenthümlichen Platonischen Süßigkeit und Anmuth, daß die Entwickelung äusserst leicht und mehr ergötzendes Spiel als angreifende Arbeit seyn muß. Vorausgesetzt nehmlich, daß der Lehrer nur etwas von der Freundlichkeit und Jugendlibe des Sokrates, von seiner Naivetät und seinem Talent zur Geburtshülfe habe.

Das Erste; was der Lehrer mit seinen Schülern zu thun hätte, wäre die cursorische Lesung des Dialogen, bey welcher alle grammatische Analysis

wegfiele, und dagegen die nöthigen Erläuterungen aus der philosophischen Geschichte u. s. w. in möglichster Kürze beygebracht würden. Da aber nicht alle Schüler hinlängliche Kenntniß des Griechischen haben; da auch die fremde Sprache, selbst den besten Griechen unter ihnen, die Aufmerksamkeit auf die Sachen und die Uebersicht einer ganzen Reihe von Begriffen erschweren mögte; so würde der Lehrer, wenn er nun zum logischen Unterrichte fortschritte, vor allen Dingen den Dialogen, entweder ganz oder Theilweise, nachdem er dieses oder jenes Stück davon brauchte, in die Muttersprache übersetzen und niederschreiben lassen.

Nach geendigter cursorischer Lesung übersähe er nun mit seinen Schülern das Ganze, bestimmte den Hauptgegenstand der Untersuchung, zeichnete ihnen den Weg zum gesuchten Ziele mit allen seinen dialogischen Ausbeugungen und Krümmungen vor, damit der Schüler sich überall zu finden, sich von der Beziehung, welche jeder einzelne Theil der Untersuchung auf das Ganze hat, Rechenschaft zu geben wisse. Ich zeichne hier den Grundriß des Menon: und Ew. Excellenz werden sehen, wie leicht und mit wie wenig Zeitverlust das geschehen kann. Das Gespräch selbst übersetze ich nicht; denn ich weiß, daß es Ew. Excellenz weit lieber in der Grundsprache lesen.

Grundriß des Menon.

Der Hauptgegenstand der Untersuchung ist die unter den alten Weltweisen so berühmte Frage, die auch im Platon mehrmahlen vorkömmt: ob die Tugend gelehrt werden könne? oder ob sie durch Uibung erlangt werde? oder ob sie angeboh-ren, oder endlich, ob sie ein Geschenk der Götter sey? denn dieß letzte, ob es gleich in der Frage nicht ausgedruckt ist, liegt, wie man am Ende sieht, in dem letzten Gliede derselben: αρα αλλω τινι τροπω ἡ αρετη παραγιγνεται τοις ανθρωποις;

Um hierauf antworten zu können, sagt Sokrates, müssen wir vor allen Dingen den Begriff der Tugend haben. Denn ὁ μη οιδα τι εστι, πως αν, ὁποιον γε τι, ειδειην; Es fragt sich also: was ist die Tugend?

Menon versucht die Beantwortung; allein da sein Begriff nur klar, nicht deutlich ist, so kennt er zwar die Tugend, aber er weiß die wesentlichen Merkmahle derselben im Allgemeinen nicht anzugeben. Er nennt lauter specielle Tugenden, die unter dem generischen Begriff enthalten sind; aber er sollte diesen generischen Begriff selbst erklären, sollte die wesentlichen Bestandtheile davon angeben. Sokrates läßt ihn seinen Fehler einsehn, und

Menon versucht andere Erklärungen, die aber alle fehlerhaft sind. Die eine ist zu eng; in der andern wird ein Zirkel begangen u. s. f. Die Beyspiele von anderweitigen Erklärungen, die Sokrates macht, um dem Menon auf die Spur zu helfen, enthalten, mit jenen zusammengenommen, eine vollständige Theorie der Definition.

Menon gesteht endlich, nach so manchem mißlungenen Versuche, daß er nicht wisse, was die Tugend sey? Sokrates behauptet, er wisse es eben so wenig: doch will er es untersuchen. Menon sieht nicht ein, wie diese Untersuchung geschehen könne? τινα τροπον ζητησεις τστο, ὁ μη οισθα το παραπαν ὁ τι εςι; ποιον γαρ ὡν ουκ οισθα προθεμενος, ζητησεις; η, ει και ὁτι μαλιστα εντυχοις αυτω, πως εισῃ ὁ, τι τστο εςιν, ὁ συ ουκ ηδεισθα;

Diesen Einwurf beantwortete Sokrates, — (oder vielmehr Platon in der Person des Sokrates; denn er leiht nur zu oft seinem Lehrer die ihm eigne Pythagoräische Metaphysik, so wie die ihm eigne Spitzfindigkeit); — er beantwortet, sage ich, diesen Einwurf, durch die Behauptung: daß der Mensch, wenn er zu lernen scheint, eigentlich nicht das Nichtgewußte lerne, sondern sich nur des Vergeßnen, das die Seele in einem ehemahligen Zustande schon gewußt, wieder erinnere.

Menon fordert davon einen Beweis, und Sokrates ruft aus dem Gefolge desselben einen jungen Sclaven herbey, den er durch Fragen dahin bringt, daß er einem tiefsinnigen geometrischen Satz von selbst erfinden muß. Er läßt ihn nähm-

lich die Linie bestimmen, aus welcher ein Viereck construirt werden kann, das doppelt so groß, als ein gewisses gegebenes Viereck ist. Der Begriff, den der junge Sclave von dieser Linie hat, ist nur ganz dunkel; darum irrt er, und macht eine falsche Auflösung der Aufgabe. Sokrates überführt ihn von seinem Irrthum, und läßt ihn endlich den Lehrsatz finden: daß die Diagonallinie (διαμετρος) des Quadrats die gesuchte Linie sey. — Du siehst, sagt Sokrates zum Menon, daß ich ihn nichts gelehrt, daß ich ihn bloß über eine Sache, an die er nicht dachte, zweifelhaft gemacht, ihn dadurch zum Suchen veranlaßt, und so dahin gebracht habe, sich des Vergeßnen wieder zu erinnern. — In dieser gelegentlichen geometrischen Ausschweifung liegt ein ganzer Reichthum logischer Begriffe. Besonders kann sie auch dienen, den Unterschied zwischen mathematischen und philosophischen Begriffen, zwischen synthetischer, und analytischer Lehrart zu zeigen.

Das Gespräch kehrt von dieser beyläufigen Untersuchung zur Hauptfrage zurück. Menon möchte sie aber beantwortet haben, ohne daß er vorher das Wesen der Tugend genau bestimmen dürfte, weil ihm diese Untersuchung entweder zu schwer oder zu langwierig scheint. Der nachgiebige Sokrates schlägt also einen andern Weg ein. Συγχωρησον εξ ὑποθεσεως αυτο σκοπεισθαι, ειτε etc: — λεγω δε το εξ ὑποθεσεως ὡδε ὡσπερ οι γεωμετραι etc. Er nimmt also an: die Tugend sey eine Wissenschaft; dann ist die unmittelbare Folge:

sie kann gelehrt werden. Ist sie keine Wissenschaft, so folgt, daß sie nicht kann gelehrt werden: denn beyde Begriffe sind identisch.

Aber ist denn jene Voraussetzung richtig? Ist die Tugend in der That eine Wissenschaft? — So viel, sagt Sokrates, wissen wir doch immer von ihr, daß sie gut ist. Es fragt sich: gibts Güter, die nicht Wissenschaft sind? oder ist alles, was gut ist, in Wissenschaften enthalten? Im ersten Fall bleibts zweifelhaft; im zweyten ists gewiß, daß die Tugend eine Wissenschaft ist.

Sokrates macht das letzte auf folgende Art wahrscheinlich. Weil wir durch die Tugend gut sind, so sind wir eben darum auch durch die Tugend nützlich. παντα γαρ ταγαθα ωφελιμα. Alle Dinge aber, die wir nützlich nennen, sowohl innere Eigenschaften der Seele als äußere Dinge, wie Stärke, Schönheit, Reichthum, sind nur in soferne nützlich, als ein guter Gebrauch davon gemacht wird. Mithin: ει αρετη των εν τη ψυχη τι εστι, και αναγκαιον αυτω ωφελιμω ειναι, φρονησιν αυτο δει ειναι, επειδηπερ παντα τα κατα την ψυχην, αυτα μεν καθ' αυτα ουτε βλαβερα εστι, προσγενομενης δε φρονησεως η αφροσυνης, βλαβερα τε και ωφελιμα γιγνεται. κατα δη τουτον τον λογον, ωφελιμον γε οσαν την αρετην, φρονησιν δει τιν' ειναι. — (Ich mag das griechische φρονησις nicht übersetzen. Denn Klugheit ist zu deutlich, auch in unserm gemeinen Redegebrauch, von Wissenschaft unterschieden, und doch soll Menon, wie unten sehr deutlich erhellt, weil die Tugend φρονησις ist, sie

auch für επιςημη halten. Auch Sokrates sagt gegen das Ende des Dialogen: ουκουν διδακτον εδοξεν ειναι, ει φρονησις ἡ αρετη; και εισγε διδακτον ειη, φρονησις αν ειναι; Im Anfange hieß es επιςημη. Daß also auch Sokrates beyde Begriffe, wenn gleich, nicht für einerley, doch für innigst verbunden halten muß. Vielleicht würd' ich das Hauptwort von verständig brauchen, wenn ich das hätte).

Aus diesen Gründen zieht Sokrates sogleich den wahrscheinlichen Schluß: daß die Tugend oder diese φρονησις, die, wo nicht ganz die Tugend, doch ein Theil derselben ist) nicht angebohren seyn könne. Denn alsdann, meint er, würd es Leute geben, welche die von Natur tugendhaften, also verständigen und der Republik äußerst nützlichen, Jünglinge aussonderten, und man würde sie, damit sie nicht verderbt würden, als einen kostbaren Schatz, heilig aufbewahren.

Ist aber die Tugend nicht angebohren, so wird sie können erlernt werden. Das scheint Menon richtig, um so mehr, da es ihm nunmehr ausgemacht scheint: die Tugend sey eine Wissenschaft. Aber wie? sagt Sokrates, würde dann die Tugend nicht Lehrmeister haben? — Allerdings! — Und welche würden diese Lehrmeister seyn? Sokrates schließt aus Analogie, daß es diejenigen seyn müßten, die sich öffentlich dafür bekennten, und als solche besolden ließen: die Sophisten. Diese sind es aber nicht; denn nach dem glaubwürdigen Zeugniß des Anytus, der hier mit ins Gespräch geflochten wird, verderben sie eher die

Jugend, als daß sie sie besserten. Es müssen also wohl die Tugendhaften selbst seyn? Aber auch diese, schließt Sokrates aus mehreren Erfahrungen, sind es nicht. Nun sind es aber auch sonst keine, und mithin kann die Tugend nicht gelehrt werden; mithin ist sie auch keine Wissenschaft.

Menon sieht sich durch dieses Resonnement in einen Widerspruch verwickelt, den er nicht zu lösen weiß. Sokrates hilft ihm heraus, indem er ihn bemerken läßt, wie sie beyde vorhin zu voreilig gewesen. Nicht bloß φρονησις, die auf Wissenschaft zurückgebracht werden kann, macht die Menschen gut und nützlich; wahre richtige Meinungen (δοξαι), thun dieselbige Wirkung. Und der Tugendhafte, behauptet Sokrates, ist das, was er ist, durch wahre richtige Meinungen. Denn es ist ausgemacht: wer nützlich ist, der ist es entweder durch Wissenschaft, (durch beständige Einsicht) oder durch wahre Meinungen. Die Eintheilung ist vollständig; der disjunctive Satz richtig. Wenn also das eine Glied hinweggeräumt ist, so muß das andere gelten.

Diese wahren Meinungen aber werden nicht angebohren, noch werden sie erlernt. Und woher können sie denn die Menschen haben? Es ist nichts übrig, als zu sagen, durch unmittelbare göttliche Gnade. Die Tugendhaften sind eine Art von Inspirirten, von θειοις. — Dieses mag in der That die Meinung des Sokrates gewesen seyn; denn im Aeschines gibt er die nähmliche Entscheidung, und zum Theil mit den nähmlichen Worten. So,

daß wenn nicht beyde dem Sokrates nachgesprochen, sie einander müßten ausgeschrieben haben. —

Der hier gezeichnete Entwurf des Menon könnte um die Hälfte kürzer seyn, wenn ich nicht, wie Ew. Excellenz werden bemerkt haben, so viel Fremdes oder doch Unwesentliches hineingemischt hätte. Auch dadurch hab' ich ihn angeschwellt, daß ich die darin enthaltene Dialektik überall habe durchblicken lassen.

Ob die Entscheidung des Sokrates richtig, ob sein Räsonnement überall bündig und gründlich sey? darauf kömmt es, wenigstens im Anfange, dem Lehrer nicht an. Er kümmert sich weniger um die Gedanken selbst, als um die Regeln des Denkens. Doch kann es, am Ende der Lectionen, einen guten Stoff zu eignen Ausarbeitungen für die Jugend geben, wenn der Lehrer sie aus den weiter entwickelten, deutlichern Begriffen unserer jetzigen Philosophie die eigentlich wahre Entscheidung ziehen läßt.

Einleitung in die Lectionen.

Nach geendigter curſoriſcher Leſung und Vorzeichnung des Plans, käme nun der Lehrer zu ſeiner Abſicht, die Begriffe und Regeln der Vernunftlehre zu entwickeln.

Vorher ſagte er einige Worte von der Vernunftlehre überhaupt, von ihrem Gebrauch, ihrem Nutzen. — Ich werfe hier dieſen Discurs hin, wie etwa ich ihn an meine Zuhörer halten würde. — Nicht, als ob ich etwas Neues zu ſagen hätte, ſondern bloß, um Ew. Excellenz zu überzeugen, daß alle Begriffe weit mehr Licht und Leben annehmen, wenn man ſie aus beſtimmten einzelnen Beyſpielen hervorzieht, als wenn man ſie in ihrer trocknen Allgemeinheit vorträgt. — —

„Sie haben ſich, glaube ich, alle, bey Durchleſung dieſes Geſprächs, in dem Fall des Menon oder des jungen Sclaven befunden. Sie haben es überall leicht gemerkt, wo die Wahrheit verfehlt oder getroffen, wo richtig oder wo unrichtig geſchloſſen ward. Dieß muß ſie überzeugen, daß Sie alle eine natürliche Anlage zur Erkenntniß der

Wahrheit haben. Wenn ja hie und da die Sache einige Schwierigkeit hatte, so brauchte Sokrates die Begriffe nur ein wenig zu entwickeln, und Sie empfanden bald, daß Sie geirrt hätten oder daß Sie auf dem rechten Wege wären. — Zugleich aber kann der große Unterschied, der sich zwischen einem Menon und einem Sokrates fand, ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn. Eins zwar hatten sie sichtbar mit einander gemein! die Gesetze des Denkens. Denn sonst wäre es unbegreiflich, wie sie einander hätten verständigen, wie sie in irgend einem ihrer Urtheile hätten zusammentreffen können. Darin aber lag der große Unterschied zwischen beyden: daß der eine so schnell und so sicher, der andere so langsam und so unsicher war; daß der eine immer einen Faden hatte, der ihn aus dem Labyrinth zurückführte, der andere, wenn er einmahl verirrt war, sich nicht zu helfen wußte.

„Wenn Sie die Ursache dieses Unterschiedes angeben sollten; so würde wohl das Erste, worauf Sie fielen, die Ungleichheit des natürlichen Talents seyn. Die thut nun freylich sehr viel: aber thäte sie alles? Setzen Sie, daß sich beyde Unterredner, statt in eine philosophische Streitfrage, in ein Wettrennen eingelassen hätten, wo vermuthlich Sokrates den Kürzern würde gezogen haben: wie würden Sie da vom Sokrates urtheilen? Würden sie sagen, daß er von Natur kein Geschick zur Reitkunst gehabt? Oder würden Sie nicht vielmehr geneigt seyn, die Schuld auf seinen Mangel

an Uibung zu schieben? — Menon war aus Thessalien, dem Vaterlande der Reitkunst; Sokrates aus Athen, dem Vaterlande der Weltweisheit, gebürtig. Nehmen Sie jeden in des andern Umständen an: und Sie würden vielleicht im Menon das größere philosophische Genie, im Sokrates das größere Talent zur Reitkunst zu finden glauben.

„Uibung also, die überhaupt alle unsere Kräfte vervollkommet, muß auch die Kraft unsrer Vernunft, die angebohrne Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit, vervollkommen. Die Natur mag mit ihren Gaben so verschwenderisch seyn, als sie will; so gibt sie doch weiter nichts, als die Anlagen, die Fähigkeiten: und nur durch lange anhaltende Uibung werden diese Fähigkeiten in Fertigkeiten verwandelt. — Das ist, wie gesagt, mit allen unsern Kräften der Fall; mit den geistigen, wie mit den körperlichen Kräften.

„Aber noch Eins, das dem Sokrates einen ausnehmenden Vortheil gab, müssen wir nicht aus der Acht lassen. Nicht allein war er im Gebrauch der Regeln, deren richtige Anwendung zur Wahrheit führt, so viel fertiger und geübter, als Menon, sondern er hatte auch eine so viel bessere Kenntniß davon; er empfand sie nicht bloß, sondern er wußte sie anzugeben, wußte die Ursache jedes begangenen Irrthums, mit Nahmen zu nennen. Dieß rührte ganz sichtbar daher, weil er mit andern Uibungen seiner Vernunft auch die verbunden hatte, ihre eigenen Gesetze zu erforschen; weil er, unter andern mannigfaltigen Ge-

gen-

genständen des Nachdenkens, auch über die Mittel zur Wahrheit zu kommen und über die verschiedenen Quellen des Irrthums nachgedacht hatte Alle anderweitigen Uibungen seiner Vernunft würden ihn weit langsamer und nur zu einer weit unvollständigern, weit undeutlichern Erkenntniß der Grundsätze, der Verfahrungsarten und der Kautelen gebracht haben, die ihm während der Untersuchung so wohl zu Statten kamen. Er würde nur immer in der Dämmerung gesehen haben; jetzt sieht er am hellen Tage.

„Gesetzt also, daß Sie mir über die Geschicklichkeit des Sokrates eben die Frage vorlegten, die ihm Menon über die Tugend vorlegte: auf was für Art sie erlangt werde? ob sie ein Geschenk der Natur sey? oder ob sie sich durch Uibung erlangen oder ob sie sich als Wissenschaft erlernen lasse? so würd ich antworten, wie vielleicht auch Sokrates hätte antworten sollen, daß sich alles Dreyes vereinigen muß: glückliche natürliche Anlage zum Denken, lange mannigfaltige Uibung im Denken, und wissenschaftliche Erkenntniß von den Regeln des Denkens. Liesse ich irgend eines dieser Stücke aus der Acht, so würde ich mit den übrigen schwerlich ausreichen; und das könnte mich dann verführen, von der Vollkommenheit der Vernunft, eben wie Sokrates von der Vollkommenheit des Willens, zu urtheilen: daß sie ein unmittelbares göttliches Geschenk, eine Art von Begeisterung sey.

„Das letzte der angegebenen Erfordernisse, die Wissenschaft von den Regeln des Denkens, pflegt man Logik zu nennen. Doch spricht man gemeiniglich in den Lehrbüchern auch von einer natürlichen Logik, und versteht darunter eine bloß undeutliche Erkenntniß der Regeln, so wie sie durch den bloßen öftern Gebrauch der Vernunft, ohne besonderes Nachdenken über die Operationen derselben, erlangt wird. Alsdann nennt man jene wissenschaftliche Erkenntniß, zum Unterschiede, die künstliche Logik. — Ich brauche da freylich eine Menge Wörter, mit denen sie noch schwerlich die rechten Begriffe verbinden; aber Sie müssen mir das im Anfange zu Gute halten: Sie werden mich verstehen, wenn ich einige Vorlesungen werde geendiget haben.

„Die Absicht dieser Vorlesungen ist, ihre undeutliche Erkenntniß der Regeln des Denkens, die Sie alle schon haben, und die Sie nur, nach Verschiedenheit Ihres natürlichen Talents und Ihrer Erziehung, der eine mit mehr, der andere mit weniger Leichtigkeit anzuwenden wissen, in eine deutliche zu verwandeln: und zwar so, daß ich Ihnen zugleich eine Fertigkeit im Gebrauch derselben durch unabläßige Uibung verschaffe. Ich will Sie nicht bloß lehren, was Andere vor Ihnen erfunden haben; ich will Sie, eben wie Sokrates den jungen Sclaven, so lange fragen und wieder fragen, bis Sie sichs von neuem erfinden. Kurz, ich will mein Möglichstes thun, damit ich aus jedem einzelnen Menon unter Ihnen einen Mann wie So-

krates mache. Mehr brauch ich wohl nicht zu sagen, um mich Ihrer aller unermüdeten Aufmerksamkeit zu versichern.

„Daß Naturgaben dazu erfordert werden, wenn mein Werk mir gelingen soll; das muß Niemanden unter Ihnen irre oder kleinmüthig machen. Sogar denjenigen nicht, der sich durch die Langsamkeit seines Fortganges, trotz aller Mühe, die er sich gibt, für überzeugt hält, daß er nicht zum Philosophen gebohren sey. Er muß wissen, daß auch ein weniger gutes Talent, so wie ein unfruchtbares Erdreich, durch anhaltenden Fleiß sich verbessern läßt, und daß ein schwerer langsamer Kopf darum nicht nothwendig ein unfähiger Kopf ist. — Xenokrates, der freylich von der Natur nicht bestimmt war, ein Aristoteles zu werden, ward doch immer Xenokrates; das heißt: ein würdiger Nachfolger des Platon in der Akademie und ein berühmter Nahme unter den griechischen Weltweisen.

„Doch ich fasse Sie da schon wieder bloß beym Ehrgeiz, und das mögt' ich nicht gerne. Die Ausbildung unsrer Vernunft hat noch ganz andre und ganz wichtigere Folgen, als daß sie uns vor den Menschen ein Ansehn verschafft. Sie ist zugleich eine Quelle des reinsten und würdigsten Vergnügens für unser ganzes Leben, und ein nothwendiges Erforderniß zu unsrer höhern innern Glückseligkeit. Von der Vollkommenheit unsrer Vernunft hänget die größere Vollkommenheit unsers Willens ab, und wer in Erkenntniß der Wahrheit zurückbleibt, der bleibt in der Tugend zurück. In der Frage

unſers Menon: wie wird man tugendhaft? war im Grunde auch die andere Frage begriffen: wie klärt man ſeine Vernunft auf?" — —

Dieſer kurze Diſcurs, denk' ich, den ich im mündlichen Vortrage noch etwas ausſpinnen würde, enthält alles Weſentliche, was in einer Einleitung zur Logik geſagt werden ſoll. Den Begriff der Vernunft, den man hier ſchon mitzunehmen pflegt, würd ich erſt ſpät unterſuchen. — Nunmehr zur Entwicklung der logiſchen Begriffe ſelbſt.

Daß dieſe Entwicklung möglich ſey; daran iſt gar kein Zweifel. Der einzige Menon enthält alle Arten von Operationen des Verſtandes; alle Arten von Begriffen, von Sätzen, von Folgerungen, von Schlüſſen. Er enthält Schlüſſe mit bedingten und mit theilenden Sätzen; Schlüſſe aus Analogie und Induktion; mit einem Worte, wenn man ſie nur herauszufinden weiß, die ganze Logik. Ja, wenn es darauf ankäme; ſo könnte der Lehrer ſogar die Ordnung der Hauptſtücke, wie ſie gewöhnlich in den Lehrbüchern der Logik auf einander folgen, beybehalten.

Erste Lection.

Ew. Excellenz erwarten nicht von mir, daß ich Ihnen hier die sämmtlichen Vorlesungen ausgearbeitet vorlege. Sie verlangen nichts, als einen oder einige einzelne Versuche, aus denen die Möglichkeit, die Logik auf diese Art zu lehren, erhelle, und die zugleich als Probe davon dienen können. — Meine erste Lection sey über die Lehre von den Begriffen. Ich versetze mich in die Klasse, vergesse, daß Ew. Excellenz zugegen sind, und habe einzig mit meinen Schülern zu thun. — —

„Die Untersuchung, die hier Sokrates gemeinschaftlich mit dem Menon angestellt hat; was für einen Gegenstand betraf sie?

Die Tugend.

„Und was sollte von der Tugend ausgemacht werden?

Ob sie gelehrt werden könne?

„Wie viel, glauben Sie, sind auf diese Frage Antworten möglich?

Nur zwey. Ja oder Nein.

„Nicht noch eine dritte? Sokrates gibt sie gleich Anfangs, wenn Sie sich noch erinnern. Er sagt: er wisse es nicht. Doch Sie sehen wohl: eine solche Antwort ist so gut, wie gar keine Antwort. — — Also eine wirkliche, eine bestimmte Antwort kann nur auf folgende zwey Arten gegeben werden: die Tugend läßt sich lehren. Die Tugend läßt sich nicht lehren. Was geschieht in der ersten dieser Antworten? Werden da zwey Begriffe verbunden oder getrennt?

Verbunden.

„Und in der zweyten?

Getrennt.

„Sie wissen nunmehr, was Urtheilen heißt. Eben dieses Trennen oder Verbinden zweyer Begriffe. Das setzt dann nothwendig voraus, daß man beyde Begriffe vergleichen, daß man durch diese Vergleichung einsehen muß, ob sie mit einander übereinstimmen oder sich widersprechen. — — Diese Vergleichung nun; können Sie die nicht bloß in Gedanken anstellen? nicht bloß stillschweigend urtheilen, ohne mit Worten ihr Urtheil auszudrücken?

„So lange Sie das thun, heißt nun das Urtheil noch nicht ein Satz, sondern schlechtweg ein Urtheil. Wenn Sie es aber in Worten ausdrucken; wenn Sie z. B. sagen: die Tugend kann nicht gelehrt werden: was wird da aus dem Urtheil? — Ich hab es vorhin schon gesagt.

Ein Satz.

„Sie verneinen in diesem Satze. Und also ist der Satz? —

Ein verneinender.

„Wenn Sie aber behaupten: die Tugend kann gelehrt werden: was ist er da?

Ein bejahender Satz.

„Jede Kunst und jede Wissenschaft hat für ihre eigenthümlichen Begriffe, eigenthümliche Wörter, die man Kunstwörter (Terminos technicos) nennt. So auch die Logik. Deren können Sie hier gleich noch einige merken, die öfter vorkommen werden. Sie sehen, daß in jedem Satze zween Begriffe oder Termini (denn ein durch articulirte Töne bezeichneter Begriff heißt ein Terminus) vorkommen. — Der eine ist der, von dem der andere ausgesagt wird; der andere der, welcher von jenem ausgesagt wird. Jenen pflegt man das Subject, diesen das Prädicat zu nennen. —

„Wenn Sokrates sagt: Ich bin unwissend, oder Anytus: die Sophisten sind Betrüger; was ist in jenem Satze das Subject?

Ich.

„In diesem?

Die Sophisten.

„Das Prädicat in jenem:

Unwissend.

„In diesem?

Betrüger.

Aber da ist noch ein Verbindungswörtchen: bin, sind, das eben die Uibereinstimmung der

Begriffe in beyden Sätzen anzeigt. Sollten Sie nicht schon wissen, wie das heißt?

Die *Copula*. Oder deutsch; das Verbindungswörtchen. —

„Die aufgeworfne Frage: ob die Tugend gelehrt werden könne? enthält noch so wenig Trennung, als Verbindung der Begriffe. Es ist dennoch ein Satz, aber ein unvollkommner, in welchem Bejahung oder Verneinung erst soll ausgemacht werden. — Sollten Sie sich nicht aus der Geometrie erinnern, wie so ein unvollständiger Satz, in welchem auch einer der andern wesentlichen Theile, Subject oder Prädicat, fehlen kann, genannt wird?

Eine Aufgabe. (Problema.)

„Und die befriedigende Antwort?

Die Auflösung. (Solutio.)

„Künftig von allen diesen Begriffen, mit denen ich Sie jetzt nur vorläufig bekannt mache, ein Mehreres.

„Was sagte nun Sokrates gleich zu Anfang des Gesprächs, daß zu so einer Auflösung, zu so einer Antwort gehöre? — Wenn ich die ganze Sache nicht kenne, sagte er; wie kann ich wissen, was ihr zukomme oder nicht zukomme? Gesetzt: ich wüßte gar nicht, wer Menon ist; könnt ich wissen, ob er schön, oder reich, oder von edler Geburt sey? — Unmöglich!

„In der Frage: Ist Menon reich? was ist da das Subject?

Menon.

„Das Prädicat?

Reich.

„Um den Reichthum vom Menon zu bejahen, behauptet Sokrates, muß er erst einen Begriff vom Menon haben. Setzen Sie für Menon, Subject, für Reich, Prädicat, und machen Sie die Behauptung des Sokrates allgemein: wie wird es dann heissen?

So: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muß man erst den Begriff vom Subject haben.

„Aber nicht auch vom Prädicat? — Wenn ich gar nicht wüßte, was das Wort: Reich bedeute; könnt ich da antworten?

Offenbar, nein.

„Also: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muß ich erst von beyden die Begriffe haben. — Aber wie? Wäre dieß nur alsdann nothwendig, wenn man Begriffe verbindet, wenn man bejaht? nicht auch alsdann, wenn man sie trennt, wenn man verneint? Oder kann man das, ohne von Subject und Prädicat die Begriffe zu haben?

Eben so wenig. Weder bejahen noch verneinen.

„Was ist das Allgemeine, worunter sowohl Bejahen als Verneinen enthalten sind?

Urtheilen.

„Also: ohne Begriffe ist kein Urtheil möglich. Ehe die Seele urtheilen kann, muß sie Begriffe bilden.

„Sonach ist Begriffe bilden die erste Operation unserer Vernunft. Denn man zählt in allem nur drey Operationen derselben: Begriffe bilden, Urtheilen, Schließen. Schlüsse bestehen aus Urtheilen; Urtheile aus Begriffen. Begriffe sind also das erste, was wir zu untersuchen haben, wenn wir die Ordnung der Natur beybehalten wollen.

„Vor allen Dingen müssen wir nun wissen: was ist ein Begriff? Mit andern Worten: wir müssen uns zuerst um den Begriff des Begriffs bemühen. — Ich frage Sie: hatte Menon einen Begriff von der Tugend?

Nein.

„Nein? Lesen Sie nur seine Antworten nach! Was er für die Tugend des Mannes ausgibt, das ist doch Tugend? Und eben so, was er die Tugend des Weibes nennt?

Das freylich.

„Und würd' er denn, wenn er gar keinen Begriff von der Tugend, auch nicht im Ganzen hätte, nur noch so richtig antworten können? Würd' er nicht in Gefahr seyn, ganz das Gegentheil zu greifen? — Er muß nicht allein einen Begriff, er muß schon einen klaren Begriff haben. Nicht wahr?

Es scheint.

„Nein, es ist. Sokrates verwirft nur darum seine Antwort, weil er mehr als einen bloß klaren, weil er einen deutlichen einen ausführlichen Begriff, eine Definition verlangt. — — Doch bald sollt ichs machen, wie Menon, und Ihnen Arten von Be-

griffen nennen, eh ich Ihnen im Allgemeinen gesagt hätte, was ein Begriff sey? — Um es herauszubringen, will ich mich lieber an den Sclaven des Menon wenden, als an den Menon selbst. Es scheint mir mit ihm der Fall zu seyn, den man so oft trifft: daß er einen bessern Kopf hat, als sein Gebiether. Wenigstens wird Sokrates mit ihm eher fertig, und ich denke, wir werdens auch werden."

„Was war es also für eine Frage, die Sokrates dem jungen Sclaven vorlegte?"

Die: was das für eine Linie sey, aus der ein Viereck, doppelt so groß als ein gewisses gegebenes Viereck, construirt werden könne.

„Wie nannten wir oben so eine Frage?

Eine Aufgabe.

„Sie erinnern sich, daß der junge Mensch endlich die Antwort fand. Wie nannten wir oben so eine Antwort?

Die Auflösung. —

„Auf welche Art behauptet nun Sokrates, daß der junge Mensch diese Auflösung gefunden habe?"

Durch Wiedererinnerung.

„Lassen Sie das dem guten Alten einmahl gelten! Und nun sagen Sie mir: kann man sich an etwas erinnern, wovon man nie eine Vorstellung gehabt hat? oder wovon die Vorstellung, wenn sie auch einmahl da war, gänzlich aus der Seele vertilgt ist? — Kann man sich daran wieder erinnern?"

Unmöglich.

„Mithin hatte der Sclave schon die Vorstellung von der gesuchten Linie?"

Nach der Meinung des Sokrates: Ja!

„Ich merke, was Sie mit dieser Einschränkung sagen wollen: nach der Meinung des Sokrates. — Um zum Zweck zu kommen, muß ich lieber meine Frage nur anders fassen: Ward nicht die Vorstellung der gesuchten Linie aus lauter andern Vorstellungen, die der Sclave schon wirklich hatte: von Viereck, von Linie, von Dreyeck, von Hälfte u. s. w. herausgewickelt?

Offenbar.

„Woraus erkennen Sie das?"

Sokrates erklärt eigentlich dem jungen Sclaven nichts; er fragt nur, und der Slave, wie aus seinen Antworten erhellt, versteht ihn.

„Wohl! Ich frage nun weiter? Läßt sich etwas aus etwas anderm herauswickeln, ohne daß es darin eingewickelt sey?"

Unmöglich.

„Die Vorstellung der bewußten Linie mußte also in jenen Vorstellungen schon eingewickelt sey?"

Offenbar.

„Und diese Vorstellungen, worin sie eingewickelt war, lagen schon in der Seele der Sclaven?"

Wie zugegeben.

„Nun, so lag denn auch die Vorstellung jener Linie schon in seiner Seele; aber noch eingewickelt, noch dunkel. — Beyläufig sehn sie hier zugleich, wie die Meinung des Sokrates müsse berichtiget werden." —

„Was meinen Sie nun aber ferner? War wohl bis dahin, da Sokrates den Knaben aufmerksam auf diese Linie machte, die Vorstellung davon, die, wie wir übereinkommen, doch wirklich in seiner Seele lag, jemahls zu einiger Klarheit bey ihm gekommen?"

Das scheint nicht. Eher läßt sich annehmen, daß er vielleicht an so eine Linie in seinem Leben noch nicht gedacht hatte.

„Sie lag also, ihm völlig unbewußt, in seiner Seele?"

Wahrscheinlicher Weise.

„Und wenn ihn nicht der gute Sokrates durch seine Fragen zur Aufmerksamkeit gereitzt, nicht seine Vorstellung zum Bewußtseyn, zur Klarheit gebracht hätte, so würde er vielleicht in seinem ganzen Leben kein Bewußtseyn davon erlangt haben?"

Das läßt sich annehmen.

Sie erkennen also, daß wir zweyerley Arten von Vorstellung haben: Vorstellungen m i t, und Vorstellungen o h n e Bewußtseyn. — Fragen Sie nun den Redegebrauch: würden Sie beyden Arten von Vorstellungen, oder nur Einer, und welcher würden Sie den Nahmen des Begriffs geben?

Wohl nur der ersten Art: den Vorstellungen m i t Bewußtseyn.

„Da haben S i e nun also den B e g r i f f des Begriffs. Es ist die Vorstellung Einer Sache, mit Bewußtseyn verbunden. Mit Bewußtseyn, daß wir eine Vorstellung haben, und wovon wir sie haben." —

„Um zu sehen, ob wir uns vollkommen verstanden haben, thu ich noch eine Frage. Als Sokrates dem jungen Sclaven das Viereck, worauf er die Aufmerksamkeit desselben heften wollte, in den Sand zeichnete — denn das war so die Art der Alten: — glauben Sie, daß da in der Seele des Sclaven die beyden Vorstellungen des fragenden Sokrates und des Vierecks, worüber er gefragt ward, die einzigen waren?"

Wohl nicht.

„Sicherlich nicht. Denn es zeichneten sich ausserdem die Bilder seines Herrns, seiner Mitsclaven, des Stabes des Sokrates, der umliegenden Gegend und aller ihrer verschiednen Gegenstände in seinem Auge ab: seine Gehörnerven wurden von mancherley Tönen und Schällen, die immer bey Tage die Luft erfüllen; die Fibern seines Geruchs von mancherley in der Luft schwimmenden Ausdünstungen erschüttert. Auf jede Erschütterung des sinnlichen Werkzeuges aber erfolgt, nach dem Gesetz der Natur, eine Vorstellung in der Seele. — Die ganze Menge aller zugleich in der Seele befindlichen Vorstellungen heißt die Totalvorstellung. Was war nun von der Totalvorstellung, die der Sclave hatte, in jenem Augenblicke Begriff?"

Nur die Vorstellung vom Sokrates und dem Viereck.

„Warum das?"

Weil er sich ihrer allein bewußt war.

„Und warum war er sich ihrer allein bewußt?"

Weil er auf sie allein seine ganze Aufmerksamkeit richtete.

„Alles übrige also von der Totalvorstellung?"

War in diesem Augenblicke nicht Begriff, sondern nur Vorstellung ohne Bewußtseyn.

— „Sie haben sehr wohl geantwortet, wie ich sehe, haben wir uns vollkommen verstanden.

Zweyte Lection.

„Der gute Erfolg Ihres ersten philosophischen Versuchs wird Sie hoffentlich nicht nur willig, sondern begierig gemacht haben, ihrer mehrerer zu wagen. — Sie erinnern sich noch, was Sie in voriger Stunde entwickelt haben?"

Den Begriff des Begriffs.

„Weiter nichts? Hätten Sie's denn nicht gemerkt, daß sie in der That noch weit mehr geleistet; daß Sie auch die wichtige Frage von dem Ursprunge der Begriffe, von der Art und Weise, wie sie sich in der Seele bilden, beantwortet haben? — Ich nenne diese Frage wichtig, weil wir ohne ihre Beantwortung der Wahrheit unsrer Begriffe nicht gewiß seyn können, Sind wir aber

der Wahrheit der Begriffe nicht gewiß, so sind wirs auch der Wahrheit der darauf gebauten Urtheile und Vernunftschlüsse nicht. Die Grundlage der Erkenntniß ist unsicher, und so müssen wir fürchten, daß das ganze Gebäude einmahl zusammenstürze."

„Um Sie zu überzeugen, daß Sie wirklich das Wesentlichste vom Ursprung der Begriffe schon wissen, und daß Sie sich, mit Sokrates zu reden, ihrer Gedanken darüber nur erinnern dürfen, will ich die zuletzt gethanen Fragen, nur ein wenig ausführlicher, wiederhohlen. — Was dünkt ihnen also? Würde der Sclave des Menon, wenn er blind gewesen wäre, von dem Viereck, das ihm Sokrates vorzeichnete, einen Begriff erhalten haben?"

Offenbar mußte er sehende Augen haben.

„Aber mit diesen sehenden Augen konnt er ja Alles, was in der Welt sichtbar ist, sehen, und doch sah er nur etwas. Was sah er?"

Wovon die Lichtstrahlen in seine Augen fielen.

„Und eben so: Um von der Stimme des mit ihm redenden Sokrates einen Begriff zu erhalten; was ward erfordert?"

Ein ofnes Ohr.

„Wäre das Alles? Wir machten aus: Wenn der Sclave sehen sollte, so mußten Lichtstrahlen in seine Augen fallen; denn Licht ist die Materie, vermittelst welcher wir sehen. Was ist nun das für eine andre Materie, vermittelst welcher wir hören?"

Die Luft.

„Was

„Was wird also zum Hören noch ferner erfordert?"

Daß die Luft erschüttert werde.

„Aber hören wir denn alle Erschütterungen der Luft, oder nur diejenigen, die zu unserm Ohr gelangen?"

Nur diese letztern.

„Also, anstatt zu sagen: die Luft muß erschüttert werden, sagen Sie lieber: das Gehör muß vermittelst der Luft erschüttert werden. — Gehn Sie nunmehr die sämmtlichen Sinne durch, und Sie werden überall das Nähmliche finden."

„Das Auge ist ein sinnliches Werkzeug. Nicht wahr?"

Allerdings.

„Und ist gesund, wenn es klar sieht?"

Freylich.

„Auch das Ohr ist ein sinnliches Werkzeug, und gesund, wenn es wohl hört?"

Es ist der nähmliche Fall.

„Und wenn Lichtstrahlen ins Auge fallen oder Schälle das Ohr erschüttern: so wird in beyden Fällen ein sinnliches Werkzeug berührt?"

Natürlich.

„Machen Sie mir nun den Satz allgemein. Um zu Begriffen des Gesichts zu gelangen, mußte der Mensch gesunde Augen haben, und die Lichtstrahlen mußten hineinfallen. Sagen Sie mir nun überhaupt: was muß geschehen, um zu Begriffen zu gelangen?

Man muß zuerst gesunde sinnliche Werkzeu-

ge haben und zweytens müssen die Werkzeuge berührt werden.

„Doch wie berührt? Ist es gleichgültig, von welcher Materie? — Werden Sie sehen, wenn Ihr Auge nur von der Luft, oder hören, wenn Ihr Ohr nur vom Lichte berhört wird?"

Offenbar nein.

„Also, von welcher Materie muß daß Werkzeug berührt werden?"

Von derjenigen, vermittelst welcher der Sinn empfindet.

„Da hätten wir also zwey Erfordernisse zur Entstehung jedes Begriffs schon gefunden. — Antworten Sie weiter: Entstand bey unserm Sclaven schon mit dem bloßen Sehen der Begriff der Figur? — Sie meinen ja? Sie dürfen sich nur zurückerinnern. — Wurden wir nicht einig, daß in jenem Augenblick nur die beyden Vorstellungen des Vierecks und des Sokrates in seiner Seele Begriffe waren; daß gleichwohl auch die ausströmenden Lichtstrahlen andrer umgebenden Gegenstände seine Augen berührten? und er auch von diesen andern Gegenständen Vorstellungen hatte?"

Ja! aber Vorstellungen ohne Bewußtseyn.

„Woran lag das? Doch wohl daran, weil er in diesem Augenblicke nur auf jene beyden Gegenstände Acht gab?"

Ganz gewiß.

„Was gehört also noch ferner zur Erzeugung eines Begriffs?"

Die Beachtung der Veränderung, die im Werkzeuge bewirkt worden.

„Ganz recht! Die Seele muß ihre vorstellende Kraft auf den einen Gegenstand sammeln, und ihn dadurch aus dem düstern verworrnen Chaos der Totalvorstellung heraussondern. Dadurch erhält dann die Vorstellung dieses Gegenstandes ein besonders Licht, eine vorzügliche Klarheit. In eben dem Maße aber werden auch die Vorstellungen der übrigen Gegenstände verdunkelt. Das sehen Sie an einer gewissen Art von Abwesenden, die, wenn sie ganz in Einen Gedanken vertieft sind, weder sehen noch hören, und wenn man sie anredet, entweder gar keine oder eine ganz verkehrte Antwort geben. — Eine andre weniger gute Art von Abwesenden, die man Zerstreute nennt, sind wachende Träumer; diese vertheilen ihre vorstellende Kraft auf so viel Gegenstände zugleich und denken so viel auf einmahl, daß sie darüber so gut wie gar nichts denken."

„Wiederhohlen Sie mir das Gesagte noch einmahl! Ausser der gesunden Beschaffenheit des Werkzeuges, und ausser der Berührung desselben durch die ihm zusagende Materie wird zu einem Begriffe drittens erfordert?" —

Die Beachtung der Veränderung im Werkzeug.

„Warum? damit nähmlich die Vorstellung nicht im Dunkeln bleibe; sondern?" —

Zur Klarheit komme.

„Ist denn aber auch dieß schon genug? — Sokrates erste Frage an den jungen Sclaven war:

ob er wisse, daß dieß, was er ihm hier vorzeichne, ein Viereck sey? Der Sclave antwortet ohne alles Bedenken: ja. Würd er das gekonnt haben, wenn er sich nicht anderer schon ehemahls gesehener ähnlicher Figuren erinnert, diese mit jenen verglichen und ihre Aehnlichkeit erkannt hätte?"

Gewiß nicht.

„Bloß durch diese Aehnlichkeit, sehen Sie wohl, ist er im Stande, jedes vorkommende Viereck von andern Figuren, die nicht Vierecke sind, zu unterscheiden?"

Freylich.

„Aber von jenem ersten Viereck, womit er alle nachher gesehenen verglich; wie glauben Sie, daß er da den Begriff erhalten habe? Ohne Vergleichung?"

Es scheint.

„Der Schein ist trüglich. Ohne Vergleichung mit andern ähnlichen und besonders mit andern unähnlichen Figuren würd es sichtbar nie zum Unterscheiden des Vierecks kommen, und nur durch Unterscheiden kennt man, ist man sich bewußt. — Zu diesem Unterscheiden nun, diesem Bewußtseyn sind die Wörter vortrefliche, beynahe unentbehrliche Hülfsmittel. — Eben durch sie sondern wir die jedesmahlige Vorstellung, die wir haben wollen, von der Menge der übrigen, zugleich in der Seele befindlichen Vorstellungen ab; wir ziehen damit gleichsam um die vorzustellenden Gegenstände die Grenzlinien, und werfen auffer diese Grenzlinien alles, nicht zur Vorstellung Gehörige,

hinaus. Daher geschieht unser Denken immer vermittelst der Sprache. — Wenn Ihr akademischer Lehrer Ihnen künftig das Entstehen der Sprachen wird erklären wollen, so wird ihm eben dieß die vornehmste Schwierigkeit machen. Eins scheint das andere nothwendig vorauszusetzen: der Gebrauch der Vernunft die Erfindung der Sprache, und die Erfindung der Sprache den Gebrauch der Vernunft. — Ich überlasse es seinem Scharfsinne, Sie aus dieser Schwierigkeit herauszuführen: für Uns wäre eine solche Untersuchung noch zu schwer und zu tief."

„Setzen Sie das zuletzt Herausgebrachte zum Vorigen hinzu; so gehört zur Entstehung eines Begriffs viertens? —

Die Vergleichung der Vorstellung mit andern ähnlichen und unähnlichen Vorstellungen.

„Die also in der Seele zugleich vorhanden seyn müssen. Es mag nun seyn, daß auch sie gegenwärtig wirklich empfunden, oder nur von dem Gedächtniß zurückgerufen werden. Und fünftens gehört noch dazu? — Ich hab es gesagt: die Bezeichnung der Begriffe. Durch? —"

Durch Wörter.

„Wenigstens sind Wörter die Zeichen, die alle uns bekannte Nationen für ihre Begriffe angenommen. Es müssen also wohl die bequemsten und die natürlichsten seyn. Doch sind auch andere Bezeichnungsarten der Begriffe möglich, wenn sie gleich weniger Vollkommenheit haben.

„Wir wollen nun mehr zur Frage von der Wahrheit der Begriffe fortgehn, als um derentwillen wir die ganze bisherige Untersuchung angestellt haben. Aber vor allen Dingen müssen wir doch wissen, was wir unter Wahrheit verstehen. — Werden Sie sagen, daß ein rundes Viereck, ein schwarzes Weiß wahre Begriffe sind?

Nein.

„Warum nicht?

Weil sie sich gar nicht denken lassen.

„Und warum lassen sie sich nicht denken?

Weil es unmögliche Dinge sind.

„Sie nennen also einen Begriff unmöglich, der einen Widerspruch in sich faßt, so wie hier die Vorstellungen von Rund und Eckigt, Schwarz und Weiß einander vernichten?

Freylich.

„Also läge die Wahrheit der Begriffe darin, daß das Verschiedene, was sie enthalten, einander nicht aufhebt, sondern mit einander besteht, übereinstimmt? Kurz, sie läge in der innern Möglichkeit derselben?

Allerdings.

„Aber wenn nun unser Sclave auf die Frage, ob die ihm vorgezeichnete Figur ein Viereck sey? geantwortet hätte: sie ist ein Zirkel: hätte er da einen wahren oder einen falschen Begriff gehabt?

Einen falschen.

„Ein Zirkel aber ist doch etwas sehr Mögliches, etwas sehr Denkbares?

Das wohl. Allein der Sclave hätte den Begriff unrecht angewandt; hätte Zirkel und Viereck verwechselt.

„Also sehen Sie wohl, daß es eine zwiefache Wahrheit der Begriffe gibt. Zuerst muß der Begriff keinen innern Widerspruch enthalten; das heißt: die verschiedenen darin verbundenen Merkmahle müssen einander nicht aufheben, müssen zusammen bestehen können: und zweytens muß auch der Begriff von äußerm Widerspruch frey seyn; deutlicher: er muß dem Gegenstande zukommen, wovon man ihn hat; muß mit ihm übereinstimmen. Jene Wahrheit pflegt man die metaphysische, diese die logische zu nennen. — In unserer Frage ist von der logischen Wahrheit die Rede, die aber jene metaphysische immer voraussetzt.

„Wenden Sie den Begriff, damit Sie ihn desto besser und sichrer fassen, auf einige Beyspiele an! Die logische Wahrheit bestand? —"

In der Uibereinstimmung des Begriffs mit der Sache, wovon man ihn hat."

„Wann glauben Sie also, daß man den wahren Begriff von der Farbe einer Blume, eines Gewandes habe?

Wenn man die Farbe so sieht, wie sie ist.

„Das will sagen, wenn man das Blaue blau, das Grüne grün, das Weisse weiß sieht?"

Freylich.

„Kurz, wenn man die Farbe so sieht, wie sie außer dem Auge in der Blume, in dem Gewande da ist?"

Nicht anders.

„Antworten Sie doch, als ob Sie aus der Schule eines Gorgias oder Empedokles kämen! Denn erinnern Sie sich, wie Sokrates, nach dem System dieser Weltweisen, die Farben erklärte? — Als sichtbare Ausflüsse der Körper; wodurch er also die Farben in die Körper selbst zu versetzen schien. — Ist denn aber diese Vorstellungsart richtig? Ist die Farbe, so wie wir sie empfinden, wirklich außer uns in dem Gegenstande? Oder um ein Beyspiel von einem andern Sinn zu entlehnen: Ist der Geschmack einer Speise nicht etwa bloß auf der Zunge? Ist er auch in ihr selbst?"

Beydes auf der Zunge und in ihr selbst.

„Verstehen Sie sich recht! Sie urtheilen nur darum so, weil Sie sich von der Sprache verführen lassen. Man sagt freylich, sowohl von der genoßnen Speise, als von der geniessenden Person, daß sie einen guten, schlechten, feinen Geschmack habe. — Allein, so bald Sie sich den Geschmack als das, was er ist, als Empfindung, als Vorstellung der Seele denken: müssen Sie da nicht sogleich gewahr werden, daß er als solche, als Empfindung, nur bey dem Geniessenden, nur in der Seele desselben Statt finden kann?

Das allerdings.

„Und daß in dem Genoßnen, in der Speise, weiter nichts, als die Veranlassung zu dieser Empfindung liege?

Ganz sichtbar.

„Eben so auch mit den übrigen Sinnen: daß in den Gegenständen des Gesichts weiter nichts, als die Veranlassung zur Empfindung einer solchen und solchen Farbe liege? daß die Farbe nicht eben so in den Dingen sey, wie in unserer Vorstellung davon?"

Es scheint der nähmliche Fall.

„Sie sind also doch auf des Sokrates Meynung. Sie verwerfen, wie Er, die Erklärung der Farben, nach dem System des Gorgias und des Empedokles. Aber nun sagen Sie: was wird aus unserer ganzen logischen Wahrheit? Wo bleibet die Uibereinstimmung zwischen Vorstellung und Vorgestelltem? zwischen Begriff und Sache? Wie können wir je von dieser Uibereinstimmung urtheilen, wenn wir die Beschaffenheiten der Dinge, so wie sie in ihnen wirklich sind, durch die Sinne vielleicht gar nicht kennen lernen? — Sie schweigen? Scheint ihnen die Schwierigkeit unauflöslich?"

In der That, so scheint sie.

„Aber gesetzt nun, ich wollte von dieser weissen Leinewand hier behaupten, sie wäre gelb: würde ich Sie nicht alle wider mich haben? Würden Sie nicht, wie aus Einem Munde sagen: sie, wäre weiß? — Es muß also doch noch, außer der innern metaphysischen, eine äußere logische Wahrheit geben, und wir wollen nicht nachlassen, bis wir ihr auf der Spur sind.

„Doch, wo mir recht ist, so sind wir ihr schon auf der Spur. Sagte ich nicht, wenn ich diese

weiße Leinwand gelb nennte, daß ich Sie alle wider mich haben, daß Ihrer aller Zeugniß meine Behauptung umstoßen würde?

Freylich.

„Hatt ich Recht, das zu sagen?"

Sehr Recht.

„Und wenn ich jetzt wirklich, wegen einer Verderbniß in meinen Säften, das Weiße für gelb erkennte: würd ichs da nicht ganz anders sehen, als ichs sonst immer in meinem ganzen Leben sah, und als ichs nach wiederhergestellter Gesundheit auch künftig sehen würde?"

Freylich ganz anders.

„Oder gesetzt, wir sähen es alle gelb, weil von einem hellerleuchteten gelben Körper ein Schlagschatten, ein Widerschein auf die Leinewand fiele: würden wir nicht bald unser Urtheil ändern. wenn wir die Leinwand aus dem Widerschein weg an das reine Tageslicht brächten, das wir nun einmahl in Allem, was Farbe betrifft, zum Schiedsrichter gemacht haben?"

Allerdings würden wirs ändern.

„Nehmen Sie einen andern Fall. Glatt und rauh, Flach und Erhaben, Gerade und Gekrümmt, sind Empfindungen beydes für Gefühl und Gesicht, obgleich für jeden der beyden Sinne anders. — Gesetzt nun, wir ließen uns durch eine geschickte Mahlerey täuschen, und hielten das Glatte für rauh, das Flache für erhaben, das Gerade für gekrümmt: würden wir nicht in einen Widerspruch

verfallen, wenn wir nachher das Gefühl dem Gesicht zu Hülfe riefen ?"

Ganz offenbar.

„Also gibt es doch noch, außer der metaphysischen, eine logische Wahrheit; eine Uibereinstimmung des Begriffs mit den unveränderlichen Regeln, nach welchen der Sinn im gewöhnlichen gesunden Zustande, unter den vortheilhaftesten allgemein bekannten Umständen, empfindet; eine Uibereinstimmung mit der Vorstellungsart aller anderen Menschen von unverdorbenen Sinnen; eine Uibereinstimmung mit den entsprechenden Vorstellungen anderer verwandten Sinne. — So die Frage gefaßt, können wir nun ohne alle Ungereimtheit die Untersuchung anstellen: was zur logischen Wahrheit, zur Uibereinstimmung der Begriffe mit ihren Gegenständen erfodert werde.

„Für dießmahl wollen wirs bey der Bestimmung der Frage bewenden lassen. Wir würden unsere Aufmerksamkeit nur ermüden, wenn wir sie länger anstrengen wollten.

Dritte Lection.

„Was in voriger Lection der Fall war, daß Sie in der That schon Alles wußten, was ich Sie lehren wollte; das ist auch jetzt wieder der Fall. Die Erfordernisse zur logischen Wahrheit der Begriffe liegen schon alle in der Art ihrer Erzeugung. Nur auf etwas weiter Entwicklung kömmt es an.

„Gesetzt, daß ich einen Gegenstand für wirklich, für gegenwärtig halte, der entweder gar nicht vorhanden, oder wenigstens abwesend ist: hab ich einen wahren oder einen falschen Begriff?"

Einen falschen.

„Gesetzt wieder, daß zwar ein Gegenstand da, aber nicht derjenige ist, den ich mir einbilde, nicht von der Beschaffenheit, die ich mir von ihm vorstelle: hab ich einen wahren oder einen falschen Begriff?

Abermahls einen falschen.

„Was ergeben sich hieraus für zwey Haupterfordernisse zur Wahrheit?"

Zuerst, daß wirklich ein Gegenstand vorhanden, und zweytens, daß er von der geglaubten Beschaffenheit seyn muß.

„Dieses Letztre will eigentlich sagen? —"

Daß die Vorstellung von dem Gegenstande den unveränderlichen Regeln gemäß seyn muß, nach welchen die Sinne, in ihrem gewöhnlichen gesunden Zustande und unter den vortheilhaftesten Umständen, empfinden.

„Wann entsteht denn aber der Fall, daß wir für wirklich oder für gegenwärtig halten, was doch nicht ist, oder wenigstens jetzt nicht da ist?

Im Traume.

„Gäbs nicht auch sonst noch Fälle? Sie haben gewiß schon einen Fieberkranken oder sonst einen Unglücklichen gesehen, der bey offnen Sinnen die Schwärmereyen seiner Einbildungskraft für Empfindungen nimmt. — Der Fall entsteht also zweytens? —"

Im Wahnsinn. Wenn man seiner Vernunft nicht mächtig ist.

„Seneca, wie Ihnen bekannt seyn wird, nennt den Zorn einen vorübergehenden Wahnsinn. Sie können, mit dem Stertin beym Horaz, von jeder heftigen Leidenschaft das Nehmliche sagen. Denn nicht nur verführt sie den Menschen zu den ausschweifendsten Handlungen, sondern täuschet ihn auch, wie z. B. die Furcht, mit Phantomen, als ob es Empfindungen wären. — Der Fall entsteht also drittens? —"

Bey heftigen Leidenschaften.

„Und endlich viertens: hat man nicht oft, auch im wachenden Zustande, ohne Leidenschaft, ohne Wahnsinn, Empfindungen von etwas, das

gleichwohl nicht ist? Gibts nicht ein Flimmern vor den Augen, ein Brausen im Ohre, das uns mit falschen Empfindungen von einem gesehenen Schimmer, einem gehörten Sturme täuscht? Die Nerven nähmlich werden zuweilen von innen auf eben die Art, wie sonst von aussen, erschüttert. Der Fall entsteht also noch? —"

Von innrer Erschüttrung der Nerven.

„Die denn immer eine Unordnung im Körper, eine Krankheit zur Ursache hat."

„Nehmen Sie dieß Alles, was Sie hier gefunden, zusammen. Dem Traum steht der wachende Zustand, dem Wahnsinn der freye Gebrauch der Vernunft, den Leidenschaften die Ruhe des Gemüths, endlich der Krankheit die volle Gesundheit entgegen. Wenn man also gewiß seyn will, daß man nicht leere Einbildung mit Empfindung verwechsle: was wird erfordert?

Daß man sich seines wachenden Zustandes, des freyen Gebrauchs seiner Vernunft, eines ruhigen Gemüths und eines gesunden Körpers bewußt sey.

„Aber wie, wenn nun ohnerachtet alles dessen unsre sämmtlichen Begriffe von äußern körperlichen Dingen nichts als Träume, als Erscheinungen; wenn diese Dinge außer der Vorstellung nirgends vorhanden wären? Diese Meynung, die viele scharfsinnige Köpfe gehabt haben, wird Idealismus genannt. In ihrer Prüfung, und falls sie möglich wäre, in ihre Widerlegung können wir uns hier noch nicht einlassen. — Aber ich fürchte, oder vielmehr

ich hoffe: was Sie jetzt lächeln macht, wird Sie einst künftig sehr ernsthaft machen."

„Ich nehme jetzt an, daß das erste Haupterfoderniß zur Wahrheit ausgemacht, daß wirklich ein äussrer Gegenstand vorhanden sey: was ist dann noch das zweyte Haupterforderniß?

Das auch der Gegenstand die geglaubte Beschaffenheit habe.

„Wie werden wir nun davon versichert? — In voriger Stunde sagt' ich, ein weißer Gegenstand könne, wegen innrer Verderbniß der Säfte, gelb erscheinen. Ist ein Werkzeug, in welchem die Säfte verderbt sind, ein gesundes oder ein ungesundes Werkzeug?"

Ein ungesundes.

„Also wird hier abermahls erfodert? —"

Daß man sich eines gesunden Werkzeugs bewußt sey.

„Doch wie? Wären denn alle innre Ursachen, wodurch die Erscheinungen der Gegenstände verfälscht werden, Krankheiten? Wenn dem Fieberhaften die Speise anders als dem Gesunden schmeckt, weil die Säfte, die sich mit den Speisen mischen, bey jenem verderbt sind; kann nicht auch dem Gesunden ein frisches mildes Getränk schaal oder herbe schmecken, weil er es unmittelbar auf so oder so eine Frucht nimmt? — Besser demnach, wir fassen das Erforderniß so: Um zu unterscheiden, was bey dem Eindruck von dem äussern Gegenstande selbst und was von dem Werkzeuge herrühre, muß man den jedes-

mahligen Zustand seiner Werkzeuge kennen — Finden Sies so nicht allgemeiner, nicht richtiger?"

Ohne Zweifel.

„In voriger Stunde sagt' ich ferner: ein Gegenstand könne gelb erscheinen, weil das Licht nicht rein, weil es von einem fremden Licht verfälscht sey. Wenn wir also von der Farbe einen richtigen Begriff erhalten sollen; so ist ein neues Erforderniß? —"

Daß das Licht unverfälscht sey.

„Das gilt dann für den einen Sinn des Gesichts. Aber so ein Medium, wie Licht für das Gesicht ist, haben mehrere Sinne. Allgemeiner also ist dieses Erforderniß?"

Daß das Medium rein sey, durch welches der Sinn empfindet.

„Lassen Sie sehen, ob Sie hiedurch einen Einwurf wiederlegen können, den schon alte Weltweise gegen die Zuverlässigkeit der Sinne gemacht haben. Ein ganzes gerades Ruder, sagten Sie, wenn mans in die Fluth getaucht sieht, scheint gebrochen. Was ist die Antwort hierauf?"

Daß man hier das Ruder durch ein unreines, verfälschtes Medium sieht.

„Wenigstens durch ein ungewöhnliches, durch ein fremdes. Ein solches fremdes Medium also kann zu Irrthümern verführen. Für Sie zwar, die Sie schon die Erfahrung haben, daß das Gerade im Wasser immer gebrochen erscheint, ist mir nicht bange: aber wem diese Erfahrung fehlt? wer die

Natur

Natur und Wirkung des fremden Mediums noch nicht kennt? —"

Der kann freylich leicht irren.

„Was war bey Ihnen das Verwahrungsmittel gegen diesen Irrthum?

Die Erfahrung, daß das Medium immer diese Wirkung thue. Die Kenntniß von der Natur desselben.

„Diese Erfahrung also und diese Kenntniß wird auch für andre das Verwahrungsmittel seyn. Daraus folgt dann die Regel: daß man sich mit der Natur jedes Mediums bekannt machen muß. — Haben Sie schon in der Naturlehre die Gründe gehört, warum das Wasser die Erscheinungen der Gegenstände so verändert?"

Nein.

„Nun so ist denn ihre Erkenntniß noch bloß historisch. Philosophisch wäre sie, wenn Sie die Gründe des Factums, nicht bloß das Factum, wüßten. — Indessen kann jene Erkenntniß schon hinlänglich seyn; doch ist diese unstreitig besser.

„Wir wollen sehen, wie weit schon die bisher gefundenen Erfordernisse zur Richtigkeit der Begriffe hinreichen. — Ich gebe Ihnen einen wirklich vorhandenen Gegenstand, nehme Ihre Werkzeuge völlig gesund, Ihr Gemüth völlig heiter und ruhig an; ich gestehe Ihnen überdieß noch ein unverfälschtes Medium, ein reines aber sehr schwaches Licht zu; ein Licht, wie es in der ersten Morgendämmerung ist: werden Sie nicht Gefahr laufen, bey zu ungewissem Eindruck, den hier die sparsam erleuch-

teten Gegenstände machen, falsche Begriffe zu bilden?"

Natürlich.

„Wiederum geb ich Ihnen ein volles unverfälschtes Licht, rücke aber den Gegenstand weit von Ihnen weg in die Ferne: werden Sie nicht auch da wieder Gefahr zu irren laufen?"

Allerdings. Denn der Eindruck ist auch hier wieder zu schwach.

„Ein neues Erforderniß also ist?"

Die hinlängliche Stärke des Eindrucks.

„Darunter war, nach dem Obigen, zweyerley begriffen, und ich wünschte es einzeln angegeben."

Es wird hinlängliche Fülle des Mediums und Nähe des Gegenstandes erfordert.

„Wie aber, wenn zuweilen der Gegenstand auch zu nahe seyn könnte? Bey denjenigen Sinnen nehmlich, die, wie das Auge, nicht unmittelbar durch Berührung des Gegenstandes selbst empfinden. — So giebt es für Sie, der Sie nicht Myops sind, bey Gesichtsgegenständen eben so wohl ein zu Nah, als zu Ferne. Statt des Worts Nähe also setzen wir besser? —"

Rechte Entfernung des Gegenstandes.

„Die nun zu beurtheilen, muß man abermahls die Natur des Sinnes kennen. Sey es philosophisch oder historisch.

„Doch auch die rechte Entfernung machts noch nicht aus. Treten Sie seitwärts, indem ich Ihnen hier auf dieser Tafel einen Zirkel schlage!

— Wenn Sie jetzt bloß nach dem sinnlichen Scheine urtheilten; würden Sie die Linie für einen Zirkel oder für eine Eylinie halten?

Für eine Eylinie.

„Also nicht bloß auf Entfernung, auch auf Lage kömmts an. Und auch in diese Lage weiß ein jeder, nach bloß gemeiner Erkenntniß, die beweglichen Gegenstände so zu rücken, oder bey unbeweglichen seine eigene so zu verändern, daß er der Wahrheit seiner Vorstellungen dadurch gewiß wird.

„Die Wiederhohlung der hier herausgebrachten neuen Erfordernisse hat schon Cicero Ihnen erspart. Sie müssen ihn selber hören; denn mit seiner Gabe, Alles was er will zu sagen, druckt er sich so vortreflich aus, daß er in der Uebersetzung gewiß verlieren würde. Meo quidem judicio, sagt er, ita est maxima in sensibus veritas, si & sani sunt & valentes, & omnia removentur, quae obstant & impediunt. Itaque & lumen mutari saepe volumus, & situs earum rerum, quas intuemur, & intervalle aut diducimus aut contrahimus, multaque facimus usque eo, dum adspectus ipse fidem faciat sui judicii. Quod idem fit in vocibus, in odore, in sapore: ut nemo sit nostrum, qui in sensibus sui cuiusque generis judicium requirat acrius. (*Acad. Quæst. IV. 7.*)

„Wie sehr Cicero in der Bemerkung Recht habe, daß man, auch ohne daran zu denken, die Erfordernisse zur Richtigkeit und Vollkommenheit der Begriffe weiß und anwendet; das können Sie aus

alltäglicher Erfahrung lernen. Sehen Sie einem Kunstkenner zu, wenn er sich an dem vollen Anblick eines Gemäldes ergötzen will. Bald hängt ihm das Bild in falschem, bald in zu schwachem Lichte; er hebt es herab, bringt es dem Tage näher, rückt es so, daß das Licht auf eben die Art, wie im Zimmer oder in der Phantasie des Mahlers einfällt; reinigt das Gemälde vom Staube, das Auge von den gesammelten Feuchtigkeiten, und tritt dann umher, bis er die beste Entfernung, den vortheilhaftesten Gesichtspunct findet."

„Es scheint Alles erschöpft zu seyn, was sich auf Gegenstand, Werkzeug, Medium, Berührung des Werkzeugs bezieht. Aber wir brachten noch andere Erfordernisse zur Erzeugung der Begriffe heraus: die waren? —

Beobachtung, Vergleichung, Bezeichnung.

„Das wird uns der Regeln vermuthlich noch mehrere geben. Denn sollt es nicht in Irrthümer führen, wenn die Aufmerksamkeit zu nachlässig, zu zerstreut, kurz, wenn sie nicht wach genug ist?"

Aller Wahrscheinlichkeit nach.

„Auch Ihnen wird man in der Kindheit manchen Winterabend durch Gespenstermährchen vertrieben haben. Was halten Sie von solchen Gespenstermährchen? — Nicht gar viel, wie ich merke. Aber die gute Amme hatte gesehn, hatte gehört: sie schwur, daß sie wahr erzählte, und sie schien doch zu fromm, um falsch zu schwören?"

Vielleicht auch, daß sie wirklich gesehn und gehört hatte; nur nicht das, was sie glaubte.

„Das Weiße also, was sie im Mondenlicht sah, war kein Geist; das Geräusch, was sie um Mitternacht hörte, kein Geklirr von Ketten? Es ward nur durch ihre abergläubische Einbildung dazu?

Ganz gewiß.

„Und wenn sie ihre Furcht hätte überwinden, ihre erhitzte Einbildung in Schranken halten können; wenn sie mit freyer ungefesselter Aufmerksamkeit sich den Gegenständen genähert, sie beobachtet hätte: so wäre plötzlich das Schreckenbild verschwunden gewesen?"

Unfehlbar.

„Ziehen Sie daraus die Regel: um richtige Begriffe zu erlangen, muß man die Aufmerksamkeit frey erhalten, muß man sich vor falschen Einbildungen, mithin auch vor allen den Leidenschaften hüthen, die solche Einbildungen zu erzeugen pflegen."

„Doch nicht immer ists nur die Einbildung, die der Erfahrung solche Zusätze gibt. — Sie wissen, daß bey voller Windstille, in einer nicht mit schweren Dünsten beladenen Luft, der Rauch in die Höhe zu steigen pflegt. Ich beobachte das, und glaube erfahren zu haben, daß der Rauch keine Schwere habe. — Hab' ich es wirklich erfahren?"

Nein.

„Was hab ich denn wirklich erfahren?

Nichts, als daß der Rauch in die Höhe steige.

„Ich machte also den Fehler, daß ich für Erfahrung nahm, was ich nur zur Erfahrung hinzuschloß. Nicht wahr?"

Allerdings.

„Was folgt daraus für eine zweyte Regel?"

Daß man Schlüsse nicht mit Erfahrung verwechseln müsse.

„Denn zuerst: Man erfährt ja nicht wirklich, was man nur schließt, und zweytens: was man aus einseitiger Erfahrung schließt, ist immer sehr unsicher. — So ist z. B. die Erscheinung des Rauchs auf hohen Bergen, wo die Luft sehr leicht ist, ganz anders, als in niedrigen Gegenden. Wer den Aetna besteigt, sieht den Dampf aus dem Schlunde sich vom Berge herunterwälzen, bis er in der dichtern mittlern Luft, wo er sein Gleichgewicht findet, sich setzt und wie eine Wolke fortzieht. —"

„Die beyden obigen Regeln können Sie nun in die eine zusammenfassen: Man muß die Aufmerksamkeit wach erhalten, um nicht mehr zur Erfahrung zu rechnen, als was sie wirklich enthielt. Das wird dann auch alle die Fehler verhüthen, die in Ansehung der Vergleichung vorfallen könnten. — Doch da auch falsche, mangelhafte Erinnerung des Vergangenen, eben sowohl als vernachlässigte Beachtung des Gegenwärtigen, auf falsche Begriffe führen kann; so fassen wir die Regel lieber so: Man muß beydes die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß schärfen."

„Uiber die Bezeichnung der Begriffe stellen wir künftig eine eigne Untersuchung an. Die Materie ist wichtig, und die Veranlassung zu dieser Untersuchung wird sich zeigen, wenn wir bey Gelegen-

heit unsers Menon die Grundsätze der Erklärungskunst lernen. — Merken Sie nur noch, daß der Fehler, da man seinen Erfahrungen falsche Einbildungen und Schlüsse einschiebt, der Erschleichungsfehler (vitium subreptionis) genannt wird."

Vierte Lection.

„Aus der Erklärung des Begriffs, wozu uns der Sclave des Menon Gelegenheit gab, haben sich so viel andre Betrachtungen entsponnen, daß wir uns fast ganz vom Menon verloren hätten. Einmahl müssen wir doch mit unsrer logischen Untersuchung dem Sokrates in seiner moralischen nachgehn, und so mag für jetzt der Sclave unter das Gefolge wieder zurücktreten. — So, wie dieser schon einen Begriff vom Viereck, so hatte jener | schon einen Begriff von der Tugend. Nicht wahr?

Wir haben es zugegeben.

„Wie mogt' er nun den erhalten haben? — Sie wissen ja schon alles, was zur Erzeugung eines Begriffs erfodert wird. Wiederhohlen Sie's nur!"

Durch Berührung eines sinnlichen Werkzeugs.

„Welches sinnlichen Werkzeugs? — — Sie stocken?"

Des Auges.

„Des Auges? — Sie meinen vermuthlich, weil er tugendhafte Handlungen wird gesehn haben, von denen er zum allgemeinen Begriff der Tugend übergegangen. — Aber denken Sie nur etwas weiter nach, und Sie werden bald gewahr werden, daß wir mit dem Auge eigentlich nichts, als Figur, Farbe und räumliche Veränderungen sehen. — Ist denn nun eine tugendhafte Handlung; ist das, was sie tugendhaft macht, eine Figur, oder eine Farbe, oder eine räumliche Veränderung?"

Keins von allem.

„Also kein Gegenstand des Auges?"

Nein.

„Und welches Sinnes denn sonst? — Wir zählen ja ihrer fünfe."

„Sie stutzen. Wenn ich Sie nun weiter um die Erzeugung der Begriffe: Vergnügen, Schmerz; Wissenschaft, Meinung; Liebe, Haß; Weisheit, Thorheit, u. s. f. fragte; so würden Sie bald gewahr werden, daß es eine ganze Menge von Begriffen gibt, die nicht auf die Art, wie oben angegeben, erzeugt werden. Aber auf welche Art denn sonst? — — So viel wissen Sie doch aus gemeiner Erkenntniß, daß man Körper und Seele unterscheidet und einander entgegensetzt. Nicht?"

Allerdings.

„Seele nennen Sie das, was in ihnen empfindet, denkt und will?"

Nicht anders.

„Und jene Begriffe, deren Erzeugung Sie

nicht zu erklären wußten, beziehen sich alle auf ein Empfinden, Denken, Wollen?"

Ganz sichtbar.

„Auch Sokrates, wenn Sie sich noch erinnern, machte einen Unterschied unter Dingen, die in und auffer der Seele sind. — Zu welcher von beyden Klassen rechnete er die Tugend?"

Zu der erstern. Zu den Dingen, die in der Seele sind.

„Sollte das den Knoten nicht auflösen? — Wenn der Sclave des Menon den Begriff vom Viereck, so wie von allen äussern Dingen, mittelbar durch den Körper erhalten mußte: wie mußte Menon selbst den Begriff von der Tugend erhalten?

Unmittelbar durch die Seele.

„Das scheint nun so richtig, so klar; denn die Tugend ist eine Eigenschaft der Seele selbst; sie ist in ihr. Gleichwohl bleibt noch eine zwiefache Dunkelheit übrig. — Denn zuerst: Glauben Sie, daß eine Seele in eine andere Seele so unmittelbar hinüberblicken könne, wie Auge in Auge?"

Unmöglich.

„Ist denn also nicht deutlich, daß wir Alles, was wir von solchen Dingen unmittelbar erkennen sollen, in unsrer eignen Seele erkennen müssen?"

Sehr deutlich.

„Zugegeben demnach, ich begriffe durch Ihre Antwort, wie Menon zur Kenntniß männlicher Tugend gelangt sey, da er selbst Mann war; begreif' ich darum schon, wie er auch weibliche Tugend habe erkennen lernen? — Oder ein besseres Bey-

spiel! Begreif' ich durch Ihre Antwort, wie Sokrates und Anytus nicht nur von ihrer eigenen Tugend; wie sie auch von der klugen Tapferkeit eines Themistokles, von der strengen Gerechtigkeit eines Aristides Begriffe erhielten?"

Sie schlossen die Tugenden dieser Männer aus den allgemein bekannten Handlungen derselben.

„Sehr wohl geantwortet! Allein diese Handlungen, so fern sie in die äussern Sinne fielen, waren abermahls körperlich, und in die Seele der beyden Tugendhaften konnten doch weder Anytus noch Sokrates blicken. Wenn sie nun gleichwohl so bestimmt von den äussern Wirkungen auf die innre Ursache schlossen; wenn sie davon nicht, als von einer unbekannten, sondern als von einer bekannten Sache sprachen, von der sie reelle Begriffe hatten: mußten sie da nicht schon anders woher die Kenntniß derselben haben?"

So scheint es.

„Schöpfen aber konnten sie den Begriff der Tugend nirgends anders, als in der Seele, und da sie ihn aus Anderer Seelen unmöglich schöpfen konnten: was blieb da übrig?" —

Daß sie ihn aus ihrer eigenen schöpften.

„Sonach hätten Anytus und Sokrates sich nie eines Aristides Gerechtigkeit, eines Themistokles Tapferkeit denken können, wenn sie nicht in sich selbst gewisse den Tugenden jener Männer analoge Empfindungen und Gesinnungen wahrgenommen hätten? Ihre Begriffe davon wären Begriffe ge-

wesen, aus ihrem eigenen Innern gezogen und auf jene Männer übergetragen?"

Es scheint anders Nichts zu sagen übrig.

„Freylich nicht. Auch ist es sehr deutlich, daß wirklich dieß die Entstehungsart aller psychologischen Begriffe seyn muß. Denken Sie sich einen Menschen ohne alles Gefühl von Muth, von Recht und von Unrecht; — welches zwar in der That ein unmöglicher Fall ist — und Sie begreifen sehr leicht, daß für so einen Menschen Tapferkeit und Gerechtigkeit ewig Nahmen ohne Sinn, leere Schälle, nicht bedeutende Wörter seyn werden. — Zugleich erhellt auch, daß unsre Begriffe von Anderer Empfindungen und Charakter um so viel mangelhafter oder vollständiger seyn müssen, je mehr oder je weniger Analogie sich zwischen unsrer und ihrer Empfindungsart, unserm und ihrem Charakter findet. Der gerechte Sokrates konnte sich in die Seele eines Aristides ohne Zweifel viel leichter, viel völliger versetzen, als sein boshafter ungerechter Ankläger Anytus."

„Warum ist denn aber die Beobachtung anderer Menschen ein so gutes Mittel zur Selbsterkenntniß? Denn um hier eine Platonische Idee aus dem ersten Gespräch: Alcibiades, mit einiger Veränderung, anzuwenden: so erkennt sich das Auge, indem es sich in einem andern Auge: die Seele, indem sie sich in einer andern Seele spiegelt. — Die Antwort hierauf ist leicht. Wir erhalten durch Beobachtung Anderer Gesichtspuncte, uns selbst zu beobachten. Uiberdem; wo wir gerade die beßte

Gelegenheit hätten, unser Innerstes zu erforschen, da ist die Seele zu sehr beschäftigt, zu sehr bewegt; und Beobachtung erfordert einen ruhigern Zustand. Wenn wir hingegen bey Anderer Handlungen und Leiden in uns selbst zurückkehren, so haben wir weit mehr die Fassung zum Reflectiren: die bloßen Ideen der Erinnerung sind schwächer: die bloßen Bewegungen der Sympathie weniger lebhaft." —

„Wir haben jetzt so viel gewonnen, daß wir zwey Fragen auf Eine zurückgebracht haben. Denn sobald wir nun wissen, wie wir Begriffe von unsrer eigenen Seele bilden, so wissen wir zugleich, wie wir sie von Andrer Seele erlangen. — Sie erinnern sich ohne Zweifel noch der Antworten, die Sie mir gaben. Die Begriffe von äußern Dingen werden uns mittelbar durch den Körper zugeführt; die von innern Seelenveränderungen?" —

Erhalten wir unmittelbar durch die Seele.

„Unmittelbar, sagen Sie. Urtheilen Sie selbst, in wie fern das seyn kann? — Sokrates sagt in unserm Gespräch, daß er für alle schönen Jünglinge eine Art von Schwachheit habe. — Diese seine Schwachheit fürs Schöne, sein Wohlgefallen am Schönen: rechnen Sie es zu den Dingen, die in, oder die ausser der Seele sind?"

Zu denen, die in ihr sind.

„Wenn nun aber Sokrates nie einen schönen Jüngling, einen Xenophon, Alcibiades, Menon gekannt, nie überhaupt einen schönen Gegenstand gesehen hätte: würde sich je diese Empfindung in sei-

ner Seele geregt; würd' er je eine Vorstellung davon erhalten haben?"

Gewiß nicht.

„Wenigstens nicht vom sichtbaren Schönen; das ist ganz deutlich. — Denken Sie sich nun einen Menschen, der von je her aller seiner Sinne beraubt, blind, taub, geruchlos, geschmacklos, an allen Gliedern paralytisch wäre: würde so ein Mensch je zum Bewußtseyn seiner selbst kommen? je von den Kräften und Eigenschaften seiner Seele Begriffe bilden?"

Wohl schwerlich.

„Mithin muß ja der Mensch erst sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen; kurz er muß erst durch den Körper empfinden, eh er auf sich selbst zurückblicken, eh er von den Kräften und Eigenschaften seiner Seele irgend einen Begriff bilden kann?"

Nach dem Obigen freylich.

„Gleichwohl behaupteten sie, wir schöpften jeden Begriff von der Seele unmittelbar aus ihr selbst. Jetzt erhellt ja, wir erhalten ihn mittelbar durch den Körper. Und erhalten ihn folglich auf eben die Art, wie auch alle Begriffe von äussern Dingen. — Oder wäre doch noch ein Unterschied da? — Denken Sie nach!"

Es muß nothwendig.

„Warum?"

Weil doch die Seele mit ihren Kräften und Eigenschaften nicht so in die Sinne fällt, wie die äussern Dinge.

„Sie empfinden, worauf ich hinaus will; aber ich wünschte, daß Sie es deutlich machten. — Alles, was zur Seele gehört, muß innerlich aus ihr selbst erkannt werden, weil sie nicht in die Sinne fällt; so viel ist klar. Aber die Seele äußert sich nicht anders, als bey Gelegenheit der äußern Bilder und Eindrücke, welche die Sinne ihr zuführen. Erst muß der schöne Gegenstand sich dem Auge darstellen, ehe die Seele einen Begriff davon bilden und ihr Wohlgefallen daran gewahr werden kann. Und so ist überhaupt bey allen unsern sinnlichen Vorstellungen das, was zur Seele, mit dem, was zum Körper gehört, innigst verbunden. Diese sinnlichen Vorstellungen aber sind die Grundlage aller unsrer Erkenntnisse. Daraus folgt dann zweyerley Zuerst, wenn kein anderes Mittel ist, die Seele kennen zu lernen, als bey Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke: wie muß mans anfangen, um Begriffe von ihr zu erhalten?"

Man muß sie, eben bey Gelegenheit dieser sinnlichen Eindrücke, beobachten.

„Und zweytens: Wenn die Vorstellung dessen, was die Seele angeht, immer mit der Vorstellung dessen, was zum Körper gehört, verbunden ist: wie muß mans anfangen, um die Begriffe von der Seele rein und richtig zu haben?"

Man muß das, was zur Seele gehört, von dem äußern Körperlichen sorgfältig absondern.

„Sie sehen also, wir haben zweyerley gefunden, da wir nur Eines gesucht haben. Außer der Art, wie alle psychologischen Begriffe ursprünglich

gebildet werden, haben wir zugleich ein Haupterforderniß zur Wahrheit derselben entdeckt: die sorgfältige Absonderung des zur Seele Gehörigen von allem Körperlichen, Sinnlichen, Aeussern. — Wenn Sie sich also die Ideen der Seele als wirkliche Bilder dachten, oder gar, wie es der Stoiker Kleanth nach dem Sextus Empirikus (adv. Math. L. VII.) soll gethan haben, als wirkliche Abdrücke der Gegenstände mit Erhebungen und Vertiefungen, so wie die Abdrücke des Siegelringes im Wachs sind: hätten Sie einen wahren oder einen falschen Begriff?"

Sicherlich einen falschen.

„Allein in Ansehung der Gesichtsideen ist es doch richtig, daß erst ein Bild im Auge da seyn muß, eh ein Begriff in der Seele entstehen kann?"

Dieses Bild im Auge aber ist nicht selbst der Begriff.

„Und was denn sonst?" —

Es ist bloß die Ursache dieses Begriffs.

„Oder noch besser vielleicht: die Bedingung dazu. — Merken Sie also die Regel: daß man die Seelenveränderung nicht mit der körperlichen verwechseln muß, die von jener nur die veranlassende Ursache ist. — Wenn Sie sich ferner das, was man Gemüthsbewegung nennt, als wirkliche Bewegung, mithin als räumliche Veränderung dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falschen Begriff?"

Wiederum einen falschen.

„Indessen sind doch alle Gemüthsbewegungen

mit gewissen Erschütterungen des Nervensystems, mit gewissen Wallungen im Blute verbunden?"

Dem ohnerachtet. Denn diese Erschütterungen und diese Wallungen sind doch immer nur Folgen der bewirkten Seelenveränderung, nicht die Seelenveränderung selbst."

„Merken Sie also die zweyte Regel: daß die äußern körperlichen Folgen innerer Seelenmodificationen, wie innig sie auch damit vergesellschaftet seyn mögen, doch nicht mit ihnen selbst müssen verwechselt werden. — Wenn Sie sich endlich drittens das, was man Neigung der Seele nennt, als ein wirkliches räumliches Hinneigen dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falschen Begriff?"

Auch hier einen falschen.

„Warum?"

Weil hier Neigung ein bloß entlehnter, metaphorischer Ausdruck ist, der nicht im eigentlichen Sinn muß genommen werden.

„Vortrefflich! — Aber ist es nicht seltsam, daß man der Gefahr, in Irrthümer zu fallen, nicht lieber ausweicht? daß man in der Philosophie, wo es auf Schönheit der Begriffe so wenig ankömmt, nicht ohne Bilder, ohne Metaphern spricht? — — Wie können Sie für Neigung der Seele noch sonst sagen?"

Hang der Seele.

„Das sehen Sie wohl, ist nur ein andres Wort, aber das nähmliche Bild. — Trieb? — ist gleichfalls ein vom Körperlichen übertragenes Wort,

und

und erinnert uns an die Kraft einer gespannten Feder. — Disposition? — sagt vielleicht nicht völlig das Nähmliche, und ist abermahls ein fremder entlehnter Ausdruck, der sich sichtbar auf Ort und Lage bezieht. — Kurz, wie viel Sie umherdenken mögen; Sie werden für psychologische Begriffe schwerlich andre, als sinnliche oder vom Sinnlichen entlehnte Nahmen finden. Selbst das Wort: Begriff ist Metapher. Und wenn ja bey einigen Ausdrücken, wegen veralteter Wurzel oder wegen sonst einer Ursache, die Ableitung kaum mehr kenntlich wäre; so wird sie doch oft der gelehrtere Sprachforscher, ein Adelung, ein Fulda, noch anzugeben wissen. Die Ursache, warum das so seyn muß, daß sich die Menschen alle ihre Begriffe von der Seele vermittelst körperlicher Zeichen mittheilen, werden wir künftig sehen. Aber was folgt aus dieser Bemerkung für eine Regel? Was für eine Vorsicht, in Ansehung der Bezeichnung psychologischer Begriffe, müssen wir anwenden?"

Wir müssen uns durch die sinnlichen Zeichen nicht verführen lassen, auch die Begriffe sinnlich zu denken.

„Also, wenn ein Zenon den Ausdruck τυπωσις einführt, müssen wir uns nicht, wie Kleanth, den wirklichen Abdruck eines Bildes, sondern, wie der weisere Chrysipp, eine bloße Modification, (ἑτεροιωσις) der Seele denken."

„Der ganze Unterschied körperlicher und psychologischer Begriffe, in Ansehung ihrer Erzeugung, liegt bloß da, wo wir anstießen: alles Uibrige ist

das Nähmliche. Also werden auch alle die Regeln, die für jene galten, für diese gelten. Wir müssen die Seele in Zuständen fassen, wo sie sich hinlänglich verräth, wo es, so zu reden, hinlänglich licht in ihr ist; wir müssen das, was jedesmahl in ihr vorgeht, mit Genauigkeit und Sorgfalt beobachten; müssen in unsre Erfahrungen von ihr keine falschen Schlüsse und Einbildungen mengen. — Araspes, wie Sie aus der Cyropädie des Xenophon wissen, glaubte erfahren zu haben, daß er zwo Seelen, eine gute und eine böse, hätte. Was hatt' er wirklich erfahren?"

Daß sich beydes, moralisch gute und moralisch böse Neigungen bey ihm fänden.

„Aber daß diese Neigungen nicht aus einem einzigen gemeinschaftlichen Principium, sondern aus verschiedenen flössen? —"

Das hatt' er nicht erfahren, sondern nur zur Erfahrung hinzugeschlossen.

„Also, wenn ers wirklich für Erfahrung nahm; welchen Fehler beging er?"

Einen Erschleichungsfehler.

„Dazu verführte ihn aber? — Offenbar die Dunkelheit, worin er sich wegen der Natur der Seele befand, verbunden mit der natürlichen Begierde, diese Dunkelheit aufzuhellen. Die nähmliche Ursache hat der abgeschmackten Idee teuflischer Eingebungen und Besitzungen den Ursprung gegeben. Unwissenheit ist die Mutter des Aberglaubens. — Daher halten alle unaufgeklärten Völker, so wie unter den aufgeklärtern der Pöbel, die Träu-

me für prophetisch; weil sie nähmlich die Verbindung, wodurch die Seele von ihren Empfindungsideen bey entfesselter Phantasie dazu übergeht, nicht begreifen können. Eben so schmeicheln sich oft schwachsinnige Gläubige mit einem außerordentlichen Gnadengefühl, weil sie den geheimen Einfluß des körperlichen Wohlbehagens auf die Fassung der Seele nicht einsehn, und Weltweise selbst erträumen sich Erfahrungen von freyer unbestimmter Willkür, weil die Bewegungsgründe, die sie bey ihren Handlungen wirklich leiten, in der Region ihrer dunkeln Ideen vergraben liegen. — Merken Sie sich also noch zum Schluß die Regel: daß wir gegen den Erschleichungsfehler um so mehr auf der Huth seyn müssen, je verborgner die Gründe der Erscheinungen sind, die wir in unsrer Seele gewahr werden."

Fünfte Lection.

„Bisher haben wir noch weiter nichts, als überhaupt die Quelle entdeckt, aus welcher der Begriff der Tugend geschöpft werden muß. Wie dieser Begriff aus einzelnen tugendhaften Handlungen und Empfindungen in seiner Allgemeinheit gebildet, oder

nach dem Ausdruck des Sokrates, wie das Eine gefunden werde, das alle Tugenden zu Tugenden macht, ist noch besonders zu untersuchen. — Lassen Sie uns diese Untersuchung so anstellen, daß wir zugleich ein Räthsel im Philebus des Platon lösen, wo unser Sokrates sagt: Eins sey Viel, und Viel sey Eins. — Was dünkt Ihnen, zu diesem Paradoxon? Ist es nicht offenbar widersprechend?"

Es scheint wohl nur so.

„Und wie wär' es denn zu erklären?"

Sokrates will vermuthlich nur sagen, daß es gleichgiltig ist, wie man die Einheit ansetzt. Man kann ein Talent, eine Sesterzie, ein Drachme zur Einheit machen, und sich dann in jeder noch viel andere Einheiten denken.

„Sie tragen da in die Worte des Sokrates einen sehr richtigen Sinn, und es macht Ihnen Ehre, so schnell darauf gefallen zu seyn. Allein was sich Sokrates dabey dachte, war etwas anders. — Um es Ihnen durch Beyspiele aus unserm Menon begreiflich zu machen: wie viel geb' ich Ihnen Begriffe, wenn ich nichts weiter sage, als: Biene?"

Nur Einen.

„Wenn ich aber sage: Mutterbiene, männliche Biene, Werk- oder geschlechtlose Biene; wie viel da?"

Mehrere. Ihrer drey.

„Eben so, wenn ich sage: Figur; wie viel hab' ich Ihnen Begriffe gegeben?"

Nur Einen.

„Wenn ich aber sage: Dreyeck, Viereck, Zirkel, Sechseck, Rhombus; wie viel da?"

Ihrer mehrere. Viele.

„Jede der verschiedenen Bienarten aber, Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene, ist Biene? Jede der verschiedenen Figuren, Dreyeck, Zirkel, Viereck u. s. w. ist Figur?"

Allerdings.

„Biene aber, haben Sie zugegeben, ist nur Ein Begriff; auch Figur ist nur Ein Begriff?"

Freylich.

„Welchen Sinn also werden Sie nun in dem Satz des Sokrates sehen, daß das Eine Viel ist?"

Es ist in so ferne Viel, als der Eine Begriff in mehrern andern vorkömmt.

„Und wie werden Sies verstehen, daß das Viele Eins ist?"

So: daß sich die vielen Begriffe alle auf Einen zurückbringen lassen.

„Sokrates also versteht unter dem Einen einen allgemeinen Begriff, der in allen ihm untergeordneten besondern oder einzelnen enthalten ist; unter dem Vielen eben die untergeordneten Begriffe, die jeder den allgemeinen in sich schliessen. — Ziehen Sie sich nun daraus selbst die Erklärung des allgemeinen Begriffs!"

Es ist ein solcher, der in mehrern andern enthalten ist.

„Aber wie das? wie kann er das seyn? — Die Mutterbiene ist doch von der Werkbiene, der

Zirkel vom Viereck verschieden? Beyde sind doch einander unähnlich?"

Freylich; allein diese Verschiedenheit oder Unähnlichkeit kömmt hier in keine Betrachtung.

„Was kömmt also allein in Betrachtung? — Was steht der Unähnlichkeit entgegen?"

Die Aehnlichkeit.

„In dem Begriff: Biene also ist bloß das enthalten, was Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; in dem Begriff: Figur, bloß das, was Dreyeck, Zirkel, Viereck, u. s. w., bey aller ihrer übrigen Verschiedenheit, Aehnliches haben?"

Nicht anders.

„Biene aber ist ein allgemeiner Begriff? Figur ist ein allgemeiner Begriff?"

Wie wir ausgemacht haben.

„Was ist also überhaupt ein allgemeiner Begriff? (Notio universalis)."

Ein solcher, der bloß das enthält, was mehrere andere Begriffe Aehnliches haben.

„Beurtheilen Sie hieraus zugleich, wie allgemeine Begriffe müssen gebildet werden!"

So, daß man, bey angestellter Vergleichung mehrerer Begriffe, das Verschiedene vom Aehnlichen unterscheidet, jenes weglässt und dieses allein behält.

„Also, da die Bildung allgemeiner Begriffe immer durch Absonderung, durch Abstraction geschieht; wie können Sie die allgemeinen Begriffe auch noch sonst nennen?"

Abgesonderte oder abstracte Begriffe.

„In der vorigen Lection haben wir beyläufig des Begriffs der Schönheit erwähnt. Ist nicht dieser Begriff in mehrern Dingen wirklich? Ist er nicht in den verschiedenen Bildungen eines Xenophon, Alcibiades, Menon enthalten?"

Freylich.

„Zu was für Begriffen also rechnen Sie ihn? Zu den abgesonderten oder allgemeinen Begriffen.

„Sie sagen, abgesondert: — aber von den Gegenständen welches Sinnes?"

Von Gesichtsgegenständen.

„Freylich, wenn Sie das Wort in seinem eigentlichen ursprünglichen Sinne nehmen, so mögte sich Schönheit nur von sichtbaren Dingen sagen lassen. Hat man aber nachher den Begriff nicht erweitert, und auch auf hörbare Gegenstände ausgedehnt? Spricht man nicht auch von schönem Gesang, schöner Melodie?"

Allerdings.

„Also in seiner größern Allgemeinheit gibt uns diesen Begriff des Schönen? —"

Nicht bloß Ein, sondern mehrere Sinne.

„Aber haben Sie nicht auch ferner von einer innern, intellektuellen und moralischen Schönheit, von schönen Handlungen, schönen Gesinnungen reden hören? — Ist nicht das, was man bey der Schönheit Ausdruck nennt, der Verstand, die Güte des Herzens, die aus Blick und Gebehrde hervorleuchten, das Reizendste, Anziehendste bey der Schönheit?"

Ohne Zweifel.

„Dieser Verstand aber und diese Güte des Herzens; wie werden sie erkannt? Durch Beachtung äußerer Gegenstände, die in die Sinne wirken?“

Nein, sondern durch Beachtung der Seele.

„Denn nicht wahr? Blick und Gebehrden sind nur die äussern Zeichen, die uns jene innern Eigenschaften der Seele ankündigen, aber nicht diese Eigenschaften selbst?“

Ganz offenbar.

„In seiner weitesten Bedeutung also hat dieser Begriff der Schönheit eben sehr vielfachen, sehr gemischten Ursprung: denn nicht allein wird er durch mehr als Einen äußern Sinn, er wird auch noch durch innere Beachtung der Seele erlangt. — Versuchen Sies nun mit dem Begriff der Farbe! Woher haben Sie den?“

Nur durch den Sinn des Gesichts.

„Denken Sie nach! Nicht noch durch andere Sinne?“

Durch keinen.

„Aber auch nicht innerlich durch die Seele?“

Noch viel weniger.

„Hingegen den Begriff der Figur?“ —

Haben wir wiederum nur durch den Sinn des Gesichts.

„Wie? Nicht auch durch den des Gefühls?“

Doch. Also durch mehrere Sinne. —

„Aber auch nur durch diese Sinne, durch keine andere, und am allerwenigsten durch die Seele. — Sie erkennen also nun einen merkwürdigen Un-

terschied unter den Begriffen, in Ansehung des Ursprungs derselben. Einige haben wir bloß der inneren Empfindung, andere zugleich einem oder mehrern äußern Sinnen, wiederum andere einzig und allein diesen äußern Sinnen; und von den letztern abermahls einige bloß Einem, andre mehrern Sinnen zu danken. Die, welche wir allein durch die innre Empfindung, oder allein durch Einen äußern Sinn erhalten, sind einfachen Ursprungs: die übrigen mannigfaltigen oder gemischten Ursprungs."

„Es wäre nur eine allzuweitläuftige Abschweifung; sonst könnt ich Ihnen leicht begreiflich machen, wie ausnehmend wichtig diese Begriffe gemischten Ursprunges sind. Nur so viel will ich erinnern, daß größtentheils auf diese Begriffe der Zauber der dichterischen Harmonie, und die Möglichkeit einer philosophischen Sprache beruht. Jene Harmonie, worunter ich hier die nachahmende verstehe, wäre äußerst eingeschränkt, wenn es nicht allgemeine Aehnlichkeiten gäbe, in welchen die hörbaren Töne und Rhythmen mit sichtbaren und andern Gegenständen zusammenträfen, und der beträchtlichste Theil der philosophischen Sprache fiele weg, wenn nicht die sinnlichen Dinge mit den unsinnlichen gewisse abstracte Merkmahle gemein hätten, durch welche jene zu geschicktern Metaphern für diese würden." —

„Ich werfe einen zweyten Blick in unsern Philebus, und finde, daß Sokrates nicht bloß von Einem und Vielem, sondern auch von Ei-

nem und Unendlichem spricht. Und zwar sagt er, daß es, zwischen diesem Unendlichen und diesem Einem, verschiedene zwischenliegende oder Mittelbegriffe gebe. — Auch hiervon ist der Sinn leicht zu fassen. Nehmen Sie den allgemeinen Begriff des Thiers; so haben Sie, nach dem Ausdruck des Sokrates, Eins. Nehmen Sie alle wirkliche Thiere, die in der Welt gewesen sind, sind und seyn werden; so haben Sie Vieles. Aber was für ein Vieles? — Nicht wahr? Ein unübersehliches, unzählbares, und wenn Sie sich so ausdrücken wollen, unendliches?"

Ganz recht.

„Nehmen Sie nun aus dieser Unendlichkeit irgend ein einzelnes, z. B. eine wirkliche Biene heraus; etwa die, bie beym Anakreon den Amor sticht, oder eine von denen, die am Hymettus dem jungen Platon Honig auf die Lippen trugen — Fabeln, die hier für Wirklichkeiten gelten mögen: — müssen Sie da nicht erst eine Menge anderer Begriffe durchlaufen, die immer allgemeiner und allgemeiner werden, ehe sie zu dem sehr Allgemeinen des Thieres kommen?"

Freylich.

„Mutterbiene oder männliche Biene konnten jene nicht seyn; denn die sammeln nicht Honig. Was war also der nächste Begriff, unter den sie gehörten?"

Der Begriff einer Werkbiene.

„Die Werkbiene aber ist, so gut wie jede andere, Biene: und also ist hier wieder der nächste Begriff? —"

Eben dieser der Biene.

„Nun gehört aber die Biene unter die Fliegen; die Fliege unter die Insecten: und so haben Sie eine Menge von zwischenliegenden Einheiten; eine Leiter von Mittel begriffen, durch die Sie sich von dem Unendlichen zu der höhern Einheit erheben oder von dieser Einheit zu dem Unendlichen herabsteigen können. — Das Nehmliche wird sich, in Ansehung aller andern einzelnen Dinge, finden. Nehmen Sie, aus der unzählbaren Menge von Linien und Körpern in der Natur, die Spirale auf Jakob Bernoullis Grabmahl heraus, die er zu einem so schönen Sinnbilde der Unsterblichkeit seiner Seele machte, oder die geometrischen Körper, an denen Cicero die Grabstätte des Archimedes erkannte, und Sie finden abermahls verschiedene Mittelbegriffe, die Sie erst durchlaufen müssen, ehe Sie zu den höhern Begriffen der Linie und des Körpers gelangen."

„Merken Sie sich nun folgende in der Logik und überhaupt in den Wissenschaften eingeführte Terminologie. Jedes Ding aus dem Unendlichen heißt ein einzelnes Ding (individuum); der nächste allgemeine Begriff, unter welchem die Individuen enthalten sind, die Art (species); der höhere allgemeine Begriff, der die Arten unter sich faßt, die Gattung oder das Geschlecht (genus). — Die Bienen am Hymettus waren Individuen; Werkbiene ist die Art; Biene das Geschlecht: Fliege das höher Geschlecht (genus superius), Insect das noch höhere Geschlecht.

Unendlich aber kann diese Reihe untergeordneter Begriffe nicht seyn: das höchste Geschlecht (genus summum), welches alle andern hohen und niedrigen Geschlechter, Arten und Unterarten (species inferiores), nebst allem möglichen Individuellen, unter sich faßt, ist der Begriff des Dinges (entis)."

„In dem Fortgange unsrer Untersuchungen wird es Ihnen immer deutlicher werden, daß aller Gebrauch der Vernunft, mithin aller Vorzug des Menschen, eben auf seiner Gabe zu abstrahiren und auf die hiervon abhängende Subordination der Begriffe beruhet.. Diese Gabe also ist das edelste Vermögen, die höchste Kraft seiner Natur; diejenige, wodurch er der Gottheit so nahe kömmt, als seine Endlichkeit es verstattet. Und wenn nun überhaupt die leichte ungehinderte Uibung jeder Kraft mit Vergnügen verbunden; wenn jede Art von Vergnügen, wie sich aus näherer Entwickelung desselben ergibt, auf Uibung der Kräfte gegründet ist: so begreifen Sie leicht, daß der Vernunftgebrauch, vermittelst der wahrgenommenen Unterordnung der Begriffe, ein empfindliches Vergnügen gewähren, und daß dagegen alle Hindernisse, die sich diesem Gebrauch entgegensetzen oder ihn aufhalten, sehr unangenehm seyn müssen. Je unangenehmer aber die Hindernisse, desto lebhafter das Bestreben, sie aus dem Wege zu räumen. — Nur diese wenigen Ideen gefaßt, und Sie werden keine Schwierigkeit finden, auch noch folgende schöne Stelle zu verstehen, die ich Ihnen zum Schluß aus un-

sern Philebus übersetzen will. Sokrates hatte kurz vorher das Räthsel von Einem und Vielem vorgetragen, und fährt nun fort:" Dieses Werk des „Räsonnements, dieses Eine in Vielem und Viele „in Einem, findet sich überall und fand sich von je„her in allen unsern Begriffen; es ist nicht jetzt erst „entstanden, und wird auch nie wieder aufhören; „denn der Trieb des Menschen zum Räsonnement „ist, glaub' ich, unwandelbar und unsterblich. Der „Jüngling, der ihn zuerst befriedigen lernt, geräth „vor Freuden außer sich selbst; es ist ihm, wenn „er dieß Geheimniß entdeckt, als ob er einen Schatz „von Weisheit besäße; vor! und rückwärts versucht „ers damit auf allerley Art: bald rollt und drängt „er das Viele in Eins zusammen, bald entwickelt „und theilt er's wieder in Vieles. — Sich selbst „stürzt er zuerst, und sich am meisten, in Schwie„rigkeiten; dann aber auch Alles, was ihm zu na„he kömmt, Jung oder Alt: weder Vater, noch „Mutter, noch sonst ein lebendiges Geschöpf, mögt' „ich sagen, hat Friede vor ihm; Babaren selbst würd' „er nicht Ruhe lassen, wenn er nur irgendwo einen „Dollmetscher wüßte."

„Ich nehme an, daß auch Sie zuweilen in ähnliche Schwierigkeiten gerathen werden. Sie kennen in diesem Falle den Freund, bey dem Sie keines Dollmetschers bedürfen, und der Ihnen gern helfen wird, so viel ers vermag.

Sechste Lection.

„Sokrates hat uns die Lehre von der Unterordnung der Begriffe so wichtig gemacht, daß es Sie nicht befremden kann, wenn ich noch einmahl darauf zurückkomme. Auch ist in der That noch Manches, daß Sie in Ansehung der einzelnen Dinge, der Arten und der Gattungen, zu bemerken haben."

„Zuerst von dem einzelnen Dinge. — Sphäre und Cylinder zierten das Grabmahl des Archimedes, weil dieser große Geometer das Verhältniß beyder Körper zuerst entdeckt hatte. Sie standen auf einer kleinen Säule, vor dem Agrigentinischen Thore zu Syrakus, mit einer Menge anderer Grabstätten umringt, und mit Dornen und Disteln umwachsen. (*Cic. Tosc. Quaest. V. 23.* — Sie sehen, wie genau ich Ihnen hier den Ort bestimme, wo sie zu finden waren. Die Zeit, wann Archimedes umkam, wissen Sie ohne Zweifel selbst?"

Er ward von einem Römer, nach Einnahme von Syrakus durch den Marcellus, im zweyten punischen Kriege, ermordet.

„Also auch die Zeit, wann dieß Grabmahl gesetzt ward, ist so ziemlich bestimmt. Wenn ich alles Uibrige nicht gleich genau bestimme; so rührt es bloß daher, weil ich keine Nachrichten mehr finde. Aber mußte es nicht nothwendig ein nahmhafter Künstler seyn, der dieß Grabmahl, diese Figuren machte? eine bestimmte Materie, Holz, Stein, Thon, woraus er sie machte?"

Unstreitig.

„Mit Einem Worte: mußte nicht alles an diesen Individuen von Körpern durchaus bestimmt seyn? Oder, wenn Ihnen das deutlicher scheint: muß nicht jede Frage, die man in Betreff derselben nur immer aufwerfen konnte, genau können beantwortet, bejaht oder verneint werden?"

Wohl freylich.

„Und nun überhaupt: muß nicht das Nehmliche von jedem Individuum, jedem einzelnen wirklich vorhandenen Dinge gelten? Muß nicht Menon, muß nicht Sokrates, muß nicht jeder Andre, den Sie nur nennen können, von den und den Aeltern, den und den Jahren, der und der Gestalt, den und den Gemüthseigenschaften; kurz, durchgängig bestimmt seyn?"

Es fällt in die Augen.

„Wie nun aber mit den abgesonderten, allgemeinen Begriffen? Wie mit Art und mit Gattung? — Die Art haben wir in voriger Stunde erklärt? —

Als allgemeinen Begriff, unter welchem die Individuen enthalten sind.

„Und den allgemeinen Begriff? —"

Als solchen, der bloß das Aehnliche mehrerer andren Begriffe enthält.

„Also ist nun die Art?" —

Ein Begriff, worin man sich bloß die Aehnlichkeit mehrerer Individuen vorstellt.

„Mithin wird der Begriff der Art gebildet?" —

Indem man, bey der Vergleichung mehrerer Individuen, bloß auf ihre ähnlichen Bestimmungen achtet, und alle Verschiedenheit derselben (differentiam individualem s. numericam) weglässt.

„Zum Beyspiel: der Begriff einer Spähre? eines Cylinders?"

Indem man weder auf Ort, noch auf Werkmeister, noch auf Größe, noch auf Materie, noch auf sonst eine Verschiedenheit sieht.

„Wie haben wir ferner den Gattungsbegriff erklärt?"

Als solchen, der mehrere Arten unter sich faßt.

„Das will sagen?"

Als allgemeinen Begriff, worin man sich bloß das Aehnliche mehrerer Arten vorstellt.

„Er wird also gebildet?" —

Indem man wieder alle Verschiedenheit der Arten (differentiam specificam) absondert.

„Zum Beyspiel: der Begriff des regelmäßigen geometrischen Körpers?" —

Indem man alles vergißt, was Sphäre, Cylinder, Prisma, u. s. w. Verschiednes haben.

„Und so ferner der Begriff der höhern Gattung?"

Indem man wieder alle Verschiedenheit der untern Gattungen (differentiam genericam) wegläßt.

„Die Begriffe der Arten und Gattungen sind also, in manchen Absichten, nothwendig unbestimmt. Denn in den erstern fehlen alle individuellen, in den letztern noch überdem alle speciellen Verschiedenheiten. Durchgängig bestimmt zu seyn, ist demnach ein unterscheidendes Kennzeichen des Individuums. — Zugleich liegt noch im Obigen, daß die Begriffe um so mehr an Inhalt verlieren, je mehr sie an Ausbreitung gewinnen, und umgekehrt, um so mehr an Inhalt gewinnen, je mehr sie an Ausbreitung verlieren. Daher halten sich die Dichter, die freylich kaum andere, als abstrakte Begriffe in der Sprache vorfinden, dem Individuellen so nah als möglich, und weichen den zu abstrakten Ideen so sorgfältig aus. Lebhaftigkeit der Vorstellungen ist das Wesen ihre Kunst, und Lebhaftigkeit erfodert Fülle des Inhalts. —"

„Aus den gegebenen Erklärungen von allgemeinen und besondern Begriffen fließen noch andere Wahrheiten, die aber sehr leicht erkannt werden. — Allgemeine Begriffe, haben Sie gesehen, sind nichts als Aehnlichkeiten mehrerer besondern Begriffe; ähnlich aber nennt man Dinge, in sofern sie einerley Bestimmungen haben. Kann also in den allgemeinen Begriffen irgend etwas seyn, das nicht auch in den besondern wäre? Widerstritte das nicht den festgesetzten Erklärungen?"

Ganz sichtbar.

„Muß also nicht der ganze Begriff der obern Gattung in der untern, dieser ganz in dem einzelnen Dinge liegen?"

Natürlich.

„Aber gilt das auch umgekehrt? Liegt auch der Begriff des Individuums ganz in der Art? der Begriff der Art ganz in der Gattung? überhaupt der besondere Begriff ganz in dem allgemeinen?"

Nein. Denn in dem allgemeinen fehlen manche Bestimmungen des besondern, durch deren Weglassung er eben gebildet worden.

„Sie sehen also, daß sich vom Besondern nicht aufs Allgemeine, aber dagegen vom Allgemeinen aufs Besondere schließen läßt. Man kann nicht sagen: weil jedes Quadrat rechte Winkel hat, so hat auch jede vierseitige Figur rechte Winkel; aber das kann man sagen: weil jede vierseitige Figur vier Winkel hat, so hat auch das Quadrat vier Winkel."

„Doch so ganz möchte dieser Schluß vom Allgemeinen aufs Besondere doch nicht gelten. — Eine vierseitige Figur, allgemein genommen, kann ungleiche Seiten haben. Nicht wahr?"

Allerdings. Das Rhomboides hat sie.

„Aber kann sie auch das Quadrat haben?

Nein. Es widerspräche seiner Erklärung.

„Hier also wäre der Schluß vom Allgemeinen aufs Besondere falsch. Warum aber nur hier, und nicht oben? — In jenem Schlusse hieß es bestimmt: hat; in diesem heißt es unbestimmt: kann haben. Dort war von einer wirklich schon festgesetzten, hier von einer nur möglichen Bestim-

mung die Rede. Der Schluß also vom Allgemeinen aufs Besondre ist unrichtig? —"

Wenn von bloß möglichen Bestimmungen des Allgemeinen die Rede ist.

„Aber vielleicht machen wir diese Regel zu voreilig? — Ich denke, wohl nicht. Denn der Grund davon läßt sich selbst in den Begriffen angeben. Der besondere Begriff enthält mehr, als der allgemeine. Unter den Bestimmungen aber, die er mehr enthält, kann sich, wie hier beym Quadrat, gerade diejenige finden, die jene beym allgemeinen Begriffe denkbare aufhebt. So aber, wie mit der bloßen Möglichkeit einer Bestimmung, so auch mit einer gewissen Unmöglichkeit. Kann der allgemeine Begriff, in so fern er allgemein ist, existiren?"

Nein.

„Warum nicht?

Weil ihm die durchgängige Bestimmung fehlt, und weil das Existirende diese nothwendig haben muß.

„Sonach ist, außer der Vorstellung, jeder allgemeine Begriff ein Unding. Ist darum auch das Einzelne Unding? Kann darum auch das Individuum nicht vorhanden seyn, weil es die Art, die Gattung nicht seyn kann? Würde das folgen?"

Durchaus nicht.

„Da hätten wir also zwey Fälle, wo der Schluß offenbar falsch ist. Vergleichen Sie diese Fälle! — Fand sichs nicht in dem erstern, daß die Möglichkeit einer solchen und solchen Bestim-

mung dem allgemeinen Begriff nur zukam, in so fern er allgemeiner Begriff war? Findet sichs nicht in dem zweyten, daß die Unmöglichkeit der Existenz ihm auch nur zukömmt, in so fern er allgemeiner Begriff ist?"

Ganz deutlich.

„Machen Sie sich also folgende Regel: Alles, was von dem allgemeinen Begriff nur in so ferne gilt, als er allgemeiner oder allgemeinerer Begriff ist; das gilt darum nicht auch von dem untergeordneten besondern Begriffe."

„Nunmehr zur Anwendung unsrer Theorie auf den Begriff der Tugend! — Tugend, wissen Sie, hatten Sokrates, Themistokles, Perikles, und so viele andere. Wenn sie gleich bey jedem, nach der verschiedenen Mischung ihrer Charaktere, eine andere Farbe annahm; so war sie doch immer in allen diesen Männern Tugend. Nicht wahr?"

Allerdings.

„Also schon in dieser Hinsicht ist Tugend ein allgemeiner Begriff?"

Wie aus dem vorigen folgt.

„Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus, sind alles Tugenden?"

Freylich.

„Und wenn Sokrates mäßig war, so war es auch Phocion; wenn Themistokles tapfer war, so war es auch Miltiades; wenn Perikles Patriot war, so war es auch Demosthenes."

Nach dem Bericht der Geschichtschreiber.

„Also Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus finden sich gleichfalls bey mehrern? sind gleichfalls allgemeine Begriffe?"

Nicht anders.

„Sind es eben so allgemeine, als Tugend, oder weniger allgemein?"

Weniger allgemein.

„So, daß es nicht eben so viel Mäßige, Tapfere, Patriotischgesinnte gibt, als überhaupt Tugenhafte?"

Das folgt ganz deutlich.

„Denn nicht wahr? Es gibt ja auch weniger Dreyecke, Vierecke, Zirkel, als überhaupt Figuren? —"

Ohne Zweifel.

„Dreyeck, Viereck, Zirkel; wie verhalten sie sich gegen den Begriff: Figur? Doch wie Arten gegen die Gattung?"

Ganz recht.

„Und jene besondern Tugenden: Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus; wie verhalten sich die gegen den Begriff: Tugend?"

Ebenfalls, wie Arten gegen die Gattung.

„Das dacht ich! — Sie konnten mir freylich nicht anders antworten, da nicht bloß der gemeine Sprachgebrauch, da auch Sokrates selbst Sie verführt. Er hat durch die Beyspiele, die er dem Menon gibt, den Begriff der Tugend gleichsam in ein fremdes Medium gestellt, worin er, eben wie das Ruder in der Fluth, gebrochen erscheint, da er doch ganz ist."

„Sagen Sie mir: Können Sie sich eine Biene denken, die zugleich Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; eine Figur, die zugleich Zirkel, Dreyeck, Viereck wäre?"

Unmöglich.

„Eben dieß allgemeiner: können Sie sich einen Begriff denken, in dem sich alle die verschiedenen, einander aufhebenden, widersprechenden Bestimmungen der mancherley Arten vereinigten?"

Durchaus nicht.

„Wenn sich also mehrere Begriffe in einem dritten vereinigen, und vereinigen müssen, wenn anders dieser Begriff nicht zerstört werden soll: kann alsdann dieser Begriff Gattung seyn, so daß die in ihm enthaltnen andern Begriffe die Arten wären? —"

Offenbar nein.

„Ein Beyspiel wirds vielleicht noch einleuchtender machen. — Feuer, wissen Sie, wenn es auf dunkle Körper fällt, so erleuchtet es; wenn es brennbare faßt, so zerstört es; wenn sich ihm kalte nähern, so erwärmt es. Nicht?"

Wie bekannt.

„Gesetzt nun, ich wollte sagen: Erleuchten, Erwärmen, Zerstören wären drey Arten von Feuer: Würd ich da richtig reden?"

Sehr unrichtig.

„Und doch würde ich eben so reden, wie Sie. Nannten Sie nicht Tapferkeit, Mäßigkeit, Patriotismus, drey Arten von Tugend?"

Das wohl; aber — —

„Der Fall, sagen die Moralisten, ist gleich. — Unser Sokrates, wie Sie aus seiner Geschichte wissen, war ein Tugendhafter, in jedem Verstande des Wortes. Er war tapfer, weise, gütig, wahrhaft, gerecht; alles, was ein Biedermann seyn soll. Aber alle diese einzelnen Tugenden waren, nach der Behauptung der Weltweisen, nur Eine Tugend. Es war das nähmliche Feuer, die nähmliche ungetheilte Flamme in seiner Seele, die im Treffen zerstörte, in philosophischen Gesprächen erleuchtete, im ganzen Lebenswandel erwärmte. Tapferkeit, Wahrheitsliebe — was sonst für Nahmen man der innern Seelengüte des Mannes nur geben mag — waren nur verschiedene Aeußerungen, verschiedene Anwendungen der nähmlichen Vollkommenheit seines Willens. Und so, wie Feuer nicht mehr Feuer bleibt, wenn man ihm eine der obigen Kräfte abspricht; so, behaupten die Moralisten, bleibt Tugend nicht mehr Tugend, wenn man eine der einzelnen sogenannten Tugenden wegnimmt."

„Die Gründe dieser Behauptung — kann ich Ihnen für jetzt noch nicht anführen. Aber eine Autorität will ich anführen, die mehr andere Autoritäten in sich enthält. — Cicero hatte von Klugheit und Gerechtigkeit, als zwey verschiednen Tugenden gesprochen, und setzt hinzu: Sed ne quis sit admiratus, cur, cum inter omnes philosophos constet, a meque ipso saepe disputatum sit, qui unam haberet, omnes habere virtutes, nunc ita sejungam, quasi possit quisquam, qui non idem prudens sit, justus esse: alia est illa, cum veritas

ipſa limatur, in diſputatione ſubtilitas, alia, cum ad orationem communem omnis accommodatur, oratio. Quamobrem, ut vulgus, ita nos hoc loco loquimur, ut alios fortes, alios bonos viros, alios prudentes dicamus. (*de Off. II.* 10. 1.)"

„Sie ſehen: wenn hier Cicero Recht hat, ſo hat uns Sokrates mit ſeinen Beyſpielen nicht ſo ganz auf den richtigen Weg geleitet. Auch offenbart ſich das ziemlich deutlich in dem Fortgange ſeines Geſprächs. — Die ſogenannten beſondern Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Maßigkeit, Großmuth, ſind nicht unter dem Begriff der Tugend, wie Arten unter der Gattung; ſie ſind in ihm, wie Theile im Ganzen, enthalten. Oder noch richtiger vielleicht: ſie ſind nichts als verſchiedene Seiten, Erſcheinungen, Anſichten, verſchiedene Aeußerungen, Anwendungen, Modificationen eines und deſſelbigen Willens."

„Künftig werden wir über alles dieſes beſſer urtheilen, wenn wir ausdrücklich ſuchen werden, den Begriff der Tugend deutlich zu machen und zu erklären. Vorher fragt ſichs nur noch, was das ſagen wolle: Erklären? — Eben dieß iſt jetzt die nächſte logiſche Unterſuchung, die ſich uns anbeut."

Siebente Lection.

„Ehe wir weiter gehn, wollen wir doch einen Augenblick inne halten, um das Bisherige in Ordnung zu bringen und zu vollenden. Wir haben uns den Punkt, zu dem wir wieder zurück müssen, viel zu gut gemerkt, als daß wir uns sollten verirren können."

„Es gibt, wie wir gesehen, zweyerley Arten von wirklichen Dingen in der Natur, sinnliche und unsinnliche. Zugleich gibts zweyerley Wege, zu Begriffen zu gelangen. Die sind? —"

Die Beachtung der äußern Veränderungen in den Sinnen, und der innern in der Seele.

„Sich eines gegenwärtigen wirklichen Gegenstandes bewußt werden, nennt man Empfinden; den Begriff oder das Bewußtseyn von so einem Gegenstande selbst, eine Empfindung. Wie vielerley gibt es also Empfindungen?"

Zweyerley. Aeußre und innre.

„Wäre das richtig? — Wenn wir sehen, hören, schmecken: sieht da das Auge? hört das Ohr? schmeckt der Gaumen? Sinds diese äußern sinnlichen Werkzeuge oder ists die Seele, die sich bewußt wird? —"

Die Seele.

„Mithin ist ja eine jede Empfindung innere Empfindung. Denn Empfindung ist Begriff; Begriff ist Bewußtseyn; Bewußtseyn ist in der Seele. Nicht?"

Allerdings.

„Wo bleibt denn also der Unterschied, den sie so eben festsetzten? Das empfindende Wesen ist ja immer das Nähmliche."

Aber doch nicht die empfundene Sache.

„Wahr! Dann sollt's aber nicht: äußre und innre Empfindung; es sollte: Empfindung des Aeußern, Empfindung des Innern, heißen. Doch wenn Sie sichs nur einprägen, daß nicht das empfindende Wesen, sondern bloß die empfundene Sache; nicht das Subject, sondern das Object den Unterschied macht: so mögen Sie dann immer jene Ausdrücke beybehalten. — Bey der innern Empfindung ist das vorstellende Subject?"

Die Seele.

„Das vorgestellte Object?"

Eine Veränderung der Seele.

„Also bey der innern Empfindung fällt Subject und Object zusammen; die Seele betrachtet sich selbst. Hingegen bey der äußern Empfindung durch die Sinne; was ist da das Object?"

Etwas Körperliches, Materielles.

„Also hier fallen Subject und Object außer einander; sie sind verschieden. — Nehmen Sie nun die Liebe des Sokrates zum Schönen. Das Schöne selbst, das er liebte, abgesondert von dem

sich mit einmischenden intellektuellen und moralischen Schönen; war es in oder außer der Seele?"

Das Letzte. Außer der Seele.

„Subject und Object also waren verschieden, und in so ferne Sokrates seine Aufmerksamkeit auf das Object richtete, war die Empfindung? —"

Eine äußere Empfindung.

„Das Wohlgefallen aber am Schönen; die Liebe dagegen? —"

War in der Seele des Sokrates selbst.

„Und mithin? —"

War es innre Empfindung.

„Beydes, aber die Vorstellung des schönen-Gegenstandes und das Wohlgefallen daran, das Objective und das Subjective, waren in der Seele nur Eins? waren innigst verschmolzen?"

Freylich.

„Worauf kam es also an, ob diese Empfindung des Sokrates eine äußre bleiben, oder in eine innre sollte verwandelt werden? — Bloß auf Lenkung der Aufmerksamkeit. Sah er aufs Objective, so bliebs äußre; sah er aufs Subjective, und machte dieses selbst zum Objectiven, so wards innre Empfindung. — Das Nähmliche trifft bey jeder andern sinnlichen Vorstellung ein. Sieht man auf die Sache, deren man sich bewußt ist, so hat man eine äußre Empfindung; sieht man auf das Bewußtseyn selbst, mit den daran hängenden Seelenmodificationen, so hat man eine innre. Schon in dieser Rücksicht ist es unwahr, daß wir von unserer Seele weniger, als von den Körpern, wüßten. An jedem Begriff von einem äußern körper-

lichen Dinge hängt ein Begriff von der Seele, der nur von uns darf aufgefaßt und beachtet werden: und wohl untersucht — — Doch die vollständige Ausführung dieses Gedankens wäre zu weitläuftig, und dieses Orts nicht."

„Daraus, daß die Seele sich wirklich Begriffe vom Gegenwärtigen bildet, wirklich empfindet, folgt unmittelbar, daß sie eine Fähigkeit, eine Kraft dazu hat, ein Empfindungsvermögen. Auch dieses ist also zwiefach: ein äußres und innres. Mit jenem wird die Seele die sinnlichen, körperlichen, materiellen Dinge gewahr — wie Sie sich ausdrücken wollen; mit diesem?" —

Die unsinnlichen, unkörperlichen immateriellen,

„Außer den Empfindungsideen bildet die Seele, wie wir gesehen, auch noch abstracte Begriffe. Sie hat also, außer ihrem Empfindungsvermögen?"

Auch noch ein Abstractionsvermögen.

„Raum, Solidität, Schwere, Schnellkraft: von was für Gegenständen sind diese Begriffe abgesondert? Von sinnlichen oder von unsinnlichen?"

Von sinnlichen.

„Sie gehören also selbst zu der Klasse der sinnlichen Begriffe, wenn sie gleich, in so fern sie Abstractionen sind, nicht sinnlich empfunden werden. — Hingegen die Begriffe: Gedanke, Urtheil, Liebe, Verehrung; von was für Gegenständen sind diese abgesondert?"

Von unsinnlichen, immateriellen.

„Sie sind also selbst unsinnlich und immateriell. — Eben so auch die Begriffe: Gott, Geist, Thierseele; denn auch zu diesen Begriffen sind alle darin verbundenen Merkmahle aus dem innern Bewußtseyn unser selbst gezogen. — Der Begriff: Schönheit war abgesondert?"

Beydes von sinnlichen und von unsinnlichen Dingen.

„Er ist also auch selbst, wie mehrere andere Begriffe: Geschwindigkeit, Ordnung u. s. f. beydes sinnlich und unsinnlich. — Die höchsten Gattungen nun, in allen Arten von Begriffen werden abstrahirt; wovon?"

Von untern Gattungen.

„Diese?" —

Von obern Arten.

„Wieder diese?" —

Von untern Arten.

„Endlich die untersten Arten; wovon?" —

Von einzelnen, wirklichen Dingen.

„Davon erhalten wir die Begriffe?" —

Durch die Empfindung.

„Mithin geschieht im Grunde alle Abstraction; von was für Ideen?"

Von Empfindungsideen.

„Oder mit einem andern Worte: von der Erfahrung. — Wo also diese, innre und äußre, bey dem Menschen aufhört, da ist seine Erkenntnißgrenze, innerhalb welcher er allein mit seinem Verstande wirken kann. Wo sie bey dem ganzen menschlichen Geschlechte aufhört und aufhören muß;

Auch nicht. Aus der nähmlichen Ursache.

„Gleichwohl hatt' er sie, diese Vorstellung. Und da er sie hatte, so muß es in der That noch eine dritte Art von Begriffen, ein drittes von den vorigen verschiedenes Seelenvermögen geben. Wie wollen wir nun diese Begriffe, dieses Vermögen nennen? — Jener erste Künstler erfand, ersann, erdichtete. Nicht?"

Allerdings.

„Den Nahmen also hätten wir schon. Wir können diese Begriffe erdichtete, ersonnene; das Vermögen der Seele, sie zu bilden, Erdichtungsvermögen nennen."

„Allein Sie wissen schon meine gewöhnliche Frage: wie wird ein Begriff von der und der Art gebildet? — Ich frage auch jetzt wieder: Wie geschieht die Erdichtung? Schafft sich die Seele dergleichen Ideen aus Nichts? Macht sie das Nichts zu Etwas? Dünkt Ihnen das möglich?"

Die Materialien, scheints, muß sie schon haben.

„So daß ihre ganze Arbeit nur im Mischen und Verknüpfen derselben bestünde?" —

Das würde dann freylich folgen.

„Aber welches wären denn diese Materialien? Woher nähme sie denn die Seele? — Wir müssen doch sehen, ob wir dem unbekannten ersten Künstler seine Idee vielleicht nacherfinden und dadurch das Geheimniß ans Licht bringen können. — Sein Werk war, wie alle Werke bildender Künste, Nachahmung. Das, was er nachahmte, war?"

Die

Die sichtbare Gestalt des Menschen.

„Und das, worinn er sie nachahmte?" —

Irgend eine feste Materie. — Stein.

„Die nun wohl nicht. Denn auch noch die meisten Bildsäulen des Dädalus waren von Holz. — Der Künstler hatte die Erfahrung gemacht, daß sich durch Gebrauch schicklicher Werkzeuge dem Holz allerley beliebige Formen geben liessen. Wie, fiel ihm ein, wenn ichs versuchte, auch die menschliche Gestalt darin nachzubilden? — Die Erfindung also geschah durch willkührliche Verbindung zweyer, in Empfindung und Abstraction, bis auf ihn getrennter Begriffe. — Aber diese Begriffe waren: von welcher Art? Menschliche Gestalt; ist es ein empfundener Begriff?"

Ein abgesonderter.

„Holz; seys nun der oder der Block?"

Ist gleichfalls ein abgesonderter.

„Auch versteht sichs, daß Absonderung vor Verbindung vorher gehen mußte. Fleisch ist nicht Holz, und Holz ist nicht Fleisch. Von jenem ward die Form, von diesem die Materie abgesondert. — Sonach geschah diese Erdichtung durch willkührliches Zusammensetzen mehrerer abgesonderten Begriffe. Aber, fragt sichs, geschehen denn alle Erdichtungen so? — Dädalus, dieser Verbesserer und mithin zweyter Erfinder der Kunst, fand die Arme dicht an den Rumpf gepreßt, die gerade ausgestellten Füße eng an einander geschlossen; kurz er fand die Bildsäule, die noch ganz Ein Stück war, in Ruhe: — was that er?"

da ist die allgemeine menschliche Erkenntnißgrenze. — Vielleicht, daß es noch Seiten der Natur gibt, die ein sechster, siebenter Sinn an ihr entdecken könnte; aber für uns sind diese Seiten, mit allen daraus entspringenden allgemeinen Kenntnissen, so ganz verloren, wie die sichtbare Welt für den Blindgebohrnen."

„Ist denn aber mit diesen beyden Arten von Begriffen, mit Empfindungen und Abstractionen, alles erschöpft? Wären alle Begriffe, die nicht Empfindungen sind, Abstractionen; alle, die nicht Abstractionen sind, Empfindungen? — Denken Sie nach, ob Ihnen vielleicht Begriffe von einer dritten Art beyfallen!"

Keine.

„Nicht? — Und doch haben wir ihrer selbst im Menon gehabt. Erinnern Sie sich noch der Dädalischen Bildsäulen, die Sokrates zu einer so angenehmen Allegorie für Meinungen und Wissenschaft machte?"

Vollkommen.

„Ich sagte Ihnen: Dädalus sey nicht Erfinder, sondern nur Verbesserer der Sculptur gewesen. Worin bestand die Hauptunvollkommenheit der vor ihm verfertigten Bildsäulen?"

Darin, daß die Arme dicht an den Leib, und die Füße fest zusammengeschlossen waren.

„Dädalus nun?" —

Machte die Arme frey, und trennte nicht nur die Füße, sondern ließ auch den einen vortreten.

„Daher man denn von seinen Bildsäulen sag-

te: sie gingen. Nähmlich in dem Sinne, wie man auch von Vorstellungen in Gemälden sagt: die Ringer kämpfen, die Pferde laufen, die Schiffe werden umhergeworfen. — Palaphatus, der diese Anmerkung macht, erklärt aus der Mißdeutung dieser Redensart den Ursprung des ganzen Mährchens. — Aber, werden Sie einwenden, Sokrates spricht doch so ernstlich von der Sache? Er macht doch einen so bestimmten Unterschied zwischen fixirten und davonlaufenden Bildsäulen? — Das thut er freylich; allein Sie kennen schon seine naive launigte Art. Insgemein läßt er von seinem Verstande nur so viel blicken, als zu seiner Absicht nothwendig ist; in allem übrigen scheint er gern unwissend und einfältig. Vollends, wenn ihm diese Einfalt einen so guten Dienst thut, wie hier; wenn sie ihm ein so bequemes Vehikel für eine philosophische Idee gibt; da ist sie erst ganz in seinem Charakter. Sonst wußt er sicher die Wahrheit von diesen Bildsäulen eben so gut, als sie nach ihm ein Themistius, oder Diodor, oder Tzetzes wußte." —

„Doch, zur Sache zu kommen: glauben Sie, daß der erste Künstler, der schon vor dem Dädalus arbeitete, an sein Werk gehen konnte, ohne erst eine Vorstellung davon zu haben?"

Unmöglich.

„Diese Vorstellung aber; konnt' er sie aus der Empfindung schöpfen?"

Nein. Auch schon darum nicht, weil noch keine Bildsäulen vorhanden waren.

„Konnt' er sie abstrahiren?"

Er gab seinen Bildsäulen Bewegung.

„Wie? das verstehn wir nun schon. Er bildete sie, wie ein Alter sehr wohl sagt: εν απαγγελια τω βαδιζειν. — Weil er nähmlich sah, daß sich größre Blöcke wählen; daß die nicht zureichenden sich ergänzen; daß sich nicht allein rund umher, wie es die Furchtsamkeit der ersten Versuche nur noch gewagt hatte, sondern auch zwischen den Theilen die Späne wegnehmen ließen: so vertauschte er in dem schon gegebenen allgemeinen Begriff der Bildsäule eins der abgesonderten Merkmahle: Ruhe mit seinem entgegengesetzten: Bewegung. Also auch diese Erfindung geschah durch Verknüpfung mehrerer abgesonderter Begriffe. — Andere Künstler gingen von der Idee aus, daß nicht die Materie, daß die Nachahmung der Gestalt nach allen ihren Umrissen das Wesentliche einer Bildsäule ist; dazu, fanden sie, ward nicht nothwendig Holz, es ward nur eine feste consistente Materie erfordert, deren Härte der Bearbeitung nicht widersteht; diesen allgemeinen Begriff nun bestimmten sie anders, setzten an die Stelle des Holzes Elfenbein, Marmor ꝛc., und wurden gleichfalls Erfinder."

„Noch Andre — wie früh oder wie spät? thut hier nichts; — durchliefen folgende Reihe von Ideen: Metall ist schmelzbar; geschmolzen ist es flüssiger Körper und nimmt die ganze innere Form desjenigen andern Körpers an, worin man es schüttet; dieser andere Körper ist, im Zustande der Feuchtigkeit, bildsam: man kann ihn convex, kann ihn concav bilden, wie mans für gut findet: wir wol-

len von innern hinein das Concave der Menschengestalt convex, das Convexe concav machen, wollen den Körper trocknen, und dann geschmolzenes Gold, Silber, was sonst für Metall wir haben werden, hineinrinnen lassen. Gedacht, gethan; und nun waren gegoßne Bildsäulen da. — — Wie der bekannte Erfinder der Luftpumpe, Otto von Gerike, auf seine Idee gerathen sey; das mögen Sie sich, nach den gegebenen Mustern, selbst auseinander setzen. Ich gebe ihnen zu dieser Untersuchung die Begriffe: Wasserpumpe, Wasser, Fluidum, Luft."

„Nehmen Sie, statt ersonnener materieller Begriffe nun auch immaterielle. Nehmen Sie die philosophische Idee von Gott, oder die dichterische von einem Engel. — Wer ist Gott?"

Das allervollkommste Wesen.

„Güte, Weisheit, Gerechtigkeit, u. s. f. sind seine Eigenschaften. Woher haben wir diese Begriffe?"

Aus unserm innern Bewußtseyn.

„In uns aber sind diese Eigenschaften mangelhaft, unvollkommen, begrenzt?"

Allerdings.

„Wie bilden wir nun also die Idee von Gott? — Sie sehen! durch Weglassen und Zusetzen. Wir denken die Kräfte und Eigenschaften unsrer eignen Seele, abgesondert von aller ihrer Unvollkommenheit, und verbinden damit die Idee einer unendlichen Vollkommenheit. — Denn Begriff eines Engels bildet der Dichter, indem er aus seiner eigenen

Seele das Ideal eines höhern Geistes abzieht, vollkommner an Erkenntniß, und an Begehrungskräften, ihm statt des gröbern irdischen Körpers einen feinern Lichtkörper gibt, ihn von der schönsten, blühendsten Jugend denkt, u. s. f."

„Sie erkennen, daß es in allen hier gegebenen Beyspielen ersonnener Begriffe, man mag nun abgesonderte Beschaffenheiten, abgesonderte Theile zu einem neuen Ganzen verbinden, oder in schon vorhandenen Ganzen ein Merkmahl ändern, oder zu allgemeiner gemachten Begriffen andere Bestimmungen hinzuthun, immer das Nähmliche ist. Insgesammt haben sie ihren Ursprung?" —

Aus abgesonderten, allgemeinen Begriffen.

„Die abgesonderten aber werden gebildet?" —

Aus Empfindungsbegriffen.

„Also am Ende die ersonnenen?" —

Ebenfalls aus Empfindungsbegriffen.

„So sind denn also diese, die Empfindungsbegriffe, die Grundlage von allen andern; denn mehrere Arten, als abstracte und erdichtete, lassen sich außer ihnen nicht denken. Wir können unsre Erfahrungsideen, äußre und innre, auf mannigfaltige Weise umwandeln, können trennen, verbinden, wieder trennen und wieder verbinden: aber wir können nichts Neues erschaffen, können keinen Urstoff zu Ideen hervorbringen, müssen allen unsern Stoff aus der Hand der Natur nehmen. Und in so ferne ist der alte bekannte Lehrsatz wahr: Nihil in intellectu, quod non ante fuerit in sensu.

„Was zu der Uiberzeugung gehöre, daß unsre

ersonnenen Begriffe nicht schimärisch, sondern reel sind; das hab ich selbst im Vortrag meiner Beyspiele gezeigt. Unsre Phantasie kann widersprechende Wesen dichten, kann unverträgliche, unvereinbare Eigenschaften gatten. Eher also muß man einen ersonnenen Begriff nicht für richtig halten, als bis man aus der Natur der zu verbindenden Begriffe, wie sie durch Vernunft oder Erfahrung erkannt wird, von der Vereinbarkeit derselben gewiß ist. Die Möglichkeit der Idee von Gott schließt die Philosophie aus der Vernunft; die Möglichkeit der ersten Idee einer Bildsäule und ihrer nachmahligen Veränderungen ließ ich die Erfinder aus dem schliessen, was sie von der Beschaffenheit der Materien aus Erfahrung wußten, und aus diesen Erfahrungen mit Sicherheit abnehmen konnten. — Daraus, daß wir keinen Widerspruch gewahr werden, müssen wir nicht sogleich die Möglichkeit folgern. Denn bey der Einschränkung unsrer Erkenntniß liegt die Schuld nur zu oft an unsrer Unwissenheit."

„Der Dichter kommt bey seinen Erfindungen leichter, als der Weltweise und der mechanische Künstler davon. Wenn diese die langsame bedächtige Vernunft fragen oder auch neue Entdeckungen abwarten müssen, die oft gar nicht, oft erst sehr spät erfolgen; so darf jener nur die vorschnelle Phantasie fragen, die immer gleich mit Antworten da ist. Die Dichter hatten ihr Fahrzeug, womit sie die Luft beschifften, schon längst, ehe noch die Mechaniker wußten, wie sie es möglich machten.

„Ich brauche Ihnen wohl kaum erst zu sagen, wie Sie sich nun die bisherigen Materien zu sammeln und zu verbinden haben. Wir haben, wenn wir auf die Entstehungsart sehen, dreyerley Begriffe: Empfindungsbegriffe, äußre und innre; abstracte Begriffe, von äußern und innern Gegenständen, von beyden zugleich; ersonnene Begriffe, wiederum von beyderley Arten, materielle und immaterielle. Von allen diesen Begriffen haben wir die Erklärungen festgesetzt, die Art ihrer Entstehung angegeben, die Erfordernisse zu ihrer Wahrheit gefunden.

Wenn Ew. Excellenz in den hier gelieferten Versuchen manchen Begriff nicht genau genug bestimmt, manchen Satz nicht ganz richtig gefaßt finden sollten, so wird das auf die Billigung oder Mißbilligung der Methode selbst keinen Einfluß haben. — Ich sah nach meiner Absicht mehr auf den Rahmen, als auf das Gemählde; aber ich bin gewiß, daß sich in eben den Rahmen, worinn ich ein nur mittelmäßiges Gemählde spannte, ein vortrefliches spannen läßt.

„In der Ausarbeitung dieser Versuche weiter fortzufahren, scheint mir unnöthig. Das, wozu ich nun fortgehen würde, die Lehre von der Klarheit

der Begriffe und ihren verschiedenen Stufen, von Erklärungen und Eintheilungen, ist so deutlich in dem Gespräch enthalten, daß gar nicht die Frage seyn kann, ob es sich auf diese Art vortragen lasse? — Auch die Folge der Materien scheint mir sehr deutlich. Das Menon keine eigentliche Erklärung der Tugend verlangt und Sokrates sich also mit einzelnen Sätzen begnügt; das führt, wie von selbst, zu der Lehre von den Sätzen: so wie die Folgerungen, die er aus diesen Sätzen zieht, zu der von den Schlüssen. Den sogenannten praktischen Theil der Logik, wenn man nicht das Wesentlichste davon schon dem theoretischen einweben will, gibt die philosophisch-kritische Durchsicht der ganzen Verfahrungsart des Sokrates, verbunden mit den eigenen Bemühungen des Lehrers, zur Entscheidung der Frage zu kommen. — Ich habe Manches, oder vielmehr das Meiste, in obigen Probelectionen nur bey Gelegenheit des Menon entwickelt; fast alles Andre läßt sich aus dem Menon entwickeln. Ich glaube also schon völlig meinen Endzweck erreicht, und Ew. Excellenz überzeugt zu haben, daß die vorgeschlagene Methode für die Vernunftlehre nicht leerer Traum, sondern reelle Idee sey.

Alles, was ich noch hinzuzuthun habe, sind einige Nacherinnerungen über den Gebrauch und die Vortheile dieser Methode.

So, wie ich einen logischen Begriff entwickelt, eine Eintheilung festgesetzt, eine Regel, einen Lehrsatz gefunden hätte, würd' ich ihn von meinen Zuhörern niederschreiben lassen. Nach Endigung jeder

Hauptlehre würd' ich dann, wie in der siebenten Lection, einigen der Besten Anleitung geben, alles Niedergeschriebene in Ordnung zu bringen, und es durch einen kurzen Diskurs, der das Wesentlichste des Vortrags enthielte, zu verbinden. Ich würde ihre Aufsätze durchgehn, jeden begangenen Fehler bemerken, sie durch neues Fragen dahin bringen, daß sie ihn auf der Stelle berichtigen müßten, und was dann am Ende herauskäme, würd ich allen Uebrigen mittheilen. So hätten sie am Schluß der Lectionen ihre vollständige, von ihnen selbst entwickelte, in Ordnung gebrachte, also gewiß weit besser begriffene, und für sie weit interessantere, brauchbarere Anleitung zur Logik.

Ferner würd' ichs mir durchaus zum Gesetz machen, nur bey den Elementarkenntnissen stehen zu bleiben, und den noch ungeübten Schüler nicht durch zu schwere, zu spitzfindige Untersuchungen zu schrecken. Doch würd ich ihn oft bis zu diesen Untersuchungen hinführen; ich würd ihm die schwerern zu Logik gehörigen Fragen, wie z. B. die über den Ursprung der Sprachen, die Zuverlässigkeit der Sinne, u. s. f. nennen, ob ich mich schon auf ihre Beantwortung nicht einliesse. — Der Nutzen, den das haben würde, ist sichtbar. Wenn der Schüler nur einigermaßen philosophischer Kopf ist, so müssen ihn diese Schwierigkeiten beunruhigen; die Lücken, die er in seiner Erkenntniß wahrnimmt, müssen ihn verdrüßen; er muß also den akademischen Lehrer über manchen Punct schon mit Ungeduld erwarten, ihn mit weit

mehr Begierde und Intereſſe hören, ihm weit glücklicher folgen.

Endlich würd ich das öfter thun, was ich in obigen Verſuchen nur einmahl mit dem Philebus gethan; ich würde den Schüler tiefer in der Leſung des Platon hineinführen, und zuweilen aus andern ſeiner Werke Stellen und Beyſpiele herüberholen. So würd ich, bey der Lehre von den Eintheilungen, vielleicht einen Blick in ſeinen Staatsmann (πολιτικος) werfen; bey der Lehre von den Schlüſſen würd ich einige Sophismen aus dem Enthydemus borgen, und die darin begangenen Fehler aufſuchen laſſen. Dieß hätte den Nutzen, daß ich zugleich den Urſprung der Syllogiſtik erzählen, und dieſe Kunſt von ihrem eingebildeten auf ihren wahren Werth herabſetzen könnte. — Ew. Excellenz erinnern Sich ohne Zweifel, was Sie über dieſen Punct in der Reviſion der Philoſophie von Herrn Meiners geleſen haben.

Ich komme zu den Vortheilen dieſer Methode. — Den philologiſchen, ſo wichtig er manchem dünken würde, übergehe ich: daß der Schüler mehr Griechiſch lernt, daß er ſo manches von griechiſchen Sitten, Gebräuchen Alterthümern, philoſophiſcher Geſchichte u. ſ. f. nebenher und ohne Zeitverluſt wegbekömmt. Aber die philoſophiſchen Vortheile, die mit einer ſolchen Platoniſchen Leſung des Platon verbunden ſeyn müſſen, kann ich hier nicht übergehen. Sie ſind der Aufmerkſamkeit Ew. Excellenz allzuwürdig.

Der erſte Vortheil liegt unmittelbar darinn: daß der Jüngling gewöhnt wird, mit den Philoſo-

phen des Alterthums und über sie zu denken; daß in seinem Kopfe eine Verbindung zwischen seinen Sprach- und seinen wissenschaftlichen Kenntnissen gestiftet wird. In den meisten Köpfen liegen beyde, die Schul- und die höhern akademischen Studien, weit auseinander; nur in einigen wenigen, die sich aber sogleich durch ihre Vortreflichkeit auszeichnen, sind sie innigst vereinigt. Der Lehrer, der eine solche Vereinigung bey mehrern begünstigt, erwirbt sich ein wesentliches Verdienst, beydes um Philologie und um Philosophie. Besonders um diese letztere, in der so viele Begriffe aus den Alten besser erläutert, und so viel andere vielleicht noch geschöpft werden könnten.

Der zweyte Vortheil, bey dem ich mich hier, weil er näher zu meinem Zweck gehört, etwas länger verweilen muß, ist die Geistesbildung der Jugend.

Ich hab' es immer bedauert, daß von dem Platon auf Schulen so wenig oder fast gar kein Gebrauch gemacht wird. Zwar hat ein verdienstvoller Mann schon vorlängst Dialogen desselben herausgegeben; aber ich fürchte, man schätzt sie mehr um des geringern als um des größern Nutzens, mehr um der Sprache als um der Sachen willen. Wenn man die leichten Lichtvollen Dialogen des Platon — und das sind so ziemlich alle, die moralischen Inhalts sind — auf Schulen einführte und aus philosophischen Gesichtspuneten läse; so würde man doch endlich dahin kommen, daß man die Jugend nicht bloß Philosophie, sodern Philosophiren lehrte. Fast in

allen unsern philosophischen Stunden setzt sich ein tiefdenkender gründlich gelehrter Mann, nicht wie Sokrates mitten unter seine Schüler, sondern weit über sie weg auf den Lehrstuhl; erklärt, theilt ein, demonstrirt, wiederlegt; setzt den Schüler über seine Allwissenheit und Unbetrüglichkeit in Erstaunen; füllt ihm sein Gedächtniß mit halbverstandenen Wörtern an, aber hellt ihm nicht seinen Kopf auf, wetzt nicht seinen Scharfsinn, lehrt ihn nicht denken. Vielmehr ist Gefahr, daß er ihn auf ewig vom Denken abschrecke: denn, im Gefühl seines Unvermögens und des unendlichen Abstandes von seinem Lehrer, verzweifelt der Jüngling an seinen Kräften, läßt er die Flügel sinken, die er, ihm nachzufliegen, viel zu matt, viel zu schwer fühlt. — Wie ganz anders würde das seyn, wenn sich der Lehrer zu den Fähigkeiten des Schülers herabließe; wenn er ihm mit einer vortheilhaften Idee von den Fähigkeiten seines Verstandes schmeichelte; wenn er Anfangs, so zu reden, nur mit ihm flatterte, ihn so von Zweig auf Zweig, von Baum auf Baum lockte, und durch diese wiederholten, dem Grad der Kraft gemäßen, Anstrengungen, seine Schwingen zu stärken und zu entfalten suchte.

Dieß eben war die große Kunst des Unterrichtes, die Platon besaß. In der Person seines Sokrates wird er selbst so unwissend, setzt sich seinem Schüler so gleich, gewinnt durch diese Gleichheit so sehr seine Liebe und seyn Vertrauen; flicht ihn so innig, und doch so unvermerkt, in das Interesse der Untersuchung hinein; gibt

ihm nicht eigentlich die Begriffe, sondern läßt sie ihn nur selber haschen, indem er sie ihm mir auftreibt; läßt ihn die Operationen des Verstandes, durch welche alle Philosophie entstand, selber durchmachen, und gönnt ihm den süßen Traum, sich die Wahrheiten erfunden zu haben. Wie viel Licht muß dadurch im Verstande aufgehn! Wie viel Muth und Lust zu fernern Versuchen erwachen! Und diese Versuche; wie sehr müssen sie die so oft geübten Kräfte stärken, wie viel leichter, schneller, sichrer jede nachfolgende Uebung machen! — Aus einer solchen Platonischen Schule, (die sich zwar freylich nicht ganz und nicht mit allen ihren Vortheilen aber doch im Wesentlichen wieder herstellen läßt) kann nie ein bloßer Gedächtnißgelehrter, ein bloßes philosophisches Wörterbuch; es muß, wenn die Natur nur etwas vorgearbeitet hat, ein Denker, ein philosophischer Kopf hervorgehn. Und den zu bilden, war doch wohl einzig die Absicht der Lectionen?

Ich bin weit entfernt, irgend einem Erfolge in der Welt nur Eine Ursache zu geben. Aber wenn in Griechenland die selbstdenkenden Köpfe seltner wurden, und in Rom ihrer fast gar nicht entstanden; darf ich da nicht unter die mancherley andern Ursachen dieser Erscheinung auch die zählen: daß bey den Griechen diese Methode späterhin in Verfall, und bey den Römern niemahls in Gang kam?

Das Weitere über die Natur und die Vortheile dieser Methode hab' ich schon vorlängst in einer Abhandlung gesagt, die, wie ich weiß, Ew.

Excellenz zu lesen gewürdiget haben. Ich will also nur das Einzige hier herüber nehmen, was ich dort mit Worten des Kanzlers Bako vortrug: daß uns diese Methode die Begriffe in weit grö-ßerer Vollkommenheit giebt; nicht als abgehauene, unfruchtbare Stämme, sondern als frische lebendige Pflanzen, mit ihrer Wurzel und ein wenig daranhängender Erde: so daß derjenige, die sie in seinen Boden aufnimmt und wartet und pflegt, die schönsten Früchte der Erkenntniß davon zu hoffen hat. —

Aber nicht genug, daß aus der Schule eines Platon bessere Weltweise hervorgehen: auch so manches andere Gute, das der menschlichen Gesellschaft wichtig ist, wird darin vorbereitet. Denn mit den Wissenschaften hat nun der Schüler zugleich die Methode gefaßt: und eben diese Methode ist es, was ganze Stände gut; ihr herrschender Mangel, was ganze Stände schlecht macht. Die Gründe dieser Behauptung liegen unmittelbar im Vorhergehenden. Der wohlunterrichtete Schüler eines Platon wird sicher ein besserer künftiger Lehrer in jeder Art von Erkenntniß, sicher ein besserer Katechet, ein besserer Prediger werden: denn dieser soll doch etwas anders, als ein Redner, wie Cicero, seyn? — Alle Arten des Vortrags, wovon die auf Schulen gangbaren Autoren den Schülern Begriff und Muster geben, sind Erzählen und Declamiren. Höchstens noch, wenn etwa Briefe des Cicero oder Lustspiele des Terenz gelesen werden, Epistolarstyl und dramatischer Dialog. Das so wichti-

ge, so unentbehrliche Entwickeln und Unterrichten lernen sie aus keinem. Denn wenn man von Niemanden lernt, was er selbst nicht weiß, so wird mans wahrlich nicht vom Cicero lernen, der es nicht konnte. In seinen philosophischen Dialogen ist wenig oder nichts vom Geist und der Manier des Platon. — Ich sage dieses freye Urtheil über ihn um so zuversichtlicher, da schon vor mehrern hundert Jahren Sigonius die Prämissen dazu gesagt hat.

Allein gesetzt auch, es wär' uns wirklich so unendlich wichtig, Redner zu ziehen; wie wurden denn jene Alten, unsere großen Muster, zu Rednern? Aus welcher Schule gingen sie aus? — Aus der Schule des Platon. — Cicero hatte den Platon, von dem er so oft mit Bewunderung spricht, vielleicht mehr als den Demosthenes gelesen; und Gesner urtheilt, meines Erachtens, sehr richtig: daß eben aus seiner Liebe zur Redekunst sein Hang zur akademischen Weltweisheit erklärt werden müsse. Warum wollten denn wir die Schule verachten, in der sich unser großes Muster der Beredtsamkeit, ein Cicero; in der sich auch seine berühmtesten griechischer Vorgänger bildeten? Ein Isokrates, den wir aus dem Diogenes von Laerte als einen Freund des Platon kennen, und ein Demosthenes, cuius ex epistolis intelligi licet, quam frequens fuerit Platonis auditor. (*Cic. Orat.* 4.)

Wir klagen so oft über den Verlust der Originale, der Quellen. Und wie? Die vortreflichste

Quelle

Quelle der Beredtsamkeit wollten wir haben, ohne daß wir uns nur würdigten, daraus zu schöpfen?

Ich muß abbrechen, wenn Ew. Excellenz nichts auch von mir urtheilen sollen, daß ich auf Schulen zu viel habe declamiren lernen. Wirklich hab' ich, den ganzen Aufsatz hindurch, zu viel an die Sache, und zu wenig an den erleuchteten Kenner gedacht, für den die flüchtigste Erinnerung an seine eignen Beobachtungen und Einsichten genug war. Aber ich sah schon voraus, daß, wenn die vorgeschlagene Methode Beyfall erhielte, ich nicht für Ew. Excellenz allein würde geschrieben haben.

Ich bin mit der größten Verehrung u. s. w.

Inhalt.

Seite

Lobrede auf den König. Gehalten den 24. Januar 1781. 1

Uiber die Schönheit des Einfachen. . . 25

Uiber die musikalische Mahlerey. . . . 43

Vorlesung in der Königlichen Akademie der Künste. 69

Rede am Geburtstage des Königs. Gehalten den 15. September 1786. 77

Uiber einige Eigenheiten des Gefühlssinnes. . 101

Uiber Artikel = Hülfs = und Personenwörter der neuern Sprachen. 117

Fragmente über Gegenstände der schönen Wissenschaften. 135

Versuch einer Methode die Vernunftlehre aus Platonischen Dialogen zu entwickeln. An Se. Excellenz den Königl. Staatsminister Freyherrn von Zedlitz. 225

Inhalt.

	Seite
Grundriß des Menon.	231
Einleitung in die Lectionen.	238
Erste Lection.	245
Zweyte Lection.	255
Dritte Lection.	268
Vierte Lection.	279
Fünfte Lection.	291
Sechste Lection.	302
Siebente Lection.	317

SBB013401720493

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob,

J. J. Engels sämmtliche Werke

Bd.: 4. Kleine Schriften. 1802.

Wien 1802
Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.192-m(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720043-4